David Friedrich Strauss: Teil. 1839-1874

Theobald Ziegler





D. F. Strauß.

David Friedrich Strauß

Theobald [illegible]

[illegible]

Verlag von [illegible]



David Friedrich Strauß

von

Theobald Ziegler.

Motto: Gesprochen hab' ich manches Wort,
Geschrieben manches Blatt,
Auch leider manchen Schritt gemacht,
Den man gescholten hat.
Die ihr mich schmäht, so höret doch
Von mir ein Wörtlein an:
Wohl jedem, den kein Husten plagt!
Ich huste, wie ich kann.
(D. Fr. Strauß, Duldung.)

Zweiter Teil:
1839—1874.

Mit einem Bild von Strauß aus seinem 58. Lebensjahr.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1908.

Inhalt des zweiten Teils.

Fünftes Kapitel.

Die christliche Glaubenslehre.

Das Jahr 1839 bildet im Leben von Strauß den eigentlichen Wendepunkt. Zwar äußerlich blieb alles beim alten. In Stuttgart lebte er unvertrieben weiter wie bisher. Daher hatte er auch nicht nötig, auf die Einladung des Fürsten von Pückler-Muskau, der ihm sein altes Stammschloß in Schlesien als Zufluchtsstätte anbot, einzugehen. Diese Einladung war gut gemeint, es war etwas Ritterliches, etwas „Sickingensches“ in der Art, wie ihm der liberale Aristokrat die Hand zum Schutze bot. Daneben hätte es freilich auch der Eitelkeit Semilassos geschmeichelt, wenn er neben Leopold Schefer und Heinrich Laube auch diesen seltenen Vogel seiner Menagerie hätte einverleiben dürfen. In einen Käfig wollte sich aber Strauß nicht sperren lassen, auch wenn er vergoldet war, er blieb lieber ein freier Mann[1]).

Aber innerlich wurde es mit ihm nach den Erfahrungen der letzten Jahre allerdings anders. Bis dahin war er Theologe gewesen und gehörte in die Theologie und in den normalen Gang ihrer Entwicklung mitten hinein. Er hätte auf Grund seiner Leistungen Doktor und Professor der Theologie sein können und hätte beides werden müssen, wenn die theologischen Fakultäten nicht zu engherzig und die Regierungen

[1]) In der Neuen Freien Presse vom 16. März 1873 hat Strauß selber diese ihm wohltuende Episode „zum Andenken an den Fürsten Pückler-Muskau“ erzählt und die Briefe des Fürsten und Leopold Schefers an ihn aus den Jahren 1839 und 1840 mitgeteilt.

— in Deutschland unter theologischem Einfluß, in der Schweiz unter dem Ansturm eines fanatisierten Volkes — nicht zu feige dazu gewesen wären. Jetzt schreibt er die christliche Glaubenslehre, und mit ihr schreibt er sich aus der Theologie hinaus. Nur verstehe man das nicht so, als ob das Buch eine Streit- und Brandschrift oder eine ganz persönliche Absage an die Theologen gewesen wäre. Es war auch jetzt wieder, wie das Leben Jesu, ein streng gelehrtes, durchaus im Rahmen wissenschaftlicher Theologie sich haltendes Werk. Als Theologe hat er sich durch ein theologisches Buch aus der Theologie hinausgeschrieben: das ist die Paradoxie dieser Wendung. Oder sollte es etwa die Paradoxie der Theologie selbst sein? Erfüllte sich am Ende hier an Strauß nur jenes Wort von Schleiermacher in der „Weihnachtsfeier“: „Wenn es mit dem Märchen- und Wunderglauben eines Knaben recht arg geworden, so lasse man ihn nur Theologie studieren, das heilt ihn gewiß“? Auch Strauß war, durch sie, von ihr „geheilt“, und der Heilungsprozeß vollzog sich eben in der christlichen Glaubenslehre, die er jetzt mit aller Energie in Angriff nahm.

Als Student schon hatte er den Plan zu einer auf Hegelscher Grundlage sich aufbauenden Dogmatik gefaßt. Das Leben Jesu und die Kämpfe um dasselbe hatten sich dazwischen geschoben, dieses Buch war sozusagen nur eine Vorarbeit zu seiner Dogmatik gewesen: eine Vorarbeit im großen Stile freilich, wenn wir an das denken, was er historisch-kritisch und exegetisch darin geleistet hat; aber immerhin nur eine Vorarbeit. Für Strauß lag — wenn nicht der Wert, so doch der Zweck des Lebens Jesu wirklich in der „philosophierenden“ Schlußabhandlung, dieses gipfelte nicht nur äußerlich im Dogmatischen. Eine Dogmatik zu schreiben, das war sein frühgefaßter und bis jetzt festgehaltener Lebensplan: warum hätte er ihn nicht ausführen sollen?

Dazu kam in letzter Zeit auch von außen her ein Anlaß, der ihn trieb, sich aufs Dogmatische zu werfen. Er

sollte ja in Zürich Dogmatik lesen, also mußte er sich darauf vorbereiten, mußte eine solche entwerfen. Und so sehen wir ihn seit Ende 1838 eifrig bei dieser Arbeit, die ihn auch nicht losließ, als sich der Plan mit Zürich und damit seine Aussicht auf eine theologische Professur zerschlug. Der Gedanke an Zürich hatte nur den Anstoß gegeben, mit der Arbeit zu beginnen, der Plan selbst ist viel früher und unabhängig davon gefaßt worden — als Lebensplan; deshalb konnte ihn der Züricher Zwischenfall auch nicht davon abbringen.

Noch einmal eine Vorarbeit dazu bildet die zunächst für die Hallischen Jahrbücher geschriebene, über 200 Seiten große Abhandlung „Schleiermacher und Daub in ihrer Bedeutung für die Theologie unserer Zeit", mit der er im August 1839 eine Sammlung zerstreuter Aufsätze aus den Gebieten der Theologie, Anthropologie und Ästhetik unter dem Titel „Carakteristiken und Kritiken" eröffnet hat. Sie gehört zum Feinsten und Tiefsten, was Strauß geschrieben hat. „Dankbare Verehrung" für beide Theologen bildet wirklich den Grundton der Arbeit, auch die Kritik ist daher durchaus maßvoll und bei aller Bestimmtheit im Ton stets ganz sachlich, gemessen und angemessen, aber der Aufsatz darum doch frisch und lebhaft geschrieben. Zuerst wird jeder der beiden Theologen für sich in seiner wissenschaftlichen Entwicklung und nach der Reihe seiner vornehmsten theologischen Schriften betrachtet, wobei uns natürlich der Versuch, die Entwicklung Schleiermachers aus der Romantik heraus und von den Reden über die Religion an bis hinauf zu der Höhe der Glaubenslehre zu zeichnen, ganz besonders interessiert. Man geht noch heute nicht fehl, wenn man, um sich in Kürze über Schleiermachers Werdegang zu orientieren, auf den ersten Abschnitt dieser Straußschen Abhandlung zurückgreift. Auch bei Daub handelt es sich um eine Entwicklung — von Kant über Schelling zu Hegel. Einzig mit dessen Phänomenologie zu vergleichen und auch ausdrücklich dem An-

denken Hegels gewidmet, ist Daubs letzte Schrift „Die dogmatische Theologie jetziger Zeit oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens und seiner Artikel". Über sie sagt Strauß: „Es ist eine Dantesche Hölle, mit den Dogmatiken, Kommentaren und theologischen Zeitschriften der letzten sechzig Jahre geheizt, wo Ghibellinen neben Guelfen, Supranaturalisten neben Rationalisten braten, durch deren verschlungene Gruppen der Geist des verewigten Philosophen den Theologen, wie dort der des Dichters den Dichter als Cicerone hindurchgeleitet; zur göttlichen Komödie aber wird das Ganze durch die in der Darstellung waltende Ironie, welche in der erhabenen Ruhe ihrer immanenten, siegesgewissen Haltung vielmehr Humor zu heißen verdient. Es ist ein Gericht, mit einer durch Mark und Bein dringenden Donnerstimme ausgesprochen; aber leider in einer Sprache, welche, weil weder den Gerichteten noch den Gerichtsdienern verständlich, bis jetzt so viel wie wirkungslos geblieben ist. Das Buch wäre, in ganz anderer Art als die Sentenzen des Lombarden, wert, daß die Theologen künftig Kommentare darüber schrieben; aber warum hat es noch niemand in eine traktablere Sprache umgesetzt? Ich glaube fast, ich wäre hiezu befähigt; aber ich möchte es doch nicht tun, weil ich vorausweiß, daß mir in der meinigen das Buch weniger gefallen würde als in der seinigen. Zu einem so tiefgegrabenen Inhalt gehört auch diese granitene Form. Dennoch bleibt es auf der andern Seite wahr: so muß derjenige schreiben, welcher nicht verstanden, nicht gelesen, auch ohne Wirkung bleiben will." Wir werden bald genug verstehen, warum diese Daubsche Kritik aller Dogmatik Strauß so mächtig imponiert hat: sie war, nur nicht in ihrer unverständlichen Sprache, das nächste Vorbild für seine eigene Glaubenslehre. Im dritten Abschnitt folgt dann die Parallele zwischen Schleiermacher und Daub als Dogmatikern. Sie hebt damit an, daß er jenen den Kant der protestantischen Theologie nennt, Daub dagegen mit Schelling und Hegel

zusammenstellt, und sie schließt mit dem Wort Oktavios im Wallenstein:

Es ist die Stärke, Freund, und Schnelligkeit.

So beweist schon hier Strauß seine Kunst zu charakterisieren, die ihm später in seinen Biographien so trefflich zustatten gekommen ist; darum ist die Abhandlung nicht nur lehrreich für jeden, der sich über Schleiermachers Entwicklungsgang orientieren und von dem heute völlig vergessenen Daub sich ein Bild machen will, sondern sie ist auch ästhetisch genußreich, ein schriftstellerisches Meisterwerk.

Für den Standpunkt von Strauß aber ist in ihr noch besonders bedeutsam das volle Verständnis für das Gefühlsmäßige in Schleiermachers Religiosität und speziell in seinen Predigten, in denen „er sich nach der erkältenden Verstandesarbeit der Woche Sonntags durch die Belebung des gemütlichen Zusammenhangs mit der Gemeinde wieder zu erwärmen pflegte". Selbst für sein erbauliches Ende, wie er, „ehe der Tod ihm die Augen zudrückte, noch den Moment erhaschte, wo er, mit seiner Familie wenigstens, das Mahl der christlichen Gemeinschaft begehen konnte", findet Strauß ein verstehendes, gutes Wort. Indem er aber subjektive und objektive Religion unterscheidet, läßt er doch nur das Wurzeln der ersteren im Gefühl gelten, stimmt dagegen Daub zu, der die Religion im objektiven Sinn „als ein Glauben und Erkennen, mithin als ein Denken faßt"; auch in der Religion muß Vernunft sein.

Von diesem Gegensatz gegen Schleiermacher aus formuliert Strauß schon hier die Aufgabe der Dogmatik. Er findet es „tadelnswert, daß Schleiermacher, statt geradeaus zu gehen, Winkelzüge macht, daß er, wie man wohl Soldaten, die auf der Bühne zu figurieren haben, erst in andere Uniformen steckt, so den philosophischen Truppen, die in seiner Glaubenslehre auftreten, zuvor die Kutte des frommen Gefühls überwirft, die aber, so sorgfältig sie auch gearbeitet ist, doch nicht verhüten kann, daß nicht hin und wieder

bei einer rascheren Bewegung der eigentliche Anzug aus ihr hervorblickt". Aber, wenn hier Schleiermacher wegen der Umgestaltung philosophischer Sätze in Gefühlsaussagen getadelt wird, — haben denn, wird man fragen, philosophische Sätze als solche in der Glaubenslehre überhaupt eine Stelle? Als solche können sie in derselben schon deswegen nicht vorkommen, weil sie hier aus ihrem genetischen Zusammenhang mit dem gesamten System der Philosophie herausgenommen sind; aber vorkommen dürfen, ja müssen sie, wenn anders die Dogmatik ihrer Aufgabe, das Wissen vom Glauben zu sein, genügen will. Das philosophische Denken wird ein theologisch dogmatisches, indem es auf jedem Schritt zugleich Reflexion auf den kirchlichen Glauben und den biblischen Inhalt ist; wobei ein doppelter Gang genommen werden kann: entweder vom Begriff zum Dogma herabzusteigen, das spekulativ Erkannte sofort auch als Lehre der Bibel und Bewußtsein der Kirche nachzuweisen; oder von gegebenen Positionen, dem einzelnen Glaubensartikel, zum philosophischen Begriff aufzusteigen, ihn durch die Dialektik des dogmatischen Stoffs aus diesem hervorzutreiben. Und wenn er dann hinzufügt: „Ich halte die letztere Methode für die richtige", so sehen wir, wie er selbst in dieser Arbeit so etwas wie das Sprungbrett hinüber zu seiner eigenen Glaubenslehre gesehen und in ihr das Programm für jene aufgestellt hat.

Freilich, ehe er an die Ausarbeitung ging, hatte er noch allerlei zu tun. Zunächst wurde 1839 eine neue, die vierte Auflage des Lebens Jesu nötig, und da galt es, den Schritt vom Wege, den er in der dritten Auflage getan, aber noch während der Arbeit daran als einen übereilten und falschen erkannt hatte, wieder zurückzunehmen, die Zweifel an der Echtheit des Johannes-Evangeliums, an denen er dort irre geworden war, wieder in ihr altes gutes Recht einzusetzen und daraus dann im einzelnen die Konsequenzen zu ziehen. Wie er sich in der Vorrede zu der dritten Auflage

über seine Stellung zum Johannes-Evangelium geäußert hat, wissen wir [1]). In der etwa gleichzeitig entstandenen Abhandlung über Schleiermacher und Daub heißt es gegenüber dem ersteren, der die Echtheit des vierten Evangeliums ohne weiteres voraussetzte, vorsichtig: „es kommen aber jetzt konservative und kritische Theologen darin überein, daß nur durch einen äußerst verwickelten kritischen Prozeß dessen Ursprung ausgemittelt und seine Autorität im Verhältnis zu den übrigen limitiert werden kann.“ Jetzt dagegen in der vierten Auflage vermißt er, wieder zuversichtlich geworden, über Johannes ein ähnliches Zeugnis wie das des Papias über Matthäus und läßt sich zugeben, daß wir in keinem unserer Evangelien den unmittelbaren Bericht eines Augenzeugen haben. In der Vorrede aber erklärt er: „Die vorige Auflage hatte des Irenischen zu viel. Die sich durchkreuzenden Stimmen der Gegner, Beurteiler und Mitarbeiter, nach denen aufmerksam hinzuhören ich mir zur Pflicht machte, hatten die Idee des Werkes in mir übertäubt; über dem emsigen Vergleichen abweichender Ansichten hatte ich die Sache selbst aus dem Gesicht verloren. Daher fanden sich, wie ich in gesammelterer Stimmung diese letzte Überarbeitung wieder durchsah, Änderungen, über die ich mich wundern mußte, und durch die ich offenbar mir selbst Unrecht getan hatte.“ Daher stellte er an allen solchen Stellen die früheren Lesarten wieder her, seine Arbeit bei der neuen Auflage bestand nur darin, die Scharten, die in sein gutes Schwert nicht sowohl der Feind gehauen als er selbst hineingeschliffen hatte, wieder auszuwetzen. In den literarischen Denkwürdigkeiten fügt er hinzu: „Doch immer noch nicht genug.“ Das ist richtig, der erste Wurf war doch der beste gewesen. Und deswegen hat er auch recht mit dem Stoßseufzer: „Ich wollte, ich hätte nie was daran geändert.“

---

[1]) S. Bd. I, S. 266.

Die Hauptarbeit aber galt nun wie gesagt der christlichen Glaubenslehre. Einstweilen exzerpiert er und verdirbt sich dabei die Augen, so daß er in dieser Zeit zum erstenmal über sie zu klagen hat. Mit der Ausarbeitung begann er erst nach Neujahr 1840; denn das gelehrte Stoffsammeln und das künstlerische Schaffen hat er zeitlich immer auseinandergehalten. „Der Schriftsteller meiner Art", schreibt er darüber an Rapp, „muß von Anfang des Schreibens schlechterdings wie ein vollgesogener Blutegel sein und von seinen Büchern, wie ein solcher von der Wunde, wegfallen." Die Vorrede zum ersten Band ist vom 2. September 1840 datiert, der zweite Band erschien im Juni 1841; doch war schon im Februar „der letzte eschatologische Nagel in den Sarg des Dogmas geschlagen".

Was uns an diesem Buch zunächst auffällt, das ist der veränderte Ton. Strauß ist, namentlich wenn man an die zwei Jahre zuvor geschriebenen „friedlichen Blätter" zurückdenkt, viel negativer und polemischer, viel leidenschaftlicher und aggressiver geworden. Natürlich, in diese Kampfstellung hatten ihn die Theologen hineingestoßen, nun mußten sie es eben hinnehmen: sie hatten ihn als Feind behandelt, also behandelte er auch sie und ihre Wissenschaft hinfort als den Feind. Er schreibt jetzt, wie er selber sagt, ira et studio. Wenn aber Treitschke[1]) von einem „blöden Haß" spricht, zu dem „der geistreiche Mann in fünf Jahren harter Kämpfe herabgesunken sei und der dem Fanatismus Eschenmayers nichts nachgegeben habe", so sucht man dafür in dem Buch vergebens auch nur die leiseste Spur. Es war der Bruch mit der Theologie, nicht mit ihren einzelnen Vertretern, und der Kampf wurde mit ehrlichen Waffen — nicht blöd und fanatisch, sondern in glänzendster, geradezu elegantester Form geführt. Treitschke hat das Buch wohl nie in

[1]) Treitschke a. a. O., Bd. IV, S. 493.

der Hand gehabt, sonst hätte er so nicht darüber reden können.

Für den Umschwung zur Negation der Kirche und der Theologie gegenüber ist ein Brief an Märklin bezeichnend, den Strauß dem Freund aus Anlaß von dessen Buch über den Pietismus am 3. November 1839 geschrieben hat. Da heißt es: „Um indessen meine Ansicht über Deine jetzige Stellung offen zu sagen, welche Ansicht Dir aber freilich, wie ich klar einsehe, nicht dienen kann, ehe sie sich Dir ebenso aus dem Zusammenwirken äußerer Umstände und innerer Prozesse entwickelt haben wird, wie mir, — meine Ansicht also ist offen gesagt die, daß Du Dich über Deine Stellung zur Kirche in einer Selbsttäuschung befindest. Doch dies habe ich Dir längst gesagt und Du führst in Deinem letzten Schreiben gegen dieses mein Urteil eigene frühere Äußerungen von mir an. Erstlich die Vorrede meines Lebens Jesu, und da gestehe ich denn gleich offen, daß ich auf jenem Hegelschen Standpunkt jetzt nicht mehr stehe, und von der jungfräulichen Erzeugung Christi, seiner Auferstehung usw. als ewigen Wahrheiten nicht mehr sprechen möchte. Was aber die Vorrede zu den zwei friedlichen Blättern betrifft, so ist jene Ansicht allerdings noch immer die meine, und wenn man das, was ich dort beschrieben, noch Christentum nennen will, so habe ich nichts dagegen, sofern auf Worte nichts ankommt. Aber man wird es nicht: und das soll mir um so lieber sein. Orientiere Dich doch nur immer an einem von mir schon früher berührten Punkte, an der Exegese, und Du wirst erkennen, daß der Pietismus und der Kirchenglaube hier auf demselben Boden stehen. Und so ist denn auch das Urteil über Deine Schrift ganz allgemein, soweit ich vernehmen konnte, dieses, daß Du — und nun meinen die einen, aus List, die andern, aus Selbsttäuschung — auf den Sack (den Pietismus) geschlagen, den Esel aber (die Kirchenlehre) gemeint habest. Es ist merkwürdig und von uns wohl zu beherzigen, was es mit

dem uns nachwachsenden Geschlecht, nachdem wir den Damm durchstochen, für eine Wendung genommen: die besseren Köpfe alle, soweit sie für mehr als das Historische Sinn haben, sind über die Illusionen, heißen sie nun Schleiermachersche oder Hegelsche oder wie sie wollen, über diese Illusionen einer Übergangsperiode, die uns noch immer äffen wollen, sind diese Leute hinaus, und wir müssen auf ihren Standpunkt sorgfältig eingehen, um den unsern daran zu prüfen. Nur nicht zu zeitig stehen geblieben und dem Flusse des Fortschritts der Konsequenzen Einhalt getan! Sonst kommen wir in die saubere Stellung, nicht nur von den Altgläubigen wie natürlich angefeindet, sondern zugleich von den Fortschreitenden ausgelacht zu werden. Du mißverstehst mich nicht, als wollte ich vom äußeren Erfolg das Innere abhängig machen, d. h. ermahnen, wir sollen uns darnach in unseren wissenschaftlichen Bestrebungen richten, was sie für Anklang finden, — sondern ich zeige die Außenseite nur als Kehrseite der inneren Natur der Sache. Und in dieser Hinsicht bleibe ich dabei und berufe mich auf das Ergebnis einer aufrichtigen Selbstprüfung bei Dir, daß das Mitmachen und philosophische Aufstutzen der christlichen Dogmen von unserer Seite eitel Affektation ist, daß keine einzige religiöse Empfindung, die wir haben, sich natürlicherweise in eine christliche Form mehr kleidet, ja daß uns die religiösen Gefühle lieber ganz davonfliegen, ehe sie sich in das alte stinkende Käfig der wenn auch noch so zierlich überpappten Kirchenlehre zwingen lassen. Christus für sich mag gewesen sein, wer und was er will, das kann unserer Religion gleichgiltig sein, weil wir keinen Versöhner außer uns, kein Orakel mehr brauchen. Wendest Du ein: aber das Volk! so finde ich ja eben das verkehrt, daß die Wissenschaft sich nach diesen harten Köpfen richten soll; unsere Zeit kann nur dadurch weiter gebracht werden, daß die Wissenden — aber von denen willst Du ja nichts wissen, mit Schartenmayer rufend: o geehrtes Publikum, bring usw.

Ganz wohl und einverstanden; aber glaube nur, daß diese ecclesia invisibilis, eben weil sie letzteres ist, noch viele jetzt ganz unbekannte Glieder hat, und daß gerade unter den jetzt schon reifen Früchten derselben manche sind, die es nur durch inneren Wurmstich wurden, und bald abfallen werden, um den wahrhaft von innen heraus gezeitigten Platz zu machen. Dies, lieber Freund, ist mein Weg; ihn haben aber nicht bloß meine Gedanken, sondern ebensosehr äußere „Führungen", für welche ich der „sogenannten Providenz" nicht genug dankbar sein kann, mich geleitet; darum gehe Du nur getrost den Deinen und tue, was Dir gemäß ist; da Dich so gewiß wie nur irgendeinen die Liebe der Wahrheit leitet, und ich mir ein ähnliches Zeugnis geben darf (von unreinen Beimischungen ist wohl keiner von beiden frei), so werden wir wohl nicht zu weit auseinander kommen."

Dreierlei ist an diesem Briefe bemerkenswert. Hier schon die Frage: Sind wir noch Christen? und als Antwort darauf auch hier schon ein deutlich erkennbares Nein. Zum zweiten der Hinweis auf Jüngere, Fortgeschrittenere: dabei denkt Strauß wohl eher als an Bruno Bauer an Feuerbach, von dem zwar noch nicht „das Wesen des Christentums", wohl aber sein „Pierre Bayle" und der Aufsatz über „Philosophie und Christentum in Beziehung auf den der Hegelschen Philosophie gemachten Vorwurf der Unchristlichkeit" erschienen war. Endlich ist wichtig die Absage an die Schleiermacherschen und an die Hegelschen „Illusionen".

Ganz so weit wie in diesem Brief vom November 1839, in dem die Erregung über die „äußeren Führungen" zu Anfang des Jahres noch deutlich nachzittert, ist er in der Glaubenslehre selbst doch nicht gegangen: an der Arbeit hat er sich beruhigt und seine Anschauungen noch einmal geklärt. Aber den Gegensatz zwischen dem Standpunkt des christlichen Glaubens und dem der modernen Wissenschaft, oder wie er ihn in dem ersten „apologetischen" Teil noch kürzer ausdrückt, den Gegensatz zwischen Glauben und

Wissen hat er auch hier mit unerbittlicher Schärfe formuliert. Bis dahin hatte er mit Hegel die Identität des Inhalts in beiden, in Religion und Philosophie, anerkannt und nur einen Unterschied in der Form gelten lassen wollen: die Religion habe in der Form der Vorstellung dieselbe Wahrheit wie die Philosophie in der freilich höheren Form des Begriffs. Jetzt fragt er: „Ist es denn wahr, ist es nach den eigenen Prinzipien derjenigen Philosophie, von welcher diese Bestimmung des Verhältnisses ausgegangen ist, wahr, daß der Inhalt gegen die Form so gleichgiltig ist? Verhalten sich wirklich beide so äußerlich zueinander, daß bei der Veränderung der einen Seite die andere unverändert beharren kann? Wenn Hegel die Form der Vorstellung, in welcher ihm zufolge die Religion den absoluten Inhalt hat, ungescheut als eine untergeordnete, inadäquate bezeichnet: so fragt sich, ob in einer endlichen Form der Inhalt als absoluter vorhanden sein kann und nicht vielmehr mit dieser Form selbst ein endlicher, der Idee unangemessener wird?“ Und er beruft sich dafür ausdrücklich auf „die durch Hegel angeregte jüngere Philosophengeneration“, auf Frauenstädt, Daumer und Feuerbach, die diese Identität des Inhalts entschieden in Abrede stellen. An den Begriffen Offenbarung, Weissagung, Wunder, Inspiration und Heiliger Schrift, indem er sie kritisch auflöst, weist er es selber nach, daß die kirchlichen Glaubensartikel sich auch inhaltlich nicht decken mit den Vernunftwahrheiten und wissenschaftlichen Einsichten unserer Zeit. So ist zwischen Glauben und Wissen wieder einmal das Band zerschnitten, das die Hegelsche Philosophie knüpfen zu können geglaubt hatte, die Versöhnung der beiden Standpunkte gehört zu ihren großen „Illusionen“. „Wer zum Vernunftglauben noch nicht reif ist, der bleibt beim Offenbarungsglauben. Hier ist eine Kluft zwischen zwei Klassen der menschlichen Gesellschaft, den Wissenden und dem Volke, d. h. den Nichtphilosophierenden der höheren wie der niederen Stände, befestigt,

die sich vielleicht niemals ausfüllen wird.“ Also, ruft er pathetisch aus, „also lasse der Glaubende den Wissenden, wie dieser jenen, ruhig seine Straße ziehen; wir lassen ihnen ihren Glauben, so lassen sie uns unsere Philosophie; und wenn es den Überfrommen gelingen sollte, uns aus ihrer Kirche auszuschließen, so werden wir dies für Gewinn achten: falsche Vermittlungsversuche sind jetzt genug gemacht; nur Scheidung der Gegensätze kann weiter führen“.

Dieses Aufgeben des Glaubens an die inhaltliche Identität von Religion und Philosophie ist nicht nur für die nächste Aufgabe, die es in dem vorliegenden Buch zu lösen galt, sie ist auch für Strauß selbst und seine ganze innere Entwicklung bis in sein letztes Buch hinein wichtig. Durch die christliche Glaubenslehre hat er sich nicht bloß aus der Theologie, er hat sich damit auch an einem Hauptpunkt aus der Hegelschen Philosophie hinausgeschrieben; und weil er nun für längere Zeit mit der Theologie auch der Philosophie untreu wird, so fehlt ihm von nun an, wie er 1869 an Professor Biedermann in richtiger Selbsterkenntnis schreibt, „der feste Rückhalt eines philosophischen Systems“. Und es ging ihm, als er mit und nach der Theologie auch wieder zur Philosophie zurückkehrte, ebenso wie es Feuerbach gegangen ist: er war dann ohne einen solchen Rückhalt „gegen die Sirenenstimmen des Materialismus nicht gesichert“. Allein ein konsequenter Materialist konnte er doch auch nicht werden, dazu waren die Jugendeindrücke zu mächtig, und diese wiesen ihn immer wieder zu Hegel und zum Hegelschen Idealismus zurück. So hat der Standpunkt des alten und des neuen Glaubens und der dort gemachte Versuch, Materialismus und Idealismus als gleichberechtigt in eins zu setzen, hier in der Apologetik der christlichen Glaubenslehre seine Wurzel. Oder anders ausgedrückt: Strauß brach mit der Theologie und hörte doch nicht auf, Theologe zu sein; darum konnte er in den sechziger Jahren wieder zu ihr zurückkehren. Und ebenso

ging es ihm mit der Philosophie: er brach mit einer Grundanschauung Hegels und hörte doch nicht auf, Hegelianer zu sein; darum konnte er in seinem letzten Buch Materialist und Hegelianer zugleich sein und somit auch hier wieder zu seiner ersten Liebe zurückkehren.

Doch damit greifen wir vor. Hier wird vielmehr eine andere Frage brennend, die wir bisher immer zurückgeschoben haben und die nun endlich zur Beantwortung reif ist, die Frage, ob jener scharfe Trennungsstrich, den Strauß in der Glaubenslehre zwischen Glauben und Wissen macht, nicht auf einer falschen, weil allzu intellektualistischen Auffassung des Glaubens und der Religion beruht? Vom Standpunkt des Lebens Jesu und der Streitschriften aus ließ sie sich noch nicht mit Bestimmtheit beantworten, wenn es auch oft so klang, als ob Strauß im Gegensatz zu Schleiermacher mit Hegel die Religion allzu einseitig als Denken, als Sache („Form") der Vorstellung gefaßt habe. Aber schon bei Hegel liegt die Sache nicht so intellektualistisch einfach. Die Religion, sagt dieser in der Einleitung zur Religionsphilosophie[1]), ist „die Region, worin alle Rätsel der Welt gelöst, alle Widersprüche des tiefersinnenden Gedankens enthüllt sind, alle Schmerzen des Gefühls verstummen, die Region der ewigen Wahrheit, der ewigen Ruhe. In der Beschäftigung mit ihr entladet sich der Geist aller Endlichkeit, diese Beschäftigung gibt die Befriedigung und Befreiung; sie ist absolut freies Bewußtsein, das Bewußtsein der absoluten Wahrheit und so selbst wahrhaftes Bewußtsein; als Empfindung bestimmt ist sie der Genuß, den wir Seligkeit nennen, als Tätigkeit tut sie nichts anderes als die Ehre Gottes zu manifestieren, die Herrlichkeit desselben zu offenbaren. Die Völker haben dies religiöse Bewußtsein als ihre wahrhafte Würde, als den Sonntag des Lebens angesehen; aller Kummer, alle Sorge, diese Sandbank der Zeitlich-

---

[1]) Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion, Bd. I, S. 3f. (elfter Band der Werke).

keit, verschwebt in diesem Äther, es sei im gegenwärtigen Gefühl der Andacht oder in der Hoffnung. In dieser Region des Geistes strömen die Lethefluten, aus denen Psyche trinkt, worin sie allen Schmerz versenkt, alle Härten, Dunkelheiten der Zeit zu einem Traumbild gestaltet und zum Lichtglanz des Ewigen verklärt.“ Ich weiß nicht, ob man das Gefühlsmäßige in der Religion besser und schöner anerkennen kann, als es hier geschehen ist. Und darin weiß sich Strauß mit Hegel eins. So schon in seiner Definition des Glaubens: „Die Art und Weise“, sagt er, „wie der Mensch den Inhalt der Offenbarung sich aneignet, die innere Beistimmung, die er, nicht infolge kritischer oder philosophischer Untersuchungen, ja oft im Widerspruche mit solchen, sondern überwältigt durch ein Gefühl, das die evangelische Kirche das Zeugnis des heiligen Geistes genannt hat, das aber in der Tat nur die Empfindung der Identität des im Individuum geweckten religiösen Lebens mit dem in der Schrift dargestellten und in der Kirche waltenden ist, — die Beistimmung, welche infolge dieses Gefühls der Mensch dem Schriftinhalt und der Kirchenlehre zollt, heißt in der kirchlichen Sprache der Glaube.“ Ganz besonders bezeichnend aber ist, wie er die Hegelsche Bestimmung von der Form der Vorstellung ergänzt und korrigiert: er macht daraus „die Form und unmittelbare Weise des Gefühls und der Vorstellung“. Man wird nicht fehlgehen, wenn man hierin den Einfluß Schleiermachers sieht, dessen „musikalische Religion“ er so gut nachzuempfinden und so trefflich zu charakterisieren verstand. Endlich spricht er es auch geradezu aus, daß „das Gemüt der Boden sei, dem die Religion unmittelbar entsprieße“. Nur will er mit Hegel anerkannt wissen, daß „auch die Vernunft, die objektive Tätigkeit der Intelligenz, ihren Samen in diesen Boden streue, daß mithin die aus demselben aufkeimende Religion an beiden Seiten Anteil habe“. Aber wie steht es dann mit dem Wissenden und seinem Gemüt, wenn seine Wege sich von denen des Glaubenden

trennen? Wird dieses dadurch nicht verarmen? Nein; denn „dem wahrhaft Philosophierenden gewährt das System seiner philosophischen Überzeugungen von dem Wesen des Absoluten und seinem Verhältnis zum Endlichen, von der Natur und Bestimmung des Menschen usw. ganz dieselbe innerste und die Einheit seines Wesens mit sich abschließende Befriedigung, welche dem Gläubigen der Inbegriff christlicher Glaubenswahrheiten gewährt. Religion und Philosophie tun demselben höchsten Bedürfnis des Geistes genug: mit sich selbst ins reine zu kommen, des Einklange seiner endlichen Erscheinung mit seinem absoluten Wesen inne zu werden; nur daß die Religion sich zu diesem Behufe mit Gefühlen und Vorstellungen begnügt, zu deren Erregung und Ausdruck sie eines besonderen Kreises von Darstellungen und Übungen bedarf; wogegen die Philosophie diesen letzten Schleier zerreißt und zur Anschauung der Sache selbst, zum Begriffe vordringt." Man wird hier an Spinoza denken müssen. Aber immerhin, mit dieser letzten Wendung kommt Strauß doch wieder auf den früheren intellektualistischen Gegensatz von Vorstellung und Begriff zurück; und so wird man sagen können: Strauß habe die Gefühlsseite in der Religion nicht verkannt, er habe in der Zusammenstellung „Gefühl und Vorstellung" Schleiermacher und Hegel zu vereinigen gesucht; aber der Intellektualismus und Panlogismus schlägt allerdings wie bei dem Meister, bei Hegel selber, so auch bei ihm immer wieder vor, und macht seinen Religionsbegriff einseitiger und enger, den Gegensatz zwischen Religion und Philosophie gespannter und gefährlicher, als er freilich immer ist.

Für das Buch aber kommt das doch kaum in Betracht. Glaubenslehre, Dogmatik ist Wissenschaft und will es sein; die Theologie ist nicht Religion, sondern ist Wissenschaft oder sollte es doch sein. Als solche muß sie sich aber durchaus vor das Forum der Vernunft und des Denkens stellen und daraufhin prüfen lassen, ob sich ihre Glaubenssätze mit

den Gedanken der Vernunft, mit der Philosophie und dem philosophisch gebildeten Bewußtsein unserer Zeit zusammen denken lassen. In diesem Sinn präzisiert Strauß die Aufgabe seiner Glaubenslehre und ihre Stellung zur bisherigen Dogmatik so: „Sie soll der dogmatischen Wissenschaft dasjenige leisten, was einem Handlungshause die Bilanz leistet. Wird es durch diese gleich nicht reicher, so erfährt es doch genau, wie es mit seinen Mitteln daran ist: und das ist oft ebensoviel wert als eine positive Vermehrung derselben. Eine solche Übersicht über den dogmatischen Besitzstand ist in unseren Tagen um so dringenderes Bedürfnis, als sich die Mehrzahl der Theologen hierüber die größten Illusionen macht. Man schlägt den Abzug, den die Kritik und Polemik der zwei letzten Jahrhunderte vom alten theologischen Grundstocke gemacht hat, viel zu gering an, und dagegen die zweideutigen Hilfsquellen, die man in der Gefühlstheologie und mystischen Philosophie des gegenwärtigen gefunden zu haben glaubt, viel zu hoch. Man meint die Prozesse, welche über jene Ausfälle noch obschweben, zum größten Teile schon gewonnen zu haben und aus den neueröffneten Schachten der reichsten Ausbeute gewiß zu sein. Es könnte aber der Fall eintreten, daß jene Prozesse sämtlich an einem Tage verloren gingen: und wenn dann zudem noch diese neuen Gruben die Hoffnung täuschten, so wäre das Falliment unvermeidlich. Grundes genug, sich in Zeiten vorzusehen und genau zu untersuchen, was an den früheren Verlusten wirklich unwiederbringlich und was etwa noch beizutreiben ist, ebenso was bei den neueren Unternehmungen als sicherer Gewinn in Aussicht steht und wie sich, dies alles wohl berechnet, die Aktiva zu den Passiva verhalten."

Um eine kritische Überschau handelt es sich also hier, wie fünf Jahre zuvor beim Leben Jesu. Allein „die subjektive Kritik des einzelnen ist ein Brunnenrohr, das jeder Knabe eine Weile anhalten kann. Die Kritik, wie sie im Laufe der

Jahrhunderte sich objektiv vollzieht, stürzt als ein brausender Strom heran, gegen den alle Schleusen und Dämme nichts vermögen"; oder noch kürzer und epigrammatischer: „Die wahre Kritik des Dogma ist seine Geschichte." Es ist nämlich dieser kritische Prozeß nicht erst von dem heutigen Theologen zu veranstalten, sondern er liegt in der ganzen Entwicklungsgeschichte des Christentums bereits vor, und der jetzt lebende Theologe hat ihm bloß zuzusehen und ihn begreifend zusammenzufassen. So wird diese Art der Dogmatik vielmehr zur Dogmengeschichte, der Dogmatiker zum Historiker. „Alle die Tiegel und Retorten, in welchen das Dogma geschmolzen und destilliert, alle Reagentien, durch die es in sich zersetzt werden, alle Gefäße, in denen es gären und abschäumen muß, sind nicht erst von uns zu machen und in Tätigkeit zu setzen, sondern wir dürfen sie nur nehmen, wie sie als kirchliche Parteien und Streitigkeiten, als Ketzereien und Synoden, als Rationalismus, Philosophie u. s. f. bereits gegeben sind."

Es ist interessant und instruktiv zugleich, die Straußische Glaubenslehre mit einer anderen, 700 Jahre vor ihr geschriebenen Dogmatik zu vergleichen, ich meine das für die Theologie nicht weniger böse Buch von Peter Abälard „Sic et non". Und merkwürdig, die beiden Bücher, die es auf eine „Unterwühlung der Theologie" abgesehen haben, stehen durchaus auf dem Boden ihrer Zeit und Zeitanschauung, Abälard auf dem scholastischen, Strauß auf dem Hegelschen, und doch kommen sie beide zu demselben Ziel. Abälards Buch hält sich durchaus an das Traditions- und Autoritätsprinzip der kirchlichen Scholastik, aber er entdeckt ein für dieses Prinzip Verhängnisvolles: daß die Tradition der Väter zwiespältig ist und die Autoritäten sich widersprechen. Und nun stellt er unerbittlich diese Widersprüche, das Ja und das Nein der Autoritäten nebeneinander und läßt dadurch, daß er sich weder für das eine noch für das andere entscheidet, den Leser und damit das christliche Subjekt überhaupt ratlos stehen vor diesem Ja und Nein zugleich. Im neunzehnten Jahr-

hundert war an die Stelle der alten eine neue Scholastik getreten, die Hegelsche Philosophie und ihre dialektische Methode. Aber die Philosophie Hegels war erfüllt vom Geist der Geschichte, der Begriff, mit dem sie operierte und die Welt in ihr Begriffsnetz einzufangen suchte, war der der Entwicklung. Strauß stellt sich wie im Leben Jesu so jetzt in der Glaubenslehre auf diesen Hegelschen Boden und behandelt von ihm aus das Dogma entwicklungsgeschichtlich, er wirft es rettungslos hinein in den Strom der Zeit, in den Wandel der Geschichte, in die mit Ja und Nein aufeinanderfolgenden und einander ablösenden Perioden. So verwandeln beide die Dogmatik in Dogmengeschichte und zerstören dadurch den Glauben an ewige Wahrheiten und an die ewige Wahrheit des Christentums und seiner Dogmen. Die Dogmatik wird wirklich zur Danteschen Hölle und ihre Geschichte zu einer göttlichen Komödie wie bei Daub.

Zu dieser Art geschichtlicher Behandlung brauchte Strauß aber vor allem eines: Wissen, Gelehrsamkeit, Belesenheit. Und so ist denn auch in der Tat wieder wie beim Leben Jesu der erste Eindruck der, daß wir hier das Werk eines gründlich gelehrten Theologen vor uns haben. Er selbst sagt darüber: „Daß ich zum Behufe genetischer Darstellung des orthodoxen Systems die dogmatisch wichtigeren Werke aus alter wie aus neuer Zeit selbst studiert habe, werden Kenner bemerken; daß ich in Fällen von untergeordnetem Belange auch bewährte Monographien und Sammlungen benutzte, werden diejenigen in der Ordnung finden, welche die Masse der Quellen kennen und den Zweck meiner Schrift erwägen; in der Literatur der negativen Seite wird man mir selbständige Belesenheit ohnehin zutrauen.“ So ist es: Strauß hatte überall in den Quellen gelesen und aus ihnen geschöpft, aber er hat natürlich nicht alles gelesen, nicht alles lesen können. Sein Werk ist aus den Quellen herausgearbeitet, aber es war nicht in allen Partien gleichmäßig aus dem Vollen geschöpft. War ihm die negative Seite, wie er selbst andeutet, am besten bekannt, so

wird man ihm umgekehrt kein Unrecht tun, wenn man sagt, daß seine Kenntnis der Scholastik vielfach lückenhaft gewesen ist. Da er die wichtigsten Quellenstellen im Text oder in den zahlreichen Noten selber beibringt, so kann man ihn darin ja durchaus kontrollieren. Im ganzen aber war die Belesenheit für den noch immer erst 32 jährigen, der bereits ein „Leben Jesu" hinter sich hatte, eine bewundernswert große und umfangreiche.

Das Werk gliedert sich in zwei ungleiche Hälften: die kleinere Apologetik, die die formalen Grundbegriffe der christlichen Glaubenslehre behandelt und in der uns schon bekannten Auseinandersetzung über das Verhältnis von Glauben und Wissen gipfelt, und die größere Dogmatik — der materiale Inbegriff der christlichen Glaubenslehre. In der eigentlichen Dogmatik kommt die Anlage des Ganzen deutlicher zum Ausdruck. Wir erinnern uns an den alten dreiteiligen Plan zum Leben Jesu, solange dieses noch im Zusammenhang und als Vorarbeit zur Dogmatik gedacht war: es sollte in einen traditionellen, einen kritischen und einen dogmatischen Teil zerfallen. Dem entspricht jetzt der längst schon entworfene und im wesentlichen festgehaltene Grundriß der Dogmatik. Nach dem Schema der altprotestantischen Dogmatik werden die einzelnen „Loci" durchgenommen: vom Dasein, vom dreieinigen Wesen und von den Eigenschaften Gottes; von der Schöpfung und den vornehmsten Geschöpfen und deren Urzustand; vom Sündenfall und der Erlösung, wobei zuerst über die Person, dann über das Geschäft Christi geredet wird; von Vorsehung und Übeln; von Sünde und Gnade; von den Gnadenmitteln und der Kirche, von den letzten Dingen und der Unsterblichkeit. Dabei wird jedesmal 1. die traditionelle Lehre dargestellt a) als biblische, b) als kirchliche, und diese wiederum α) als patristisch-scholastische, β) als orthodox protestantische. Darauf folgt 2. die Kritik, die Auflösung der kirchlichen Lehre durch den Rationalismus, den Strauß mit den Sozinianern (und Arminianern) einsetzen läßt, weshalb er sie einmal

„die Wasserscheide" zwischen der alten Orthodoxie und dem neueren, bereits rationalistisch angekränkelten Supranaturalismus genannt hat. Ihre Angriffe auf das orthodoxe System werden darum besonders eingehend behandelt, aber dann doch vor allem die Keulenschläge Spinozas im Tractatus theologico-politicus und die Kritik der englischen und deutschen Aufklärung in den Vordergrund gerückt. Den Schluß dieser Ausführungen und den Übergang zum dritten Abschnitt bildet gewöhnlich die Umbildung der Dogmen in der Schleiermacher'schen Glaubenslehre. Endlich kommt 3. das begrifflich-spekulative Denken an die Reihe, das mit Kant anhebt und mit Hegel und seiner Schule endigt. In dem ursprünglichen Plan hatte sich das Strauß freilich anders gedacht — als die Versöhnung zwischen Glauben und Wissen, als die Wiederherstellung des Dogmas auf höherer Potenz, als Nachweis der inhaltlichen Identität der kirchlichen Lehre mit den Gedanken und Begriffen der Hegelschen Spekulation. Der Glaube an diese Identität war aber nun aufgegeben, und daher wurde jetzt auch diese spekulative Behandlung und Umdeutung wesentlich nach ihrer zersetzenden, auflösenden Seite, im Gegensatz und als Gegensatz zum Dogma gefaßt. Man sieht dies schon äußerlich daran, daß sie nicht immer in einem besonderen letzten Abschnitt für sich dargestellt, sondern vielfach mit dem zweiten auflösenden Teil in eins zusammengenommen wird.

Daß aber das Resultat darum doch nicht bloß negativ, das Fazit nicht = 0 war, versteht sich von selbst. An die Stelle, nicht der Religion, aber der Theologie tritt als Positives die Philosophie, an die Stelle des christlichen Glaubens die moderne Weltanschauung, die „philosophische Versöhnung des Geistes mit sich selbst", die dem Philosophen auch für Gemüt und Herz dieselbe höchste Befriedigung gewähren soll, wie dem Gläubigen die religiöse. Machen wir uns dieses Positive an ein paar Beispielen klar, die zugleich die Quintessenz der damaligen Anschauungen von Strauß in

sich schließen. Zunächst am Gottesbegriff. In der Spekulation unserer Tage hat Gott aufgehört, eine Person neben oder über anderen Personen zu sein. Dafür ist er ihr „die ewige Bewegung des sich stets zum Subjekt machenden Allgemeinen, das erst im Subjekte zur Objektivität und wahrhaften Wirklichkeit kommt". Nicht als Einzelpersönlichkeit, wohl aber als Allpersönlichkeit muß Gott gedacht werden; statt unsererseits das Absolute zu personifizieren, müssen wir es als das ins Unendliche sich selbst personifizierende begreifen lernen: unser Gottesbegriff ist nicht theistisch, sondern pantheistisch.

Vom Leben Jesu her interessiert uns weiter die Christologie der Glaubenslehre. Wir sind begierig zu erfahren, ob Strauß wieder zu der ursprünglichen Auffassung in der Schlußabhandlung des Lebens Jesu zurückgekehrt oder ob er bei dem genialen Individuum der Friedlichen Blätter geblieben ist? Natürlich das erstere: denn in der Glaubenslehre handelt es sich nicht um den Jesus der Geschichte, sondern um den Christus des Glaubens. Nachdem — diesmal in einem besonderen Paragraphen — Schleiermachers Christologie dargestellt und gezeigt worden ist, daß ihre Grundlage, die postulierte Notwendigkeit eines unsündlichen und schlechthin vollkommenen Christus, hinfällig, diese ganze Christologie damit auf Sand gebaut sei und darum gegen die täglich steigenden Wasser und Winde der Kritik unmöglich standhalten könne, kehrt er in dem Abschnitt über die spekulative Christologie einfach zu sich und seinen Aufstellungen in der „Schlußabhandlung" des Lebens Jesu zurück. Um die Idee des Gottmenschen, der Menschwerdung Gottes handelt es sich, aber nicht als um einen einmaligen historischen Vorgang und eine einzige geschichtliche Persönlichkeit, sondern um die Menschheit, der allein alle jene Prädikate zukommen, die die Kirche Christo beigelegt hat. Denn, wiederholt er, es ist nicht die Art, wie die Idee sich zu verwirklichen pflegt, in Ein Exemplar ihre ganze Fülle auszugießen und gegen alle anderen

zu geizen, in jenem Einen vollständig, in allen übrigen hingegen immer nur unvollständig sich abzudrücken. Darin sieht er nicht etwa nur seine persönliche Meinung, sondern die echte Konsequenz der Hegelschen und überhaupt der modernen Philosophie in ihrer Entwicklung von Spinoza an. Und nachdem er die inzwischen erfolgten Verteidigungsversuche, für die historische Persönlichkeit Jesu doch wieder eine absolute Bedeutung zu gewinnen, sei es nun vom Standpunkt der Hegelschen Philosophie oder von dem der Schleiermacherschen Theologie aus, zurückgewiesen hat, schließt er mit dem stolzbescheidenen Wort: „Nach allem diesem mag es vielleicht Unverstand sein, aber Eigendünkel ist es gewiß nicht, wenn ich hier die Überzeugung ausspreche, daß, um die Christologie über den Standpunkt meiner Schlußabhandlung zum Leben Jesu hinauszuführen, noch das erste verständige Wort vorzubringen ist.“

Andererseits hat er aber doch auch einiges zurückzunehmen: die Konzessionen im dritten Heft der Streitschriften und in dem Aufsatz „Vergängliches und Bleibendes im Christentum“. Es waren ihrer zwei: einmal daß wir in Jesus wirklich ein Höchstes in seiner Art haben, über das keine Zukunft hinauskommen könne, und fürs andere, daß er derjenige sei, „ohne dessen Gegenwart im Gemüte keine vollkommene Frömmigkeit möglich ist“. Dem ersten gegenüber fragt Strauß den Rationalisten, woher er denn wisse, daß Jesus die erhabenste und vollkommenste Gestalt in der ganzen Geschichte gewesen sei? „Hat er ihn an allen anderen wirklich gemessen? und konnte er es auch nur mit Sicherheit bei der vergrößernden und verherrlichenden Zeichnung, die, wie er selbst gesteht, die neutestamentlichen Schriftsteller von Jesu entwerfen?“ Dem Schleiermacherianer Schweizer aber, seinem Gegner in der Züricher Berufungsfrage, der erklärt hatte, überall sonst sei der Stifter einer Schule, der Urheber einer Richtung größer, als die Schar seiner Nachfolger, erwidert er, damit zugleich sich selbst korrigierend, schlagfertig: „Gewiß, aber

darum kein Größtes"; vielmehr treten nach solchen Bahnbrechern über kurz oder lang andere auf, die das von jenen Begonnene weiterführen und in denen die in jenen noch mühsam ringende und schwankende Idee zu reinerer und vollerer Darstellung gelangt. Wenn aber — wie er das in den Friedlichen Blättern selber eingeräumt hatte — das religiöse Gebiet sich von allen anderen dadurch unterscheiden solle, daß hier ein Erster zugleich ein absolut Größter, ein schlechthin Vollkommener sei, über den nicht hinausgegangen werden könne, so wäre ja damit die Analogie, in die Jesus mit andern genialen Persönlichkeiten gesetzt wird, wieder aufgehoben: während sie auf der einen Seite nur denkbar macht, was nicht geleugnet wird, den relativen Vorzug Jesu vor dem nächsten Kreise der durch ihn Angeregten, läßt sie auf der anderen Seite gerade das, was bewiesen werden soll, die absolute Größe Christi, als die einzige ungeheure Ausnahme von aller Analogie erscheinen.

Was aber das andere anlangt, die Bedeutung des historischen Jesus für uns und unsere Frömmigkeit, so stellt sich Strauß im Abschnitt „von dem Geschäfte Christi" auf den Boden der spekulativen Versöhnungslehre, die den geschichtlichen Prozeß des Leidens und Sterbens Christi als einen allgemeinen und geistigen faßt. Auch dabei könnte das historische Faktum noch immer als für uns bedeutsam festgehalten werden. Allein wenn Hegel recht hat — und er hat recht — mit der Behauptung, daß das Wissen um die Aufhebung des Gegensatzes von Substanz und Subjekt, von selbstloser Allgemeinheit und vom einzelnen endlichen Selbst die Versöhnung des Geistes mit sich selber sei, so bleibt für die wirkliche Geschichte, an der diese im Laufe der religiösen Entwicklung der Menschheit allmählich herangereifte Idee etwa Veranlassung nahm, ins Bewußtsein hervorzutreten, keine Art von wesentlicher Wichtigkeit im modernen Bewußtsein übrig; das geschichtliche Faktum ist als ein für den Geist gleichgültiges fallen zu lassen, das Nähere seines Hergangs

zu ermitteln ist lediglich Sache der historischen Kritik, der große Einzelne, der Jesus der Geschichte gehört nicht in die Dogmatik. Gegenüber den erhitzten christozentrischen, auf Schleiermacher und heute auf Ritschl zurückgehenden Werturteilen ist das freilich ein sehr kühler Abschluß der Christologie: man sieht, der fiebrige Pulsschlag, wie wir ihn in den Friedlichen Blättern verspürt haben, hat sich inzwischen völlig beruhigt. Das historische Interesse am Stifter unserer Religion war durch das „Leben Jesu" vollauf befriedigt und hatte sich darin vorläufig durchaus erschöpft.

Neben der Christologie lag ihm — das geht aus verschiedenen Briefstellen deutlich hervor — der letzte Abschnitt der Dogmatik, das Kapitel von den letzten Dingen besonders am Herzen. Denn hier scheidet sich der Glauben mit seinen Jenseitigkeiten am deutlichsten von der Philosophie, die aller transzendenten Befriedigung entsagen und sich durchaus mit dem Diesseits begnügen muß. In den Friedlichen Blättern, als er einen Augenblick das Vertrauen auf Kritik und Philosophie verloren hatte, hatte er auch hierüber einen Augenblick geschwankt und zugegeben, daß sich die Unsterblichkeit wenigstens nicht widerlegen lasse. Jetzt ist er wie einst in seinem Brief an Binder[1]) seiner Sache wieder gewiß. Das Kapitel zerfällt in zwei Hauptstücke: die kirchliche Lehre von den letzten Dingen und die Unsterblichkeitslehre der modernen Reflexion. Den ganzen reichen Hausrat der kirchlichen Eschatologie, aus der er ja zwei Hauptpunkte, die Frage nach der Auferstehung und nach der Wiederbringung aller Dinge, früher schon herausgegriffen und jene in einer Preisarbeit, diese in seiner Doktordissertation bearbeitet hatte, überläßt nun das moderne Ich ohne sonderliche Gemütsbewegung dem kritischen Brande und ist zufrieden, daraus wenigstens seine nackte Fortdauer nach dem Tode zu retten. Wie steht es aber damit? Auch die Unsterblichkeitsbeweise

[1]) s. Bd. I, S. 110 ff.

sind wie die Beweise fürs Dasein Gottes alle hinfällig, sowohl der Beweis aus der Notwendigkeit einer sittlichen Vergeltung als der teleologische, der die Notwendigkeit einer innerlichen Fortdauer des Individuums mit der Bestimmung desselben, seine gesamte Anlage zu verwirklichen und sich auszuleben, begründen möchte. Auch hiergegen gilt: nur die Anlage der Gattung ist (relativ) unendlich und unerschöpflich, die des Einzelwesens kann nur eine endliche sein; somit ist auch hier auf seiten des Glaubens dieselbe Verwechslung zwischen Gattung und Individuum wie in der Christologie. Der metaphysische Beweis endlich beruht auf der Voraussetzung eines Dualismus zwischen Leib und Seele und auf der Voraussetzung der Monadologie. Dieser letzteren gegenüber erklärt Strauß ganz hegelisch: „Die spekulative Weltansicht der neueren Zeit weiß nichts mehr von vielen, sondern nur von einer Substanz; sie versetzt das Substantielle nicht in die Einzelwesen, sondern jenseits ihrer in den absoluten Geist, zu welchem sich die Individuen als wechselnde, mithin wie entstandene so auch vergängliche Akzidentien, als vorübergehende Aktionen seiner immanenten Negativität verhalten". Wie nun in dieser Spinozistisch-Hegelschen Weltansicht, die hier durchaus die seinige ist, „die Unsterblichkeit noch eine Stätte finden sollte, ist nicht einzusehen". Freilich hat es nicht an Versuchen gefehlt, die Unsterblichkeit vom Standpunkt der modernen Spekulation aus zu halten und zu begründen. Göschel gegenüber verteidigt er hier mit Recht Hegel, der in diesem Punkte niemals Konzessionen gemacht habe, gegen die Mißverständnisse und falschen Deutungen dieses Apologeten, und vollends der Versuch des „Halbphilosophen" Weiße ist so elend ausgefallen, daß der Spott und Hohn, den Strauß darüber ausgießt, vollauf gerechtfertigt ist. Was bleibt aber dann als das Positive allen diesen Negationen gegenüber übrig? Nach Hegel das, daß die Unsterblichkeit nicht als etwas erst Zukünftiges, sondern als gegenwärtige Qualität des Geistes, als seine innere Allgemeinheit, seine Kraft, sich über alles

Endliche hinweg zur Idee zu erheben, aufgefaßt werden muß. Oder noch einfacher nach Schleiermacher in den Reden über die Religion: „mitten in der Endlichkeit eins zu werden mit dem Unendlichen und ewig zu sein in jedem Augenblick, ist alles, was die moderne Wissenschaft über Unsterblichkeit zu sagen weiß". Die Gemüter aber, denen „unsere Eschatologie wie unser Gott als ein Moloch erscheinen möchte", verweist er zur Beruhigung auf die Verse von Angelus Silesius:

Mensch, wo du deinen Geist schwingst über Ort und Zeit,
So kannst du jeden Blick sein in der Ewigkeit.
Ich selbst bin Ewigkeit, wenn ich die Zeit verlasse
Und mich in Gott und Gott in mich zusammenfasse;

oder auf Rückerts schönes Gedicht „Die sterbende Blume", wo „unsere Eschatologie samt dem ganzen Verlaufe der Gemütsdialektik, mittelst deren eine solche Resignation zustande kommt, in anmutigen Formen dargestellt ist".

Mit dieser Auflösung des künftigen Jenseits in ein ewiges Diesseits ist das Geschäft der Dogmatik beendet. „Denn das Jenseits ist zwar in allen der eine, in seiner Gestalt als Zukünftiges aber der letzte Feind, welchen die spekulative Kritik zu bekämpfen und womöglich zu überwinden hat." Oder wie er später einmal gesagt hat: „Das Aufgeben des Unsterblichkeitsglaubens ist der Weisheit Anfang; denn er ist die lange Bank, die allgemeine Eselsbrücke, die schlechterdings keine Vernunft aufkommen läßt". Eine Weltanschauung der Diesseitigkeit also ist an die Stelle der auf das Jenseitige gerichteten kirchlich-christlichen Glaubenslehre getreten, Wissen an die Stelle von Glauben, Philosophie an die Stelle von Theologie. Die Religion aber ist als Stufe und Vorstufe des fühlenden und vorstellenden Geistes für den denkenden und begreifenden Geist begriffen und anerkannt, wie gerade die letzten Ausführungen über die Unsterblichkeit noch einmal die Notwendigkeit einer Befriedigung des Gemüts und seiner Bedürfnisse gezeigt haben. Dem Bedürfnis, mit sich selbst ins reine zu

kommen und des Einklangs seiner endlichen Erscheinung mit seinem absoluten Wesen inne zu werden, muß diese „Spinozisch-Hegelsche Weltansicht“ Genüge tun, wenn sie bestehen soll; und sie tut ihm Genüge, denn in ihr steckt, obwohl sie Philosophie ist, doch selbst etwas wie Religion und Glaube, Spinoza und Hegel und mit ihnen Strauß sind Pantheisten. Der Pantheismus aber ist jederzeit fromm und Gottes voll, die pantheistische Philosophie getragen und erfüllt vom frommen Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit. Daher hatte Strauß später ganz recht zu sagen, daß er sich niemals „dazu habe verstehen können, die Religion als solche nur wie eine notwendige Schwachheit der menschlichen Natur zu betrachten“. So war das Resultat seiner „christlichen Glaubenslehre“ zwar nicht mehr christlich, aber es war noch religiös, war wirklich noch Glaubenslehre. Nur hat er, immer noch nicht ganz losgelöst von der Hegelschen Ansicht über das Verhältnis von Religion und Philosophie, damals dem alten Glauben das moderne Wissen entgegengestellt; dreißig Jahre später ist er vorsichtiger und bescheidener geworden und redet dem alten Glauben gegenüber nur von einem neuen Glauben. Die Frage: Haben wir noch Religion? beantwortet er aber als Pantheist, der er immer geblieben ist, auch dann noch wie jetzt mit Ja.

Über eines kann noch Zweifel sein: ob das alles nur für den Philosophen gilt, oder ob die Ergebnisse dieses modernen Wissens, dieser philosophischen Versöhnung des Geistes mit sich selbst auch in denjenigen lebendig werden können, in denen sie nicht philosophisch vermittelt sind, d. h. ob der Inhalt der philosophischen Weltanschauung Gemeingut aller Teile der menschlichen Gesellschaft werden könne, oder ob die nicht wissenschaftlich gebildeten Glieder derselben für immer an die positive kirchliche Lehre gewiesen bleiben? Diese Frage — „eine endlose Untersuchung“! — bleibt hier unbeantwortet. Eine Bearbeitung der Dogmatik, wie er sie gibt, ist nicht minder dringendes Bedürfnis, meint er, ob sie

nun für eine künftige Kirche der Vernunftgläubigen oder nur für die gegenwärtige und künftige Gemeinde der Wissenden geschrieben wird. Aus dem Brief an Märklin wissen wir aber doch, wie er im Grunde seines Herzens über „diese harten Köpfe“ gedacht hat. Auf eine, seine ecclesia invisibilis hofft er im stillen schon jetzt; aber erst im alten und neuen Glauben hat er diese Frage wieder aufgegriffen und sie zugunsten der zwar nicht notwendig wissenschaftlich geschulten, aber doch der gebildeten „Wir“ beantwortet. Das Volk, die Massen hatten ihm 1839 gezeigt, was sie von ihm und seinesgleichen dachten und wie sie mit ihnen fertig werden wollten. Diese Erfahrung hat ihn, soweit er es nicht schon vorher war, zum Konservativen und zum Aristokraten gemacht. Mit dem Volk hat er es vorläufig wenigstens nicht zu tun.

Der negative Eindruck der Glaubenslehre wird nun aber noch verstärkt durch den schroffen Ton, in dem Strauß in ihr zuweilen spricht. Es handelt sich um ein kritisches Gericht, das freilich nicht er, sondern das die Geschichte und die Selbstentwicklung des Dogmas an diesem vollzieht. Aber wo ihm Theologen und Halbphilosophen mit ihren Tollheiten, ihren leichtfertigen Hypothesen und ihren kläglichen Halbheiten und Ausflüchten begegnen, durch die sie die alten Dogmen mit dem modernen Bewußtsein und der neuen Bildung künstlich und gewaltsam zu vermitteln suchen, da schlägt er jetzt allerdings rücksichtslos zu: man spürt, er ist in Feindesland und es sind Gegner, mit denen er zu tun hat. Und auch jetzt wieder trifft er die Halben am schärfsten, ihre Dogmatiken vergleicht er unter ausdrücklicher Betonung, daß das Bild nicht unedler sei als die Sache, mit „einer Wurstmasse, in der etwa die orthodoxe Kirchenlehre das Fleisch, Schleiermachersche Theologie den Speck und Hegelsche Philosophie das Gewürz vorstellen: das sind jene Mischungen, in denen das Abgestandene durch allerlei Zutat wieder schmackhaft gemacht werden soll, welche schon Lessing so ekel, so

widerstehend, so aufstoßend fand". Aber schließlich ist doch auch diesmal diese Sprache in ihrer Schärfe nur wieder ein Ausfluß jener unerbittlichen Wahrhaftigkeit, mit der er der Theologie gegenübertritt und sie zwingen will, Farbe zu bekennen. Sie dabei zu schonen hat er keinen Grund mehr, und daher treibt er sein Geschäft mit aller Härte und Strenge und scheut auch vor einem zornigen und höhnischen Wort nicht zurück. Aber noch einmal, es ist keine Streitschrift, sondern ein tiefgelehrtes Werk, und daneben — das ist das Merkwürdige — trotz aller Gelehrsamkeit und Gründlichkeit ein höchst unterhaltendes und anziehendes Buch. Denn der so ausführlich und geduldig beschriebene historische Auflösungsprozeß vollzieht sich vor unseren Augen unter Aufbietung alles Scharfsinns und der ganzen Fülle eines klaren, funkelnden Geistes. Und geschrieben ist das Buch mit einer erstaunlichen Beweglichkeit und Biegsamkeit der Sprache in wahrhaft glänzender Form. Darum wird auch der Leser von Dogma zu Dogma in Spannung gehalten, wie bei einem großen Kunstwerk. Dreimal, am Schluß der „Apologetik", am Schluß der „Christologie" und am Ende des Ganzen erreicht es einen wahrhaft dramatischen Höhepunkt. Darum hat sich der Verfasser auch gefreut, daß sein Freund Rapp Sinn hatte für die Sprache des Buchs, „die für das gewöhnliche theologische Pack rein verschwendet ist. Und sie ist doch der unmittelbarste Spiegel der Seele eines solchen Buches; wer sie nicht empfindet, versteht das Buch gewiß nicht. Sie war im Leben Jesu noch unfreier, aber auch strenger und keuscher, gleichsam noch im äginetischen Stil; jetzt ist sie ganz frei, aber auch zuweilen üppig und nicht mehr so gleich".

Die christliche Glaubenslehre ist ein schönes, sie ist auch ein sehr lehrreiches Buch, aus dem man, wie Strauß es ihm selbst bezeugt, auch heute noch viel, namentlich viel Dogmengeschichtliches lernen kann. Und sie ist ein befreiendes Buch. Dieses Zeugnis kann ich ihm ausstellen: mich hat die Straußsche Glaubenslehre zu einem freien Menschen ge-

macht; wie Schuppen fiel es mir bei der Lektüre dieses Werkes von den Augen, wie von Ketten und Fesseln befreit konnte ich mich hinfort rühren und regen. Und daß es auch anderen so gegangen ist, dafür darf ich das Zeugnis eines älteren Freundes anführen, der mir noch vor wenigen Monaten darüber geschrieben hat: „Mir und noch vielen in meiner Zeit war dieses Buch der wahre Wegweiser; ihm allein und keinem einzigen sonst weder von den Lehrern noch von den Büchern meiner Studentenjahre verdanke ich geistige Befreiung und Aufklärung in diesen Dingen fürs ganze Leben.“ So haben in den sechziger Jahren junge Theologen im Tübinger Stift das Buch empfunden und auf sich wirken lassen. Und heute ?!

Aber trotz dieser Vorzüge hat es weit weniger Glück und Erfolg gehabt als das Leben Jesu. Woher das kam? Es war ein theologisches Werk, das sich in seiner gelehrt-theologischen Waffenrüstung vorzugsweise an Theologen wandte; und doch erklärte es ihnen und ihrer Wissenschaft den Krieg und behandelte sie beide oft schlecht genug. Da hatten sie keinen Grund oder jedenfalls keine Lust, auf ihn zu hören, und glaubten sich daher der Mühe überhoben, von ihm zu lernen [1]. Zum zweiten aber hatte sich durch das Leben Jesu und den daran sich anschließenden Streitschriftenkampf das Aufsehen und das Interesse für diese Art der Kritik gewissermaßen erschöpft. Was konnte er, so mochten die meisten denken, noch viel mehr sagen, nachdem er in jenem ersten Wurf sein letztes Wort schon so gut wie gesprochen hatte? Vor allem aber, die schärfere Tonart, die wohl manchen hätte reizen und locken können, war im Jahre 1840 und 41 nichts so unerhört Neues mehr. Andere Geister waren inzwischen auf den Plan getreten, die weiter gingen als Strauß und tumul-

[1] Herm. Fischer in der Deutschen Rundschau, Januar 1908 meint: „Den Theologen wird es wenig Neues gesagt haben.“ Du lieber Gott! Warum war er nicht wenigstens auch hier wie beim Leben Jesu so klug, zu sagen: „Ich bin kein Theologe und weiß nicht, wieviel Bleibendes, wieviel Vergängliches an Straußens Buch ist?“

tuarischer und revolutionärer als er das kritische Geschäft betrieben. In den immer radikaler werdenden Hallischen Jahrbüchern Ruges und Echtermeyers, deren treuer Mitarbeiter Strauß und auf sein Betreiben auch mehrere seiner schwäbischen Freunde in den ersten Jahren ihres Bestehens gewesen waren, galt er seit Anfang der vierziger Jahre bereits als ein zurückgebliebener und überholter „Halber", als ein Kritiker mit apologetischer Tendenz. Zwar fand die Glaubenslehre selbst durch seinen Landsmann und Freund Schnitzer eine sympathische Besprechung. Über die vierte Auflage des Lebens Jesu aber hieß es in dem gleichen Jahrgang: „in keinem Punkt habe Strauß die Sache entschieden; an den meisten Punkten haben ihn seine Voraussetzungen gehindert, auch nur zu ahnen, was die Aufgabe und das Ziel der Kritik sei!" Das verkündigte Bruno Bauer, der noch 1835 und 1836 als ein Anhänger der Hegelschen Rechten im Organ der Schule, den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, die mythische Ansicht zurückgewiesen und das Wunder gerechtfertigt und sich dafür im dritten Heft der Streitschriften von Strauß lebhaft hatte zausen lassen müssen. Er war seit 1839 in plötzlichem Umschlag von der Hegel'schen Rechten zur völligen Negation übergegangen. Zwar verwarf er auch jetzt die Straußsche Mythentheorie: die christliche Gemeinde, diese mysteriöse Substanzialität, hat kein Evangelium hervorbringen können; denn sie hat keine Hände, zu schreiben, keinen Geschmack, zu komponieren, keine Urteilskraft, das Zusammengehörende zu vereinen. Aber positiv lautet es nun anders. Die Quelle der evangelischen Geschichte sei vielmehr das absolute Selbstbewußtsein des Urevangelisten Markus, durch den das Phantasieprodukt der Gestalt Jesu zustande gekommen sei, vor dem die Menschheit Grauen empfinden müßte, wenn sie geschichtlich wäre. Und gleichzeitig mit dem zweiten Band der Straußschen Glaubenslehre erschien ein Aufsatz von ihm „Theologische Schamlosigkeiten", in dem er den christlichen Glauben als Lüge und Ausfluß be-

dientenartiger Heuchelei bezeichnete und Töne eines fanatischen Radikalismus anschlug. Gegen solche wilden Reden konnte die vornehme Gelehrtenhaltung des Strauß'schen Werkes freilich nicht aufkommen. Übrigens hat Strauß im berechtigten Unmut über die fortgesetzten Angriffe Bauers, die ihm schließlich auch die Mitarbeit an den Hallischen oder seit 1842 Deutschen Jahrbüchern verleideten — im Oktober 1841 erschien sein letzter Aufsatz, eine „Warnung" gegen einen Plagiator seiner Glaubenslehre —, Bauer und seine Bedeutung für die Evangelienkritik und Leben-Jesu-Forschung hat er ohne Frage zu gering eingeschätzt.

Das war nicht der Fall mit Feuerbach, dessen wir in diesem Zusammenhang ebenfalls gedenken müssen. Er wird in der Glaubenslehre öfter zitiert, vor allem sein Buch über Pierre Bayle, den französischen Skeptiker, von dem der Prozeß zwischen Wissen und Glauben zwar nicht entschieden, aber recht eigentlich instruiert worden war. Und auch mit seiner Ansicht vom Wesen der Religion, soweit diese in ihren Grundzügen in dem Aufsatz „Philosophie und Christentum" bereits vorlag, hat sich Strauß in der Einleitung auseinandergesetzt, dabei anerkannt, daß der Boden der Religion auch mit den sinnlichen, endlichen, rein subjektiven Wünschen und Bedürfnissen der Menschen geschwängert sei; aber neben dem Alogischen und Irrationalen hat er doch mit Recht das Rationale und Vernünftige, neben dem „Gemüt" und eigenwilligen Herzen die objektive Tätigkeit der Intelligenz in dieser Feuerbachschen Bestimmung der Religion entschieden vermißt. Noch war er nicht so weit, zu sagen, Feuerbach habe doch erst das Tüpfelchen auf das i seiner, der Straußischen, Anschauungen gesetzt. Nun aber erschien gleichzeitig mit dem zweiten Band der Glaubenslehre Feuerbachs Hauptwerk „Das Wesen des Christentums". Ganz richtig hat dieser selbst in dem Vorwort zur zweiten Auflage sein Verhältnis zu Strauß dahin bestimmt: Dieser habe zum Gegenstand die christliche Glaubenslehre und das Leben Jesu, das man aber auch

unter den Titel der christlichen Glaubenslehre subsumieren könne [1]), also das dogmatische Christentum oder die dogmatische Theologie; er, Feuerbach, dagegen das Christentum überhaupt, d. h. die christliche Religion. Wobei wir den Ton auf das Wort „Religion“ legen müssen, wie ja auch bald danach „das Wesen der Religion“ (1845 und 1851) den Gegenstand von Feuerbachs Büchern und Vorlesungen bildete. Der Grundgedanke beider Religionsphilosophen war derselbe: die Prädikate, die die Religion ihren Stiftern oder ihren Göttern beilegt, sind vielmehr Prädikate, die der Menschheit gehören, das Kollektaneenbuch sozusagen alles Besten, was die Völker sich selber, dem Menschen und der Menschheit entnommen haben und zuweisen. Das Unternehmen Feuerbachs und sein Angriff aber war umfassender als der von Strauß und die Behandlungsart eine ganz andere: er ist Philosoph und Psychologe, wo Strauß Exeget und Historiker ist. Und dazu kam, daß sich Feuerbach, ganz anders als Strauß und vielleicht nicht durchweg zu seinem Vorteil, völlig losgelöst hatte von aller Hegelschen Spekulation und Dialektik; es war, wie er selbst gesagt hat: „Gott war mein erster Gedanke, mein zweiter die Vernunft, mein dritter und letzter der Mensch“, d. h. der Mensch mitsamt dem Irrationalen an und in ihm. Ein Produkt dieses Irrationalen ist ihm die Religion, „die Grundlagen des Christentums sind erfüllte Herzenswünsche, sein Wesen ist das Wesen des Gemüts“. Daher ist nicht von der Einheit, sondern vom Widerspruch zwischen Glauben und Wissen auszugehen, wie ihn Pierre Bayle aufgezeigt und Leibniz vergeblich zu verschleiern versucht hatte. In diesen Zusammenhang sind Feuerbachs Bücher über Bayle und über

[1]) So hat er Strauß und sein Leben Jesu ganz richtig verstanden, während man heute in unserer unphilosophischen Zeit den eigentlichen Wert des Lebens Jesu nicht in der philosophierenden Einleitung und Schlußabhandlung, sondern nur in dem mittleren Hauptteil, als einem synoptischen Kommentar zu den vier Evangelien finden will. Strauß selber hat es nicht so gemeint und gewollt; s. Bd. I, S. 132 f.

Leibniz einzureihen. Weil er sich aber so von Hegel losgelöst hatte, redete er auch nicht mehr die Schulsprache und den oft schwer verständlichen Jargon dieser neueren Philosophie, sondern menschlich derb und populär verständlich, und daher fiel das Gros der Gebildeten und Halbgebildeten von dem vornehmeren und gelehrteren Strauß ab und diesem kühneren und zugänglicheren Revolutionär zu. Da ihn aber die Theologen nicht mehr hören wollten, so wäre Strauß auf diese Kreise angewiesen gewesen, ihnen aber behagte die gelehrte Kost seiner Glaubenslehre nicht, Feuerbach war ihnen lieber, weil er verständlicher und weil er radikaler war.

Endlich — die Zeit hatte sich seit 1840 gewandelt. Die dreißiger Jahre waren erfüllt von literarischen und spezifisch theologischen Interessen und Kämpfen. In den vierziger Jahren wurde die Welt politisch, die Revolution von 1848 bereitete sich seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. und der Enttäuschung, die er den liberalen und nationalen Hoffnungen von Tag zu Tag mehr bereitete, langsam vor. Auch die Literatur trat in den Dienst der Politik, ich brauche nur an die Lyrik Herweghs oder Freiligraths zu erinnern; die theologischen Fragen hörten auf, die deutsche Welt zu interessieren, außer soweit sie sich mit Politik verknüpfen ließen oder durch den turbulenten Ton, in dem sie behandelt wurden, in den allgemeinen Strom revolutionärer Leidenschaft einmündeten. Bewegungen wie die des Deutschkatholizismus oder der Lichtfreunde in Sachsen trugen diesen Charakter, daher kam ihnen die Zeitströmung freundlich entgegen.

Alles das hat zusammengewirkt, um die Straußsche Glaubenslehre um den äußeren Erfolg zu bringen. Er hat selbst darüber berichtet: „so machte meine Dogmatik wenig Glück, und die Auflage von 3000 Exemplaren hat sich nur langsam vergriffen“. Noch einmal, das war schade und für die Theologen ein großer Verlust; denn gerade sie konnten viel aus dem Buche lernen und könnten es noch. Daher

ist es auch bedauerlich, daß die Glaubenslehre nicht in die Sammlung seiner Werke mit aufgenommen worden ist. Sie verdient es, auch „einem größeren, über die bloße Gelehrtenwelt hinausgehenden Leserkreis“ [1]) bekannt zu werden. Dem „Leben Jesu“ ist sie durchaus ebenbürtig, ja für mein persönliches Empfinden steht sie inhaltlich, und als Kunstwerk ohnedies, noch über diesem, mir jedenfalls hat sie von allen Werken von Strauß am meisten gegeben. Es ist ein ganz gewaltiges Buch: wer es geschrieben hat, der ist ein Befreier der Menschheit, er ist aber zugleich auch ein ganz großer Gelehrter und ein ganz großer Theologe. Und dennoch hat sich Strauß mit seiner Glaubenslehre aus der Theologie hinausgeschrieben. Was er ihr von Anfang an hatte sagen wollen, das hatte er ihr nun gesagt. Die Glaubenslehre war faktisch seine Absage an sie, er hatte ihr den Bankrott angekündigt, weil ihm der schöne Wahn einer Einheit und Versöhnung von Glauben und Wissen, von christlicher und moderner Weltanschauung entzweigebrochen und er mit ihr persönlich auf allen Punkten fertig, d. h. zu negativem Resultat ihr gegenüber gekommen war. Und — es war zwar zu ihrem eigenen Schaden, aber es war natürlich — nun wollte sie ihn in diesem seinem letzten Wort nicht hören, sie wollte nichts mehr von ihm wissen: gut, so wollte er hinfort auch nichts mehr von ihr, der Bruch war ein gegenseitiger und ein vollständiger.

Aber was dann und was nun? Das war für ihn die große Schicksals- und Lebensfrage der nächsten Jahre. Doch da kam ein ganz Persönliches dazwischen, was diese Frage lösen zu können und lösen zu sollen schien, — seine Ehe. Ob sie sie wirklich gelöst hat, das haben wir nun zu sehen.

[1]) So hat nach der Einleitung von E. Zeller im ersten Band der „Gesammelten Schriften“ Strauß selbst in einer letztwilligen Verfügung Umfang und Zweck dieser Sammlung bestimmt.

Sechstes Kapitel.

Die Ehe und ihre Lösung.

Am 29. März 1839, mitten in den Stürmen seiner theologischen Kämpfe und des Scheiterns seiner Züricher Aussichten war die Mutter gestorben. Das war für Strauß ein tiefer Schmerz und auf lange hin ein schweres Vermissen. Sie hatte nicht aufgehört, an ihn zu glauben und an ihm zu halten, obwohl sie nicht in allem mit ihm einverstanden war, ihn weder ganz verstehen konnte noch in der Negation so weit gehen wollte wie er. Aber hier hatte er, wenn die Welt hart und grausam mit ihm umging, ein liebendes Herz, hier war er wohl geborgen. Daher geht ihm auch in den Tagen ihres Sterbens, in den Briefen an die Freunde immer wieder das Herz weitauf und der Mund über, er freut sich, von ihr sprechen zu können, und er spricht nur Gutes und Liebes von ihr, plant auch schon damals ein Lebensbild, das dann freilich erst 19 Jahre später, auf den Konfirmationstag seiner Tochter geschrieben worden ist.

Zwei Jahre nach ihr, am 10. April 1841, starb auch der Vater. Wir wissen, daß Vater und Sohn sich nie recht verstanden haben, seit dem Leben Jesu war das Verhältnis fast gar ein feindliches geworden. Oder tun wir dem alten Strauß damit nicht doch unrecht? Urteilt nicht der Sohn vielleicht zu hart über ihn? Fast scheint es so, wenn wir den Alten selber hören. Am 4. März 1839 zur Zeit der Züricher Wirren schreibt er seinem Sohn Wilhelm nach Köln: „Seit vier Wochen suche ich jedesmal, wenn die Zeitung kommt,

gleich den Artikel Zürich auf, und muß froh sein, wenn er nicht heute ärger als gestern gegeißelt wird. In Wädenschwyl haben sie ihn sogar in effigie verbrannt. Es ist schröcklich, ein Kind so mißhandelt zu sehen. Und wer ist Schuld? Die verfluchten Pfaffen, die ihn nicht einmal kennen." In seiner Krankheit hat ihn Strauß gepflegt — „aus Pflicht, ohne Neigung; denn wußte mein Vater in gesunden Tagen schon meine Neigung nicht zu erwerben, so weiß er es durch die unmännliche Art, wie er sein Leiden trägt, noch weniger"! Als aber der Tod kam, da hat Strauß doch lebhaft erfahren und es am Sterbetag selbst ausgesprochen, „daß jeder Tod ein Versöhnungstod ist. Mein Vater hat sich unendlich mehr Leiden gegeben als anderen. Seine Wärterin erzählte mir, im halben Delirium habe er öfters gesagt, er sei von Gott verflucht, Gott wisse gar nichts mehr von ihm, und das wegen meinem Buch. Auf die Einwendung der Wärterin, daß er dafür nichts könne, es auch nie gebilligt habe, erwiderte er, er habe sich doch im stillen darüber gefreut"! So klingt das Hin und Her der beiden harten Köpfe zum Schluß noch harmonisch aus, soweit das bei der unharmonischen Natur des Vaters möglich war. Äußerlich machte aber dieser Tod Strauß sorgenfreier und selbständiger. Dank der Energie der Mutter war das elterliche Geschäft vor dem Untergang bewahrt geblieben und die Vermögenslage hatte sich schließlich günstiger gestaltet als man gedacht. Der Wert des Hauses wurde auf 10 000 fl. geschätzt; dazu kamen Fahrnis und Aktivposten im Betrage von 9801 fl. 13 kr. Da von dem Erbbetreff des älteren der beiden Brüder zugunsten seines Bruders Wilhelm als Entschädigung für die im elterlichen Hause, d. h. wohl während seines Wohnens dort in dem Jahr 1835/36, genossenen Vorteile 640 fl. abgezogen wurden, so fielen auf Strauß 9160 fl. 36 kr. 3 h. Als der näher Wohnende behielt er das Haus, das er zunächst vermietete, und zahlte das Plus an den Bruder, der das Barvermögen erhielt, heraus. Dazu kam das Erschriebene.

Aus der mir zur Verfügung gestellten Korrespondenz mit der Osiandrischen Buchhandlung geht hervor, daß Strauß für die vier Auflagen des Lebens Jesu, die drei Hefte Streitschriften und die zwei Bände christlicher Glaubenslehre zusammen etwa 36 000 fl. eingenommen hat. Dazu kam noch ein weniges für die Sammlung der „Charakteristiken und Kritiken", die er bei Otto Wigand in Leipzig hatte erscheinen lassen. Da aber diese Summen im Laufe der Jahre nur allmählich eingingen, so hatte er anfangs, ehe die Zinsen erheblicher wurden, natürlich vom Kapital leben müssen. 1842 betrug sein Vermögen nach seiner Angabe 48800 fl., wozu 1846 als Erbe von der im September dieses Jahres verstorbenen Tante Rike noch 10 166 fl. geflossen sind. Dazu kam dann noch seit 1839 die Züricher Pension im Betrage von 470 fl. pro Jahr. Mit alle dem war Strauß kein reicher Mann [1]), wie seine Feinde im Kanton Zürich und in der lieben Heimat es so gerne behauptet haben; aber er war doch so situiert, daß er als einzelner hinfort sorglos leben und auf diese seine Einkünfte hin sogar eine Familie gründen konnte; zumal da er ja die Kraft seiner Feder und ihre Fähigkeit, ihm weiterhin Summen zu schaffen, inzwischen kennen gelernt hatte.

Dachte er an diese Möglichkeit? Strauß ist in seinem Leben wiederholt von Frauenliebe berührt worden. Daß er als Repetent in Tübingen in ein dortiges Bürger- und Wirtsmädchen verliebt war und daß ihn der Gedanke an dieses „Minele" und sogar an eine Ehe mit ihr noch über die Tübinger Zeit hinaus begleitet hat, ist schon erwähnt worden[2]). Obwohl er ihr nie die Ehe versprochen, sie selber auch, „einzelne vorübergehende Augenblicke ausgenommen, nie an eine Verbindung mit ihm gedacht" und sich später mit einem andern

---

[1]) Vielleicht darf ich hier schon bemerken, daß sein Vermögen bei seinem Tode 112 774 fl. 58 kr. betragen hat.

[2]) Bd. I, S. 109.

verheiratet hat, also nicht an gebrochenem Herzen gestorben ist, hat es Strauß doch als Schuld empfunden, daß er sie verlassen hat. Es ist eine „rechte Lumpenrolle", schreibt er in Anwandlung eines moralischen Katzenjammers darüber an seinen „Beichtvater" Rapp.

Dagegen nahm er ganz ohne alle Skrupel ein artiges Liebesabenteuer hin, das ihm der Ruhm seines Lebens Jesu gleich zu Anfang seines Stuttgarter Aufenthalts einbrachte. Wir lassen es ihn seinem Freund Rapp selber erzählen. „Denk dir einmal", schreibt er diesem am 10. April 1837, „ein blutjunges, hübsches Mädchen, nicht von hier, verliebt sich auf meine Schrift und das Gerede davon in mich; kommt, wie sie auf Besuch bei Verwandten hier ist, geradezu mehrmals zu mir und sagt mir das alles so naiv und ist auf die unschuldigste Weise zufrieden, als ich ihre artige Liebeserklärung zur Versicherung der Freundschaft abkühle. Nun sage noch jemand, daß wir in einem prosaischen Zeitalter leben." Und natürlich „kam man wieder, bedauerte nicht zu Hause gewesen zu sein; auch ich mußte wieder hinkommen usf. Die Verwandten blieben aus dem Spiel, ich wurde einmal mitten durch sie, doch ohne vorgestellt zu sein, auf ihr Zimmer geführt, wobei ich dann ganz die Empfindung eines horazischen Liebhabers hatte, der jeden Augenblick befürchten muß, von dem hereinstürmenden Ehemann usf. zerrissen zu werden. Was mir nun aber die Sache wirklich lieb und teuer macht, ist, daß sich gezeigt hat, wie die ganze Geschichte auf rein naivem Grunde ruht: ein Mädchen, das, auf dem Lande (in einer kleinen Stadt) aufgewachsen, wie sonst etwa einen Romanhelden, so hier einen jungen, vielangefochtenen Schriftsteller sich als Ideal vorstellt und nun ohne alle Welt und Rücksicht auf Konvenienz geradezu ihm entgegengeht. So wurde dann zuletzt ein ordentlicher Liebesantrag gemacht, aber so unschuldig, daß sie, als ich die Sache zur bloßen Freundschaft mit sehr deutlichen Worten herabstimmte, herzlich vergnügt war, als ob sie eigentlich nichts weiter

gewollt hätte. Bei dieser Naivität ist es mir jetzt fast leid, die mehreren Besuche auf meinem Zimmer nicht verhindert zu haben, da dies leicht ihr Nachrede zuziehen könnte, — und es wäre mir äußerst schmerzlich, wenn diese so liebliche Geschichte im Munde der Leute profaniert würde."

Die Freundschaft war aber doch keine allzu kühle, wie das zwischen einem jungen Mann und einem hübschen Mädchen immer der Fall zu sein pflegt; auch ihre Küsse ließ sich Strauß gerne gefallen. Eine zufällige Begegnung in der Nebelhöhle, wo sich am Pfingstmontag allerlei junges Volk zu einer Art Frühlingsfeier einzufinden pflegt, begeisterte ihn zu untenstehenden Versen [1]) auf sie. Und als sie im Dezember wieder kam, schmolz das Eis noch einmal. Doch hören wir ihn darüber wiederum selber: „Nach dem streng tragischen Inhalte meines letzten Briefes", schreibt

---

[1]) In die Einsamkeit der Zelle,
Wo ich meinen lieben Winter
Unter Büchern, sinnend, schreibend,
Muntern Kopfes, kühlen Herzens
So nach meiner Art verlebt:
Tritt am ersten Frühlingsmorgen,
Mit dem ersten Veilchenduft,
Mit dem ersten Wachtelschlage,
Frühgezogne Blumen tragend
Ein bescheidnes Mädchen ein.
Stillgeschäftig kränzt mit Rosen
Sie der Zelle kahle Wände,
Füllt das Glas auf meinem Tische
Mit Narzissen, Hyazinthen,
Und ein Veilchensträußchen heftet
Sie mir zierlich an die Brust.
Dann schon kecker: Wie doch, fragt sie,
Eure Fenster noch geschlossen,
Da der Winter doch vorüber?
Und sie öffnet meine Fenster
Der gelinden Frühlingsluft.
Eh' ich fragen, eh' ich denken

er am 18. Dezember desselben Jahres, „laß dir auch einmal wieder einen romantischen schreiben. Das Romantische, finde ich, — hat man ihm nur einmal den Finger gegeben, so läßt es einen nie mehr ganz los, und selbst die Dezemberstürme wehen es einem als eine Rose unter dem Schnee-

---

Konnte, war sie, hold sich neigend,
Einen Kuß mir noch herüber-
Werfend, durch die Türe fort.
Wie ich nun auch seit dem Tage
Mich des bunten Reichtums freue,
Den sie mir ins Haus gebracht:
Merk ich doch zugleich mit Schrecken,
Daß die lose Kleine listig
Etwas mir entwendet hat.
Wie ich suche, wie ich krame,
Auf dem Schreibtisch, in dem Schranke,
In Papieren, unter Büchern:
Nirgends find ich doch seitdem
Zwei höchst werte Stücke wieder:
Vorige Arbeitslust dem Kopfe,
Für das Herz die Winterruhe.
Ist's ein Wunder auch, da täglich,
Statt zu welken, stärker nur
Und betäubender die Blumen
Duften, die sie mir gebracht,
Und zum seither offnen Fenster
Frühlingslüfte, Frühlingsvögel,
Kleine Liebesgötter auch
Immer muntrer, immer toller
Aus- und eingeflogen kommen,
Sich auf Kopf und Schulter mir,
Auf Papier und Feder setzen,
So daß, wenn den festen Vorsatz
Ich mir stelle, diesmal etwas
Recht Gelehrtes aufzuschreiben,
Unvermerkt ein Liebesliedchen
Auf dem Blatte steht und mich,
Seinen überraschten Vater,
Neckisch halb und halb in Mitleid
Aus den Kinderaugen anblickt?

gestöber zum Fenster herein. So, als ich letzten Dienstag nachmittags von der Bibliothek heimkam, wo ich im Polybius und Diodor etwas nachgeschlagen, und es nun, nachdem ich eben befohlen, eingefallener Kälte wegen wacker einzuheizen, an meiner Türe zuerst so leise klopfte, daß ich nichts deutlich hörte, dann noch einmal etwas deutlicher: was hätte ich da weniger erwarten können, als daß es meine Unbekannte vom vorigen Frühjahr sein würde? Und dennoch war sie's, hierher gesandt, um Christtagsbedürfnisse einzukaufen. Anfangs, da mir die Sache ziemlich in den Hintergrund getreten war, ging's etwas steif, und ich setzte mich nicht neben sie, sondern ihr gegenüber auf den Stuhl. Bald aber schmolz das Eis, und ich konnte nicht umhin, wieder einige von den Küssen zu versuchen, die mir im Frühjahr so gut gemundet hatten. Am folgenden Tage kam sie wieder, da sie eben im Haus etwas einzukaufen hatte, und erzählte mir, daß ein junger Beamter sich um ihre Hand bewerbe, wobei ich ihr nun, da sie erwähnte, daß er sehr gute Zeugnisse habe, von seinem persönlichen Eindruck auf sie aber nichts gestehen wollte, — während sie mir im Arm lag, unter Liebkosungen zusprach, ihm ihr Jawort zu geben, — eine Situation, die mir abwechselnd lustig und traurig, frivol und unschuldig vorkommt." Den Antrag hat sie dann ausgeschlagen, und nun war einen Augenblick doch Feuer im Dach. Allein ihre Briefe, die ihm nicht sonderlich gefielen, kühlten das Verhältnis rasch ab; diese dritte Begegnung ist offenbar die letzte gewesen.

So ist es eine Episode geblieben. Ernsthafter, höher und tiefer zugleich war das Verhältnis zu der Schwester eines Freundes, Emilie Sigel, derselben, die durch ihre Begegnung mit dem katholischen Theologen Möhler im Bad Boll bekannt geworden ist [1]). Dieses edle, geist- und gemütreiche Mädchen, eine von den Naturen, deren reges

---

[1]) Ich komme weiter unten darauf zurück.

geistiges Leben einen mit Gewalt aufschließt und mitteilsam macht[1]), hat ihn ihr Leben lang zart und innig und treu geliebt; und er war auch nicht unempfänglich dafür. Aber es war auf seiner Seite doch immer mehr nur Freundschaft, als Liebe, etwas Mütterliches in ihrem Wesen kam hinzu, das sie später seine Kinder so wohltuend hat fühlen lassen, und so ging es ihm mit ihr, wie es uns Männern so manchmal geht: verblendet wie wir sind, sehen wir das Beste, das vor uns liegt und das wir haben könnten, nicht und haschen dafür nach irgendeiner Flamme, die uns statt zu leuchten und zu wärmen, blendet und versengt. So wurde auch hier das wärmende, lebenspendende Licht, das über seinem Leben aufleuchtete und ihn beglückt, seinen Lebensweg sicher hell und leicht und stetig gemacht hätte, verdrängt durch eine freilich viel glänzendere, aber eben doch nur meteorartig aufleuchtende und schließlich sein Herz und sein Leben versengende Sonne, durch ein Irrlicht, das sein Lebensglück in bodenlose Tiefe versinken ließ. Emilie Sigel gab er daran, weil er in Agnes Schebest „sterblich verliebt" war.

Diese, eine berühmte und gefeierte Opernsängerin jener Tage, war im Frühjahr 1837 auf einer ihrer Gastspielreisen nach Stuttgart gekommen und hatte dort wie überall durch die seltene Verbindung von Gesang- und Schauspielkunst das Publikum zu Stürmen der Bewunderung und Begeisterung hingerissen. Unter ihren Verehrern war auch der 29 jährige Strauß, der in Stuttgart seiner Liebe zur Musik im Konzertsaal und im Theater Nahrung zu geben Gelegenheit fand und zusammen mit seinem Freund Reinhold Köstlin diese Gelegenheit eifrig benützte; auch verkehrte er persönlich mit Schauspielern und Dramaturgen. Die Streitschrift gegen Menzel, worin dieser Kritikus nament-

[1]) Ich wähle lauter Prädikate, die ich aus den Briefen von Strauß seinen eigenen Äußerungen über sie entnommen habe; ich finde sie aber durchaus bestätigt durch das, was sie Strauß später geworden ist.

lich auch von der ästhetischen Seite her angegriffen wurde, war Ursache oder bereits Wirkung dieser Veränderung.

Die Briefe aus der Stuttgarter Zeit geben von diesem neuerwachten Interesse Straußens am Theater vielfach Kunde. Auch die bildenden Künste sind damals über die Schwelle seines Bewußtseins getreten; zum Zeichen dafür und für die Richtung, in der er sich hier bewegte, mag ein gemeinschaftliches Hochzeitsgeschenk der Freunde für Rapp dienen: es waren auf seinen Vorschlag die Werke Winckelmanns. Unter dem Eindruck des Gastspiels der Schebest wird dann Strauß — im Deutschen Courier — zum gelegentlichen Theaterkritiker; auch mit Sonetten zu ihrem Preis wagte er sich an die Öffentlichkeit, wie ebenso Reinhold Köstlin tat, der eine Zeitlang sein Rivale in der Bewerbung um die Gunst der schönen Sängerin gewesen ist[1]. Bald bringt er ihr seine Huldigungen auch persönlich dar. Und da die Schebest auf ihr erstes Gastspiel in Stuttgart schon im nächsten Jahr (1838) ein zweites folgen ließ, so wandelte sich die künstlerische Begeisterung immer mehr in ein regelrechtes menschliches Verliebtsein um. Der Pfeil saß tief. Aber mit aller Macht setzte sich Strauß dagegen zur Wehre, und so sehen wir ihn nun jahrelang in der zwiespältigsten, wunderlichsten Stimmung. Folgen wir ihren Schwankungen, wie sie sich in seinen Briefen widerspiegeln. Am 7. Mai 1837 schreibt er an Rapp: bald nach jenem obenerzählten Abenteuer „kam die Sängerin Schebest hieher; ihre Erscheinung auf dem Theater zog mich sehr an; halb geschoben, halb selbst nachschiebend half ich letzten Sonntag ihr ein Diner in Cannstatt — in Gesellschaft mehrerer Schauspieler und Kunstfreunde — veranstalten, fuhr mit ihr in einem Wagen, und da habe ich mich dann so ziemlich angebrannt. Habe ich nicht gestern ein Sonett auf sie ge-

[1]) Reinhold Köstlin, gest. als Professor der Rechte in Tübingen 1856, war zugleich Novellist; seine Frau war die Liederkomponistin Josephine Lang; sein Sohn Heinrich Adolf Köstlin Theologe und Musikschriftsteller; seine Enkelin Therese Köstlin ist Lyrikerin.

dichtet, welches ich Dir als Dokument der wunderlichen Gemütszustände Deines Freundes nicht vorenthalten will? [1]) Ich wollte ihr es heute, da sie morgen nach Straßburg reist, um erst nach 14 Tagen wiederzukommen, selbst überreichen, konnte aber nicht ankommen und schickte es ihr zu. Ich war etwas ärgerlich, daß sie sich krank sagen ließ, weil ich's nicht recht glaubte, und bin eigentlich noch in großem Verdruß. Ich wünschte, sie käme nicht mehr, oder ehrlicher, sie bliebe jetzt und ginge bälder, damit ich dieses Stachels der Unruhe los würde. Ich möchte so gerne zu Dir und weiß doch, so lang sie noch hier ist, nicht loszukommen, und auch in der Zwischenzeit ihrer Reise nach Straßburg will ich nicht, weil ich in Deinem Umgang aller dieser Unruhen los werden und sie also nicht nachher wieder hier treffen möchte. Freilich werde ich wohl, wenn sie mir auf die heutige Krankenmeldung nicht bald etwas Begütigendes sagen läßt, am Ende ärgerlich auf sie werden, und dies rauft vielleicht den Samen der törichten Neigung wieder aus." Aber sie kam wieder.

Einen Augenblick erklärt er, er fühle für sie so, wie man in eine Antike verliebt sein könne, und hält es für eine

---

[1]) Nicht Klänge nur aus sanggeübter Kehle,
Nicht Tongeflechte bloß, mit Kunst verschlungen,
Stets strömtest Du, wenn Du vor uns gesungen,
Im Liede aus die volle schöne Seele.

Wenn Du nun von uns gehst und jene Säle,
Wo Deiner Töne Geister kühn gerungen,
Erschallen jetzt von seelenlosen Zungen,
Wie werden wir empfinden, was uns fehle?

Nicht Dich allein wird unser Leid vermissen,
Nein, da auf der Gesänge weichem Flügel
Dein Herz dem unsern kosend zugeflogen;

Hat es das unsere zu sich hingezogen,
Das flieht mit Dir nun über Tal und Hügel,
Uns selbst hast Du uns, Zauberin, entrissen.

vorübergehende Anwandlung. An Kern schreibt er, man habe ihr Auftreten ein Ereignis genannt, das sei sie für diejenigen, die sich in sie verliebt haben, was bei ihm „nun gerade nicht der Fall sei“. Da tritt sie als Romeo auf, und nun fängt das Schwärmen aufs neue an, nicht bloß für ihre Kunst, auch für ihre Person; ihre Rede findet er durchaus edel und geistreich. So ist er „ziemlich wieder im Zuge seiner Neigung“, solange sie da ist. Und als sie dann für längere Zeit aus seinem Gesichtskreis entschwindet, da bleibt ihr Bild in seinem Herzen, nur daß er aus der Ferne die Sache für noch törichter und aussichtsloser hält als im Bann und Zauber ihrer Gegenwart; jedenfalls war es „eine Erweiterung seines eng begrenzten Wesens“.

Das war in den Jahren 1837 und 1838. Es ist klar, daß diese Liebe die Hauptschuld trägt an dem Bruch mit dem Tübinger Minchen, an dem raschen Verklingen der Liebelei mit jener unbekannten Schönen, die er jetzt für einen „bloßen Scherz“ erklärt, und leider auch an dem bloß brüderlichen Gefühl für Emilie Sigel. Vielleicht kann man aber noch weiter gehen und sagen, daß aus dieser unklar weichen und sehnsüchtigen Stimmung heraus — die dritte Auflage des Lebens Jesu und der Aufsatz über das Vergängliche und Bleibende im Christentum erst vollends ganz zu verstehen ist. Er mag nicht mehr polemisieren, dem Verliebten ist es gleichgültig, wie es gewesen ist. „Meinetwegen mag die Welt jetzt alles glauben; auch ich selbst wollte, wenn's sein müßte, vieles glauben, was unglaublich ist.“ Auch das Wort, daß sein Wesen an vielen Stellen wund geworden, verstehen wir erst jetzt ganz. Es war nicht bloß das Ketzergefühl und das Vermissen eines „konkreten“ Berufs, nicht bloß das Verwundetsein durch die Lanzen der Gegner, nicht bloß die — freilich rasch vorübergehende — wissenschaftliche Unsicherheit, sondern es war Amors Geschoß, das mit seinem Widerhaken ihn peinigte: eine Liebe, die er für töricht und aussichtslos halten mußte

und die ihn daher über sich selber unsicher und unklar machte, deren er aber doch nicht Herr werden konnte. Aus dieser Zeit stammt auch das an die Spitze des ersten Bandes gestellte Bild, das für die „Europa" gezeichnet wurde: es hat einen sentimental schwärmerischen Zug, der ihm selbst nicht ganz zusagte.

Aus solchen Stimmungen heraus schreibt er in den ersten Januartagen 1838 in einer Art Neujahrsbetrachtung an Rapp: „Das Jahr 1837 hat mir viel gegeben und genommen. Ich habe von manchen Dingen einen Begriff bekommen, der mir früher fehlte. Namentlich in bezug auf Theater, Oper, Musik überhaupt. Dann habe ich auch in bezug auf den Umgang mit Menschen manche Erfahrung gemacht. Aber die Schlußerfahrung ist doch, daß ich für diesen Umgang nicht tauge. Ich habe mich in letzter Zeit von aller Gesellschaft zurückgezogen, weil mich die Art des Zusammenseins, wie sie in Kneipen möglich ist, nicht mehr befriedigt. Ich kam jedesmal — natürlich ohne irgend einen Zusammenstoß gehabt zu haben — so bedenklich verstimmt und fast desperat aus solchen Gesellschaften nach Haus, daß ich's zuletzt habe aufgeben müssen. So spreche ich jetzt den Tag durch in der Regel niemand als bei Tisch. Die Abende ist es mir dann sehr genußreich mit erholendem Lesen hinzubringen, nur schmerzen mich bei Lichte bald die Augen, ich darf daher nicht lange aufbleiben... Ich lese jetzt Jean Pauls Titan, das erste, was ich eigentlich, d. h. ganz und zusammenhängend von ihm lese. Diesen Titan aber sollte man durchaus als Achtzehnjähriger lesen. Als Dreißigjähriger ist's zu spät, und das bin ich nun nächstens, wie Du weißt, fürchte mich aber entsetzlich vor dem Tage. Mit Dreißigen sollte man ein Mann sein, und das ist eine Rolle, die ich durchaus nicht spielen kann bis jetzt."

Aber vielleicht gab es ein Radikalmittel, um aus solcher Unklarheit herauszukommen — heiraten, solid bürgerlich heiraten! Und damit versucht er es nun, zu-

erst praktisch, dann theoretisch. Praktisch: er machte wirklich Anstalt zu einem Heiratsantrag, kam aber damit zu spät, ein Freund war ihm zuvorgekommen. Darauf schreibt er am 2. März 1838 an Rapp: „Der wissenschaftlichen Not geht eine dem Leben angehörige zur Seite. Ich fühle aufs bestimmteste, daß die Junggesellenzeit für mich vorüber ist. Ich habe keine Freude mehr an der Art von Geselligkeit, welche durch Kneipen u. dgl. vermittelt ist. Nun bleibe ich also zu Hause und bringe meine Abende und sonst freie Zeit mit Lesen oder Auf- und Abgehen zu. Das ist aber unnatürlich und führt zum Versauern. Ich sollte also eine häusliche Geselligkeit haben, für welche, wie Du mir früher einmal mit Recht schriebst, meine Natur ganz geeignet ist. Der Gründung eines solchen Verhältnisses steht nun nicht sowohl meine äußere Lage im Wege; denn wenn eine Frau nur ebensoviel Vermögen hätte, als ich habe, so könnten wir, meine weiteren Arbeiten ungerechnet, schon von den Interessen leben. Sondern das Hindernis ist dieses. Ich bin von jeher und auch jetzt noch denjenigen Zirkeln, Familienzirkeln und öffentlichen, wo Mädchen gebildeter Stände kennen zu lernen sind, so fern gestanden, daß ich mich in Wirtstöchter und Schauspielerinnen verlieben mußte". Aber vielleicht konnten die Freunde selber ihm dieses Hindernis überwinden helfen, und so wendet er sich auch damit zunächst an Rapp: „Für jetzt treibe ich den Heiratsplan in Ermangelung einer wissenschaftlichen Aufgabe als praktisches Problem. Wirklich als Problem, indem nicht Neigung oder persönliches Verhältnis, sondern Einsicht in die Notwendigkeit im allgemeinen der Ausgangspunkt ist; ein Obersatz, zu welchem der Untersatz, nämlich das Individuum, erst gesucht wird und nicht Hauptsache ist, weil ich aus meinem bißchen Erfahrung so viel entnommen habe, daß, einen Kreis wesentlicher Bedingungen abgerechnet, die freilich nicht fehlen dürfen, die Befriedigung in dieser Hinsicht nicht darauf beruht, daß die leere Stelle unseres Wesens und Lebens

gerade durch dieses Individuum und kein anderes ausgefüllt wird, als vielmehr darauf, daß erstlich die Leere lebhaft empfunden und zweitens irgendwie ausgefüllt werde. Wie gesagt, eine Grenze gibt es, außerhalb welcher das Individuum nicht liegen darf, aber innerhalb dieser Grenze können viele sein, von denen jedes gleich gut taugt. Bildung ist freilich die erste jener Bedingungen, und die vergesse ich gewiß nicht; zugleich aber muß ich nach meiner Natur durchaus zugleich reichliche ökonomische Verhältnisse fordern, erstlich aus Unabhängigkeitslust und zweitens aus Stolz. Ich brauche nicht viel, aber ich muß das Bewußtsein haben, wenn ich einmal will, aufwenden zu können, namentlich nicht ums Brot schreiben oder eine Anstellung suchen zu müssen; ferner so anspruchslos ich jetzt als einzelner Mann existiere, oder vielmehr nicht existiere, so anständig müßte doch meine Familienexistenz sein, wenn ich einmal eine anfange. Davon gehe ich gewiß nicht ab, weil ich dann gewiß wüßte, aus dem Regen in die Traufe mich zu begeben. Und soviel gute Wirkung haben diese Gedanken wenigstens bereits gehabt, daß ich dadurch alle zweck- und ziellosen Liebesneigungen ausgetrieben habe und ihnen gewiß nicht mehr unterliegen werde".

An Märklin aber schreibt er nicht viel später und noch ernsthafter Beichte ablegend so: „Seit wenigstens einem halben Jahre [1]) finde ich mich in meiner Entwicklung an eine Stelle gelangt, wo ich mit der bloßen Wissenschaft nicht weiterkomme; ja es hat sich das Verhältnis beider Seiten dahin umgekehrt, daß in meinem Innern das Wissenschaftliche im Augenblick bloße Nebensache ist neben der ernsten und dringenden Aufgabe, mich mit dem Leben auseinanderzusetzen und meinem Gemüt hier eine feste Stätte zu bereiten. Ich bin dieses Lebens, wie ich es jetzt führe, und wie mir seine Mängel in meiner jetzigen Stellung ohne

[1]) D. h. seit er in die Schebest „sterblich verliebt" ist.

Amt, in keinem Korps begriffen usw., erst recht fühlbar geworden sind, seit geraumer Zeit so satt, daß die Phrase: Es möchte kein Hund so länger leben, eigentlich mein Morgen- und Abendgebet geworden ist, und diese Stimmung steigert sich mehr und mehr so, daß sie mich auch zur Arbeit untüchtig macht und ohnehin von aller Gesellschaft abschließt. Als das einzige Mittel, mich von diesem vollkommenen Lebensbankrott zu retten, sehe ich — gewiß mit Recht — die Gründung einer häuslichen Existenz an, und habe dies lange eingesehen, ehe ich mich überwinden konnte, meiner Empfindung Worte zu leihen. Endlich tat ich's, mit bestimmter Beziehung auf einen Gegenstand: aber es war zu spät, und daß es zu spät war, erfuhr ich leider zu spät. Es würde mich so etwas zu keiner andern Zeit so schwer betroffen haben, als eben jetzt, wo ich in der Tat meine ganze geistige Existenz, die Rettung aus dem unvermeidlichen Untergang in Hypochondrie und Lebensüberdruß, an einen solchen Ausweg gebunden habe. Zum Glück nicht an ein einzelnes, bestimmtes Verhältnis, sondern daran, daß überhaupt ein Verhältnis der Art eingegangen werde. Ich hätte mir niemals träumen lassen, daß es mir in diesem Punkte so ergehen würde, nicht vom Untersatze: NN ist heiratenswert, sondern vom Obersatze: Es muß geheiratet werden, ausgehen und dazu den Untersatz erst suchen zu müssen. Und dieses Suchen wird mir bei meinem Mangel an Bekanntschaft und meinem von Tag zu Tag immer einsiedlerischeren Leben so schwer, daß ich genötigt bin, die Hilfe von Freunden in Anspruch zu nehmen... Dabei kommt aber noch ein weiterer Punkt in Betracht. Du wirst auch sogleich daran gedacht haben, daß ich kein Amt habe und in den nächsten Jahren auch schwerlich eins bekomme. Nun besitze ich zwar einiges erschriebene Vermögen (das ich, um Dich genau zu orientieren, auf 17 000 fl. angeben will [1])); aber

[1]) Das ist vor dem Erscheinen der „Glaubenslehre" und dem Erscheinen der vierten Auflage des Lebens Jesu geschrieben.

ich möchte mich, so gewiß ich auch jährlich noch eine ziemliche weitere Summe verdienen kann, doch auf keine Weise in die Notwendigkeit versetzen, auch ohne inneren Trieb des bloßen Fortkommens wegen schreiben zu müssen. Hätte ich ein Amt oder nahe Aussicht auf ein solches, so würde ich diesen Punkt gar nicht herausheben; so aber muß ichs, um mich nicht in Abhängigkeit und Sklaverei zu versetzen und so das Übel ärger zu machen. Nun frage ich Dich also in traurigem Ernst, leider heute ohne allen Humor, ohne den ich sonst so etwas gewiß nicht hätte sagen können, ob Dir in C(alw) keine Gelegenheit bekannt ist, die mir aus dieser Verödung und Vereinsamung heraushelfen könnte, und ob Du die Sache, etwa bei einem Besuch, den ich Dir dann machen würde, einzuleiten wüßtest. Wäre Dir bewußt, in welcher miserabeln Stimmung, wie ganz heruntergekommen an Lebensmut und Lebenshoffnung ich dies schreibe, so würdest Du mich wenigstens nicht auslachen. Wüßtest Du aber zugleich, wie lange schon diese nämliche Stimmung und die daraus hervorgehende Ansicht in mir liegen, so würdest du nicht etwa durch die Meinung, es mit einem bloßen Anflug trüber Laune zu tun zu haben, die Sache von Dir weisen. Nein, nimm sie nur recht zu Herzen, freue Dich, daß ich Dir das so ehrlich anvertraut habe und sei überzeugt, daß Du an einer armen Seele ein gutes Werk tust, wenn du meinen Wunsch zu erfüllen trachtest."

Diese Briefe kann man gründlich mißverstehen und hat sie natürlich auch gründlich und mit böswilligem Behagen mißverstanden. Ein nüchterner Philister! ein berechneter und berechnender Heiratskandidat! ein Spekulant auf eine gute Partie! Mit Verlaub, ihr Herren, das war Strauß nicht, sondern ein durch schwere Verliebtheit schwer Bedrängter, der gegen den Stachel löken, durch eine Heirat den Strich unter seine Torheit machen zu können meint und es natürlich doch nicht kann und nicht tut. Und daher schreibt er schon

das nächste Mal an Märklin, jener Brief sei dumm, sei desperat gewesen, von einer solchen „Desperationskur" sei er abgekommen. Daß sich dann in dieser Stimmung alle Heiratspläne zerschlagen, unter anderen auch der mit einer schönen Cousine, in die er einen Augenblick sogar verliebt war, ist kein Wunder. Alle diese Versuche waren ja nur eine List des Kopfes gegen das anders wollende und anderes wünschende Herz.

Nun hilft aber noch einmal allerlei zusammen, um die Beziehungen zu „der Sängerin", die nur kurze Zeit brieflich fortgesetzt wurden, allmählich doch in den Hintergrund treten zu lassen. Es kam die Zeit der Züricher Wirren, und es kamen neue wissenschaftliche Aufgaben, die Wiederherstellung des Lebens Jesu aus der Verunstaltung der dritten Auflage und die Ausarbeitung der christlichen Glaubenslehre; und wir wissen, wie es in solchen Zeiten in ihm stampfte und glühte. Das half ihm in den nächsten Jahren über die innere Herzensnot hinweg. Aber die Not war doch da, und gelegentlich bricht darum auch ein Notschrei aus dem gepreßten Herzen hervor. „Ich wollt', ich wär der Thomas von Aquino oder sonst ein Mönch oder Eremit des Mittelalters." „Das Leben ist mir immer schwer und wird es bleiben." Er möchte „die Zeit um ihre bleierne Schwere betrügen," und „bei lebendigem Leib dem Leben absterben"; Vischer sei zum Leben bestimmt, er dagegen zum Sterben. Und so will er namentlich vom Heiraten nichts mehr wissen. Im Juni 1839 schreibt er darüber: „Ebenso wenig ist mit dem Heiraten bei mir anzukommen. Ich glaube nicht mehr, einer solchen Stütze zu bedürfen, und das ist ein gutes Zeichen. Auch habe ich darin etwas Gnostisches in meiner Natur, daß ich zur Fortpflanzung der Menschengattung, die ich in ihren Individuen für eine sehr unglückliche halte, nicht behilflich sein möchte. Oder genauer, wenn ich auch des Lebens nicht eben überdrüssig bin, was wenigstens jetzt nicht der Fall ist, so ist doch das, was man psychisch und geistig Lust am Leben nennt, nie-

mals in mir gewesen. Ich kann ein Mißtrauen, ja ein Grauen vor dem Leben und seiner Verwirklichung durch Verhältnisse wie Ehe u. dgl. nicht überwinden; und wenn mich auch, wie vorm Jahr die Flucht aus meinen Verhältnissen negativ oder, wie sonst schon, irgendein weiblicher Reiz positiv zur Eingehung solcher Bande einmal noch locken sollte, so, glaube ich, wäre es nicht zu meinem Glück." Im Mai 1841 nimmt er an der Hochzeit seines Bruders in Schwalbach teil und freut sich, daß er „seinen Hals nicht drinnen hatte; wenn das ihm gälte, so liefe er davon!" Und noch ebenso klingt es am 5. März 1842, wo er an Rapp schreibt: „Frühling! Man freut sich den ganzen Winter darauf, und wenn er kommt, macht er einen eher traurig als vergnügt. Man empfindet in gewissen Jahren, daß man mit der sich verjüngenden Natur nicht mehr gleichen Schritt halten kann. Übrigens werde ich durch die Fürsorge meines Bruders in den nächsten Wochen zum Onkel werden, was mich sehr glücklich macht. Ich tauge doch im Grund besser zum Onkel als zum Vater. Es ist ein vermittelter, gleichsam genußloser Genuß und hat Resignation zur Grundlage. Das ist doch allein für mich. Du wirst mich auf Heiratsgedanken nie mehr betreffen."

Daß das alles nur Vordergrund ist und im Hintergrund die alte Wunde weiterbrennt, zeigen diese forcierten Äußerungen alle. Auch das fortdauernde Interesse für Musik und Theater deutet darauf hin, so wenn er für seinen Freund Kauffmann nach der Tieckschen Novelle „Das Zauberschloß" einen Operntext dichtet, der dann freilich nicht komponiert wurde, oder im Stuttgarter „Beobachter" Epigramme über die Zauberflöte drucken läßt. Darum wundern wir uns nicht, daß, wie ihm die Schebest ihre Ankunft in Stuttgart auf den 10. April 1842 ankündigt und an diesem Tage auch wirklich dort eintrifft, alles wieder kommen ist wie früher, oder vielmehr, nachdem es so lange heimlich in seiner Brust verschlossen sich hatte halten müssen, jetzt noch viel stürmischer und leidenschaftlicher als vor fünf Jahren hervorbricht.

Er findet sie schöner und liebenswürdiger als zuvor und ist von ihr so bezaubert wie je. Gleich beim Wiedersehen fällt er ihr um den Hals und küßt sie nach Herzenslust, wozu er früher den Mut nicht gehabt hatte. Und sie läßt es sich gefallen. Aber so hoch die Leidenschaft ihre Wellen schlägt, er „weiß, daß es zu nichts führt und führen darf." Doch der Verstand ist machtlos, schon „weiß er nicht, wo ihm der Kopf steht." Nun werden auch die Freunde ängstlich und besorgt, sie suchen die hochgehenden Wogen der Leidenschaft zu sänftigen, mahnen und raten ab und — gießen damit natürlich nur Öl ins Feuer. Ihre Einreden machen ihn nicht irre, er verbittet sich's, daß man „Unartiges" über die Sängerin schreibe, und denkt, daß eben auch die Freunde der „Philisterei" ihren Tribut bezahlen. Laut triumphiert er ihnen gegenüber über das gelungene Stück Arbeit, daß er einem solchen Mädchen Liebe, leidenschaftliche, einzuflößen imstande sei: „sie ist eine reiche, feurige Seele und ebenbürtig den unsern."

Die Freunde waren mit ihren Bedenken zurückgewiesen. Aber nun galt es noch den Bruder zu gewinnen. Jubelnd hatte diesem Strauß am 14. Mai über „seine Freundin Schebest" geschrieben: „Es ist jetzt etwas über einen Monat, daß sie nach vier Jahren wieder in Stuttgart erschien und mir nach langem Winterschlaf endlich einmal auch wieder einen Frühling brachte.... Du fragst in Deinem letzten Briefe teilnehmend nach meiner Stimmung: wenn sie heiter ist, wenn das Leben wieder einen Reiz für mich hat und wenn Dich dies, wie ich gewiß weiß, erfreut, so haben wir dies nur diesem seltenen Geschöpfe zu verdanken, von dem ich auch für die Zukunft ein Glück hoffe, auf das ich längst Verzicht geleistet hatte." Der Bruder aber, statt in den Jubel einzustimmen, erhob seine warnende Stimme unter Berufung auf allerlei über die Sängerin umlaufende Gerüchte. Dieser Brief bereitete Strauß schmerzliche Stunden. Da er aber über ihre Vergangenheit von ihr selbst unterrichtet worden und vieles

von dem, was der Bruder gehört hatte, wirklich unbegründet war, so wies er auch diesen Warner freundlich, aber entschieden ab. Er hofft, daß sich der Bruder überzeugen werde, daß er „hier ein Herz gefunden habe, das ihn im Innersten und Eigentümlichsten verstehe und liebe und das um dieser Liebe willen alle Kränze der Kunst, für die sie so begabt und begeistert ist und deren ihr noch viele blühten, hinzuwerfen bereit sei". Nun versucht es der Bruder persönlich, er eilt in wachsender Sorge nach Stuttgart und sucht ihn dem Zauberbann der schönen Freundin dadurch zu entreißen, daß er ihn mit sich nach Cöln entführt, um dort noch einmal fern von Madrid mit ihm zu bereden, „was Verstand und Rücksichten gegen eine solche Heirat haben können". Aber wie sie Strauß auf ihrem Weg von Aachen, wo sie zu gastieren hatte, in Coblenz wiedersieht, da schweigen Verstand und Rücksichten, die Sache ist entschieden, er führt sie dem Bruder und der Schwägerin als Braut ins Haus.

Wer war nun diese seine Braut? Es fällt mir nicht ganz leicht, über Agnes Schebest zu sprechen, weil sie mir — ich muß es gestehen — sehr wenig sympathisch ist und ich daher das Gefühl habe, ich könnte gegen sie voreingenommen sein und ihr mit meinem Urteil unrecht tun. Aber sie hat ja ihre Lebensgeschichte selber erzählt [1]; darnach können mich die Leser kontrollieren und selber sehen, ob sie meinen ungünstigen Eindruck von ihr bestätigt finden oder nicht. Agnes Schebest war als Tochter eines tschechischen Artillerie-Unteroffiziers am 15. Februar 1813 in Wien geboren. Der Vater starb infolge eines Unglücksfalles schon im November 1815; nun bekam die Mutter neben einer kleinen Pension in der Festung Theresienstadt freie Wohnung. Hier wuchs Agnese mit einer zwei Jahre

---

[1]) Aus dem Leben einer Künstlerin von Agnese Schebest. Mit dem Bildnis der Verfasserin. Stuttgart 1857. „Meinen geliebten Kindern Georgine und Fritz Strauß herzlichst gewidmet".

jüngeren Schwester in recht kleinen, ärmlichen Verhältnissen ohne irgendwelche höhere Schulung und Bildung heran. Durch den Fürsten Ypsilanti, der damals nicht auf Munkacz' hohem Turm gefangen saß, sondern in der böhmischen Festung Theresienstadt interniert sich ziemlich frei bewegen durfte, wurde die Stimme der kleinen Schebest entdeckt, und diese dann mit seiner Hilfe in Dresden von dem Chordirektor Miksch ausgebildet. Hier trat Agnese denn auch zuerst in „Joseph und seine Brüder" als Benjamin auf und wurde daraufhin am Hoftheater engagiert. Bis 1832 blieb sie in Dresden. Drei Jahre war sie dann in Pesth in fester Stellung. Seit Frühjahr 1836 aber zog sie es vor, statt sich irgendwo fest zu binden, „in die Welt hinauszuziehen", und so folgt nun die Zeit ihrer Gastspielreisen, die nur durch eine Periode längerer Krankheit in Paris und Italien unterbrochen waren und sie durch ganz Europa führten. Ihr Repertoire war ein sehr reichhaltiges, Hauptrollen waren Medea, Norma, Alice in Meyerbeers Robert der Teufel, Sextus im Titus, Fidelio und vor allem Romeo in Bellinis „I Capuleti ed i Montecchi." [1]) Überall trat sie mit dem

---

[1]) Auf ihr letztes Gastspiel in Stuttgart im Jahre 1842 und ihre damaligen Rollen hat Strauß das Sonett gedichtet:

Wie ich zuerst Dich als Romeo sah,
Die Töne hörte, Jubel, Klagen, Bitten,
Wo Lieb und Leid, Lust und Verzweiflung stritten,
Nein! Höh'res gibt es nimmer! schwur ich da.

Doch schnell ward aus dem Nein entzücktes Ja,
Als Du mit Tönen, die das Herz durchschnitten,
Die Treue sangest, die so viel gelitten,
Das ist ihr Höchstes! rief ich, Tränen nah.

Nun sah ich als Alice Dich zuletzt,
Und so hab ich sie niemals noch gefunden,
So Grazie ganz und Süße! schwur ich jetzt.

Doch o des Wechsels, — nie so süß empfunden!
Schon morgen wird — ich kann es prophezein —
Romeo mir das Höchste wieder sein.

glänzendsten Erfolg auf; die Männer, aber auch Frauen, lagen ihr zu Füßen. Wie sehr, das zeigt z. B. ihr Auftreten hier in Straßburg, wo die damalige theologische Fakultät sich an die Spitze der ihr Huldigenden stellte. Sie verdankte diese Triumphe ebenso ihren natürlichen Mitteln, einer glockenreinen Mezzosopranstimme und einer wahrhaft klassischen Figur, wie der trefflichen Schulung dieser Stimme und einer für eine Sängerin geradezu phänomenalen schauspielerischen Kunst, mit der sie auch nach dieser Seite hin ihre Rollen großartig zu gestalten wußte. „Eine flammenwirbelnde Leidenschaft" rühmten Rezensenten ihrem Spiele nach. Ganz besonders begeistert war man gleich bei ihrem ersten Aufenthalt in Stuttgart und dann bei jeder Wiederholung desselben in den Jahren 1836 bis 1842. Zu den begeistertsten Verehrern gehörte, wie schon gesagt, neben Reinhold Köstlin auch Strauß; und er trug mit seiner Werbung den Preis davon, ihm zulieb gab sie ihren Beruf auf, in Karlsruhe hat sie im Juli des Jahres 1842 „ihre künstlerische Tätigkeit geendigt". Von dort kehrte sie zu den Vorbereitungen auf die Hochzeit nach Schwaben zurück.

Es war viel, was gegen die Verbindung der beiden hochstehenden Menschen sprach, und was die Freunde und der Bruder dagegen einzuwenden hatten, und es waren nicht bloß spießbürgerliche Rücksichten und philiströse Vorurteile, die in solchen Bedenken zu Worte kamen. Sie war nicht gebildet und sie war katholisch. In der Verliebtheit hat Strauß freilich sich eingeredet, daß „auch ihre Rede durchaus edel und geistreich sei"; aber ihre Briefe, die ungefüge Handschrift und manches Vulgäre in ihrer Ausdrucksweise sprechen entschieden dagegen. Ihre Bildung war in den Grundlagen durchaus mangelhaft und war, wie bei Musikern so oft, auch späterhin nur ganz einseitig ergänzt und entwickelt worden. Und diese Bildung war eine katholische. Das, könnte man denken, konnte dem unkirchlichen Strauß gleichgültig sein; und doch, wenn er etwas war, war er Protestant von dem Wirbel bis zur Zehe,

sein Denken, seine Weltanschauung, seine Bildung, seine Schriftstellerei — alles wurzelte bei ihm im Protestantismus. Schon darum war es eine Selbsttäuschung, wenn Strauß schrieb: „wie schnell hat sie mich gefaßt und ganz verstanden!" Das konnte sie gar nicht, dafür fehlten ihr alle Voraussetzungen, fehlte ihrer katholischen, aber recht äußerlich katholischen Frömmigkeit jedes vermittelnde Band der Verständigung. Aber daß es Strauß trotzdem glauben und sich so ganz darüber täuschen konnte, war noch viel schlimmer. Denn eines allerdings konnte sie, sich den Schein des Verständnisses geben, weil sie eben durch und durch Schauspielerin war: so spielte sie ihm vor, was sie innerlich nicht hatte. Dieses Schauspielerische, das ja für ihren Beruf bis dahin durchaus berechtigt und nur von Gewinn gewesen war, tritt mir in ihrer Selbstbiographie, wo es sich nicht bloß um ihre Kunst, sondern auch um ihre Persönlichkeit und um ihr Leben handelt, am unangenehmsten entgegen. Es war zugleich eine innere Unwahrhaftigkeit, die Strauß den Wahrhaftigen, wenn er einmal dahinter kommen sollte, aufs entschiedenste abstoßen, aufs tiefste beleidigen und empören mußte. Dazu gehört aber noch eines. Sie hatte die Welt gesehen, Paris, Venedig, Pesth, Wien, Berlin, Warschau, und überall hatte sie das bunte, große Leben kennen gelernt, ein bewegtes und äußerlich glänzendes Leben selber geführt, in dessen Irrungen und Wirrungen sie tief eingetaucht war. Und wenn sie es in ihrer Biographie ernst zu nehmen scheint mit dem Leben, — wirklich ernst nahm sie es doch nur mit ihrem Beruf und ihrer Kunst, im übrigen verbarg sich hinter diesem scheinbaren Ernst eine große Oberflächlichkeit, sie war eine leichtlebige Österreicherin, die nirgends in die Tiefe drang und sich mit ein paar frommen Redensarten auch über Schweres und Schwerstes wegzuhelfen suchte. Wenn man aber fragt, wie eine solche Frau der Werbung von Strauß habe folgen können, so könnte ich nur auf die wunderbaren Fügungen der Liebe verweisen und möchte fragen: warum sollte ein so dämonisch leiden-

schaftlicher Mensch, wie Strauß es war, der auch sonst Männer und Frauen bezaubert hat, diese Liebe nicht haben im Sturme gewinnen können? Und dann: es war für diese Frau von Welt etwas ganz Neues, ein so weltverlorener Magister, für ihren aufs Außergewöhnliche gestellten Sinn etwas Lockendes, ein so berühmter Mann, wie sie das, in den Tagen des Putsches zufällig in Zürich anwesend, dort mit eigenen Augen und Ohren erlebt hatte. Und endlich, sie kam eben von einem schweren Erlebnis her, da mochte ihr die Ehe in dem Frieden eines stillen Gelehrtenhauses wirklich als ein großes Glück erscheinen.

Und nun auf der andern Seite Strauß! Der einsame, stille Mensch, dem von seiner Seminar- und Stiftserziehung her ein Weltfremdes anhaftete, der ganz innerliche, der alles tief philosophisch nahm, der ganz wahrhafte, der den Kampf gegen Unwahrhaftigkeit und Lüge sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, ein ausgesprochener Melancholiker, wie ihn jenes Bild für die „Europa“ uns zeigt, und daneben doch dämonisch, leidenschaftlich, mit Hinneigung zu gelegentlichen cholerischen Zornausbrüchen, ein Temperaments- und Stimmungsmensch durch und durch. Dazu von Jugend auf an bürgerlich solide Verhältnisse gewöhnt, sparsam und ein guter Haushalter, der rechnen gelernt hatte und, wenn auch nicht ängstlich, rechnen mußte.

Und endlich beide über die erste Jugend hinaus, er ein 34jähriger, sie im 29sten Lebensjahr stehend, fertige Menschen beide, die viel guten Willen, viel gegenseitige verstehende und duldende Liebe brauchten wenn sie sich ineinander schicken und aneinander assimilieren sollten: mit den Gewohnheiten einer Weltdame sie, er der Sohn eines kleinen schwäbischen Kaufmannshauses und als Junggeselle noch immer nicht heraus aus den derben Stifts- und Kneipenmanieren bei aller Feinheit des tieferen Empfindens und aller Höhe seines gelehrten Wissens. So war die Ehe zwischen den beiden von vornherein und unter allen Umständen ein großes Wagnis.

Und doch wurde sie geschlossen. Am 30. August 1842 wurden Strauß und die Schebest in der Dorfkirche zu Horkheim bei Heilbronn getraut, nachdem erst im letzten Augenblick die fehlenden Papiere herbeigeschafft und damit das letzte Hindernis beseitigt war. Freund Kauffmann empfing das Paar mit Stücken aus der Zauberflöte, die er auf der Orgel meisterhaft spielte, und Freund Rapp leitete die kirchliche Trauung — eine bürgerliche gab es ja damals noch nicht — mit einer Rede ein, von der Strauß selbst meint, daß sie gewiß die erste in dieser Weise gewesen sei, und von der wir meinen, daß sie, die Rede eines blinden Sehers, als Einleitung zur Tragödie dieses Ehebunds hier nicht fehlen dürfe. Auch ist sie für den Redner selbst charakteristisch genug. Sie lautet:

„Geliebte Freunde! Ein recht freudiges Ereignis hat heute unsern Freundeskreis zusammengerufen, die Verbindung unseres Freundes mit der Freundin, der er sein Herz geschenkt hat und die durch ihn auch unsere Freundin geworden ist. Und da er mich beauftragt hat, diese Verbindung öffentlich teils zu erklären, teils vollziehen zu helfen, so lasset mich dieses Geschäft vollbringen, indem ich sowohl die Gesinnungen und Absichten des geliebten Paares, dem der Tag gehört, ausspreche, als die Wünsche und Empfindungen, mit denen wir ihnen heute zur Seite stehen.

Nicht nur die christliche Kirche, meine Freunde, sondern alle Religionen, da die Religionen zumeist die höhere Empfindungsweise der Menschen ausdrücken, oder alle Völker der Erde haben die Gewohnheit gehabt, den Bund der Ehe unter feierlichen Gebräuchen zu vollziehen und sie dadurch zu ehren und zu befestigen, — ein Beweis, daß der menschlichen Natur ursprünglich das Bedürfnis und der Trieb innewohnt, das Verhältnis zwischen Mann und Weib als ein geweihtes aufzufassen und zu halten. Sei es auch, daß die Religionen, die eine mehr, die andere weniger, das eheliche Bündnis unter d e n Gesichtspunkten, die nur i h r e

Eigentümlichkeit ausmachen, aufgefaßt und gefeiert haben: so kann doch der, dem das Wesen der Menschheit heilig und der in allen Dingen den Kern und Grund der Dinge zu beachten gewohnt ist, nicht gewillt sein, mit den äußerlichen Beziehungen, die einer heiligen Sache in den Augen mancher ihre Weihe erst geben sollen, die Sache selbst auch, ihre Bedeutung und die ihr eben für sich selbst angehörige Heiligkeit zu verwerfen. Wundert euch also nicht, meine Freunde, daß, wenn ich die Heiligkeit der Ehe dartun oder aussprechen will, ich sie diesmal von allem anderen losschäle, was nicht zu ihrem Wesen und dem sich in ihr offenbarenden Wesen der menschlichen Natur gehört. Die menschliche Natur ist es, nichts Höheres und nichts Niedereres, die diesen heiligen Bund anordnet und ursprünglich gestiftet hat, die ihn angelegt hat in allen Schöpfungen und Erscheinungen des niederen Tierlebens und diesem und sich selbst in der ehelichen Verbindung der Menschen den Stempel der Heiligkeit auf die Stirne drückt. Es bedarf hier keines scharfsinnigen noch gelehrten, keines herkömmlichen noch neu erst zu schaffenden Beweises, daß die Ehe durch das Wesen der menschlichen Natur, aus der sie hervorgeht, ihre Heiligkeit empfängt, sondern indem die menschliche Natur ursprünglich Mann und Weib füreinander geschaffen hat und sie zu Liebe und Treue, die aus dem Herzen stammen, immer wieder aufs neue zusammenführt, feiert und erklärt sie selbst fort und fort die Heiligkeit dieses Bündnisses. Eben das, daß die Ehe in keiner staatlichen Verbindung und im Schoße und Schutze keiner Religion es zu der Sicherheit und Heilighaltung hat bringen können, die ihr diese zu geben bemüht waren, ist ein Beweis, daß sie in der Heiligkeit, Schönheit und inneren Bedeutung, die sie für sich selbst hat, noch nicht erkannt und begriffen ist.

Glaube nur nicht, mein teurer Freund, der du uns schon in so vielem belehrt hast, den Schein von dem Wesen zu trennen, daß ich nicht überzeugt sei, du werdest uns

auch in deiner ehelichen Verbindung das Wesen einer schönen, menschlichen, liebenden, freien und treuen Vereinigung zwischen Mann und Frau offenbaren. Du hast — auch darüber ist kein Zweifel in uns — die Geliebte erkannt und gefunden, die geschaffen ist, deinem Leben für diesen letzten und innigsten Zweck, den das Leben des einzelnen hat, seine freudige Vollendung zu geben. Freundlich gegrüßt sei der Tag, da du einkehrst in deinem eigenen Hauswesen, der letzte von uns, von einer langen Reise zurückkehrend, auf der wir dir bewundernd zusahen. Du hast dich draußen nicht verloren, eine großartige Laufbahn hat dich nirgends über die Grenzen des Schönen und Guten geworfen, und nun trägst du auch die Schätze der Wissenschaft und Kunst in die prunklose Stille des häuslichen Lebens hinüber, wo dir die gleichgestimmte Braut in der vollendeten Schule der Kunst das Herz darreicht, das sie der Natur und Wahrheit bewahrt hat.

Und jetzt lasset uns nicht länger zögern, den Bund zu schließen, der euch vereinen soll. Und ich gebe meine Hand auch dazu, zum Zeichen für alle, daß ihr einander angehöret. Aus den Händen der Menschheit nehmet euch jetzt zum Geschenke: ehret das Geschenk und in dem Geschenke die Geberin.

Es war ja stets ein guter Gebrauch, meine Freunde, daß Neuverlobte das Gelübde der Treue und Liebe öffentlich gegeneinander ablegten. Er soll bleiben, dieser Gebrauch, den Schwächeren zum mahnenden Denkzeichen an die Forderungen des sittlichen Gesetzes in dem natürlichen Bündnis der Ehe, den Stärkeren, die im Guten den andern vorangehen, zur freien Erklärung ihres guten Willens für unerschütterliche Treue und Liebespflicht in der Ehe. Wie aber die Schwächeren zu befestigen sind durch den festen Willen der Guten im Guten, so müssen auch die Stärkeren bedenken, daß sie als Menschen an der schwächeren Natur der gebrechlichen Brüder teilhaben. Es war daher auch

das Angemessene bei der Schließung der christlichen Ehe, daß die Neuvermählten teils daran erinnert wurden, daß in der Ehe die Schwachheiten des natürlichen Menschen gegenseitig zu ertragen und durch sie zu überwinden und zu läutern seien, teils daß sie überhaupt ermahnt wurden, der Gebrechlichkeit der irdischen Dinge und des Lebens selbst zu gedenken, dessen Leiden allerdings in dem umfassenden Bunde der Familie viel häufiger einzukehren pflegen als im Leben des einzelnen. Was soll ich hier nun sagen, mein Freund? Ist freilich diejenige Natur, welche durch besondere Stärke des Willens über die meisten andern hervorragt, eben dadurch auch den sittlichen Schwächen, denen die meisten anheimgegeben sind, enthoben: so wird sie, je umfassender sie als Natur oder als die natürliche Kraft und Unterlage des ganzen geistigen und gemütlichen Menschen ist, um so häufigeren und gewaltsameren allgemeinen Schwingungen ausgesetzt sein. Nur ist hier sogleich zu erinnern, daß eine solche Natur, indem sie sich in den Dienst der Liebe, d. h. derjenigen Kraft des Geistes, die alles natürliche Leben am ersten bändigt, freiwillig begibt, eben damit ihren entschiedenen Gang zu fortwährender Beruhigung, bleibender Harmonie und vollendeter Stimmung in sich auch selber gewählt hat. Ist aber der im Guten nie wankende Wille die erste und letzte Tugend des Mannes, so kann die Aufgabe der Frau nur sein, verschönernd zu wirken in Haus und Leben, öffentlich und im geheimen; und wo diese Aufgabe in ihren letzten Beziehungen einmal glücklich erfaßt ist, wie sollte da zu zweifeln sein, daß die Hand und der Sinn der Hausfrau nicht auch das Geringste, das im häuslichen Leben vorfällt, mit der Huld des Schönen, das der Preis und der Reiz unseres Lebens ist, zu umgeben vermögen?

Was nun aber diejenigen Leiden des Lebens anbelangt, die außer dem Bereiche unseres Willens liegen, so ist nicht zu vergessen, daß, wo mehr Freude und Genuß ist wie im

Bunde einer schönen Ehe, da auch dem Geschick und seiner Huld größere Opfer der Entsagung und des Verlustes entgegenzubringen sind, damit es nicht scheine, als wollten wir bloß die Genießenden sein und verstünden wir nicht, in den Verlusten des Lebens und seiner teuersten Güter die Rechte der waltenden Natur und die alleinige Herrlichkeit des in ihr erscheinenden Geistes und seiner in ihr sich offenbarenden sittlichen Mächte anzuerkennen. Tragen wir aber diesen Mut gegen alle Stöße des Geschickes, wo und wie sie uns auch treffen mögen, im wohlverwahrten Hintergrunde unserer Brust, so ist auch kein Grund vorhanden, daß wir nicht des Lebens, das wir verschönern und erbauen, uns freuen, seine Blüten pflücken und seine Früchte genießen sollten. Und wenn du dich, geliebter Freund, bis dahin kaum von dem Schmerze über den Tod einer geliebten Mutter, in die dein Sinn und deine Erziehung verwachsen war, entwöhnen konntest, so freue dich heute auch der Braut, die dir nun Mutter und Geliebte ist. Auch Sie, meine teure Freundin, kennen den Wankelmut des Geschickes von Kindesbeinen an. Nehmen Sie hier den Vater wieder, der Ihnen frühe geraubt ist, und kehren zu den Freuden des häuslichen Lebens ein, denen Ihr Inneres angehört, und die ein frühes Geschick von Ihnen forderte auf weiter Laufbahn erst wieder zu finden.

Uns alle aber, m. Fr,. lasset treu zur Seite unserer Verbundenen stehen. Es ist uns nichts geraubt dadurch, daß wir sie und mit ihnen einen Teil der Freundschaft, der zuvor der unsrige war, an sie und ihre Verbindung abtreten. Auch wir haben durch ihre Verbindung gewonnen und sollen empfangen, was wir gegeben haben. Sei es auch, daß ein edler Strom zu besonderer Heimlichkeit und Lust der Liebe eine Insel in seiner Mitte absetze und sie mit ausschließender Vorliebe umarme, so kehren doch bald seine vereinten Arme zu gemeinsamer Kraft und Bedeutung zurück. Sei es, daß wir das neue Hauswesen unserer Freunde heute fester be-

gründen und begrüßen wollten, wir schreiten doch in gemeinsamer Tätigkeit und befreundeter Verbindung fort, und unsere Liebe ist nicht mehr zu trennen."

Nach der Trauung gingen Verwandte und Freunde über den Neckar hinüber in das neugegründete Straußsche Haus in Sontheim und weihten es durch eine Mahlzeit ein, die der dortige Wirt sehr schmackhaft zubereitet hatte. Nach Tisch kam Justinus Kerner mit Frau und brachte ein Gedicht [1]), auch Schnitzer, damals Professor im nahen Heilbronn, trug eines vor, Zeller von Tübingen schickte eines, und Rapp hielt als Koch verkleidet eine humoristische Rede. Kauffmann war am Klavier wie am Glase tätig, und alle verlebten einen harmonisch schönen Tag, bei dem Strauß nur den Bruder vermißte. Und harmonisch und glücklich liefen zunächst auch die Tage in der jungen Ehe hin. Und doch, wenn Strauß acht Tage nach der Hochzeit in einem Brief an den Bruder sich unterzeichnet als „Dein dermalen wenigstens glücklich zu nennender Bruder", so lag darin schon so etwas wie eine

---

[1]) Strauß' Glaube kommt dem Ehstand ganz zu gut;
Denn ist es, wie er wähnet, nichts mit drüben,
Wenn nach dem Tode alles Lieben ruht,
So muß man hier für Ewigkeiten lieben.

Ein andrer spricht: ich spare vieles auf,
Bis wir in einem bessern Stern uns sehen;
Er aber spricht: ich liebe hier vollauf,
Denn ich weiß fest, daß ich und Du vergehen.

Du andrer, raub' ihm diesen Glauben nicht,
Er dient zum Heil der herrlichen Agnese,
Und tritt er einst aus Schein im Tod ans Licht,
Und sie steht vor ihm, wird er drob nicht böse.

Dann wird er sprechen: Kerner hatte recht,
Dem machte Scharfsinn wenig graue Haare.
Agnese, was der Kopf denkt, ist oft schlecht,
Nur was mein Herz gefühlt, — Herz! war das Wahre.
Justinus Kerner.

Ahnung von der Wandelbarkeit aller menschlichen Dinge; und bald genug brach dieses kurze Glück in Scherben krachend zusammen.

War schon die Ehe der beiden an sich ein Wagnis, das ebenso auch mißlingen konnte, so war die Wahl des Ortes für den Aufenthalt des jungen Paares ein schwerer Fehler. Dreiviertel Stunden von Heilbronn liegt am Neckar das hübsche Örtchen Sontheim, heute durch eine Trambahn von der Stadt her rasch zu erreichen, damals bei schlechten Wegen ohne solche Verbindung doch recht abgelegen. Ein Schlößchen, ursprünglich Sommersitz des Heilbronner Deutschordens-Komturs, war gemietet und bot, wie für die Hochzeitsgäste am ersten Tag, so auch für die neugegründete Familie reichlich Raum. Die Einrichtung war hübsch, die Aussicht von jedem Fenster und vollends vom Balkon an schönen Herbsttagen entzückend: „vor uns der Neckar mit Schiffen und Flößen, links Horkheim mit unserem Kirchlein [1]), rechts Heilbronn mit dem Wartberg, dann die Beleuchtung morgens, mittags, abends immer neu und immer schöner". Es war ein Idyll, aber ein dörfliches. Und nun denke man sich die gefeierte Sängerin, die an den Aufenthalt in Großstädten, an den Verkehr mit interessanten und vornehmen Menschen aller Art gewöhnt, vom Publikum vergöttert, von Königen und Fürsten mit ihrer Gnade beehrt war, plötzlich in ein württembergisches Bauerndorf versetzt. Das mußte für eine so äußerliche Frau ein Herabsteigen bedeuten und auf die Dauer entsetzlich langweilig werden. Und auch die kleinstädtischen Kreise des damaligen Heilbronn, in das die Strauß'schen schon ein Jahr später vernünftigerweise übersiedelten und wo man sich beeilte, das berühmte Paar gastlich in den Häusern der Gebildeten aufzunehmen, konnten

[1]) Sontheim, in der Hauptsache katholisch, hatte damals noch keine evangelische Kirche; die Protestanten waren im nahen Horkheim eingepfarrt. Deshalb hatte dort die Trauung stattgefunden.

ihr keinen Ersatz für die verlorene Herrlichkeit gewähren. Auch das Singen und Spielen auf einem Liebhabertheater im Goppeltschen Hause, zu dessen Einweihung Strauß den Prolog gedichtet hat, konnte sie für die verlorene Kunst nicht entschädigen. Und ebensowenig die Freunde von Strauß, darunter der inzwischen aus dem Pfarramt ausgeschiedene und zur Philologie übergegangene Märklin, und Schnitzer, ein etwas älterer Studiengenosse von Tübingen her. Ihr Verständnis lag nicht auf seiten der Kunst, es waren Stiftler mit theologisch-philosophischen Interessen und mit teilweise noch etwas derben studentischen Manieren, wie man sie in Tübingen auch am Repetententisch noch nicht ablegt. Am derbsten war Kauffmann, der sich sonst musikalisch wohl mit der Schebest verstanden hätte. Kerners drüben in Weinsberg waren feiner und weltmännischer, aber doch mehr als Rarität zu genießen, zum ständigen Umgang nicht zu gebrauchen. In diesen Kreisen konnte es der verwöhnten Dame aus der großen Welt unmöglich wohl und heimisch werden.

So war sie ganz auf ihren Mann angewiesen; und da konnte es bei den beiden temperamentvollen und leidenschaftlichen, auch durchs Leben schon hart geschmiedeten Menschen an Gegensätzen und Reibungen, an Ausbrüchen voll Heftigkeit, an wilden Szenen oft über Kleinigkeiten nicht fehlen. Und dabei mußte Strauß die innerlich ungebildete und unwahre Natur seiner Frau mit Schrecken wahrnehmen: was er ernst nahm, war ihr — Bühnenspiel, wo ihm das Herz blutete, da spielte sie ihm eine Szene voll Leidenschaft und Glut vor. Das machte ihn bitter und hart und wandelte die Liebe langsam um in Abneigung und Haß: ja, er fing an, seine Frau zu hassen, wie er Unwahrheit und Lüge sein Leben lang gehaßt hat. Dazu kamen noch spezielle Anlässe. In die Aufgabe der Hausfrau hat sich die ehemalige Sängerin überraschend schnell eingearbeitet; bald kochte und buk sie mit Hilfe der „Löfflerin“ (Kochbuch) wie eine erfahrene

schwäbische Hausfrau; und wenn auch anfangs einiges mißlang, mit der Zeit ging es immer besser Allein auch hier war doch manches außen hui und innen — weniger pünktlich, als es Strauß von seiner Mutter her gewöhnt war. Und er hatte Zeit — einen Müßiggänger nennt er sich zu jener Zeit öfters, und so sah er, wenn es haperte, selber nach dem Rechten, er mischte sich in die Haushaltung — auch dann noch, als seine Frau allein fertig werden konnte, und das kränkte sie in ihrem berechtigten Stolz und in ihrer unberechtigten Hausfraueneitelkeit mit Fug. Eines aber fehlte ihr als Hausfrau am meisten, die Sparsamkeit. An die hohen Preise der Hotels und der europäischen Großstädte gewöhnt, fand sie in Sontheim und Heilbronn alles billig und zahlte dann leicht zu viel, einen Gulden, wo ein paar Kreuzer genügt hätten. So reich war aber Strauß nicht, die Frau eines beruflosen Mannes war auf's Sparen hingewiesen. Daß das nicht etwa nur eine Meinung von Strauß gewesen ist, seine Frau könne nicht sparen, geht daraus hervor, daß sie trotz jahrelanger großer Einkünfte beim Antritt ihrer Ehe — nichts besaß; die Aussteuer mußte größtenteils Strauß selbst beschaffen und sich überdies verpflichten, ihrer Mutter und Schwester in Nürnberg jährlich eine für seine Verhältnisse nicht allzukleine Summe auszubezahlen. Daß dieser bohêmeartige Zug ihres Wesens den Kaufmannssohn verdroß, der so eifrig darauf hielt, daß im Hause nicht mehr ausgegeben als eingenommen wurde, versteht sich von selbst. Daß er dagegen unduldsam und heftig zu Felde zog, hat ihm vielleicht am meisten die üble Nachrede des „Geizes" zugezogen. Wenn man eine Reihe einzelner Vorfälle kennt, wird man dagegen sagen müssen, er war nicht geizig, aber er griff das Sparen und das Erziehen zur Sparsamkeit ganz entsetzlich unpraktisch an.

Das Allerschlimmste aber war: Agnese Schebest war wahrhaft besessen von jener Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft. Mit einer unheimlichen und wahrhaft

grauenhaften, einer an fixe Ideen und Wahnvorstellungen grenzenden Eifersucht hat sie ihren Mann gepeinigt bis aufs Blut. Daß sie keinen Grund dazu hatte, braucht kaum gesagt zu werden. Schon vor der Hochzeit fing es an, auf einer Kahnfahrt nach Wimpfen packte es sie zum erstenmal, selbst der Hochzeitstag war nicht frei davon. Und so ging es dann fort. Ob es die Gattin seines Bruders oder die Frauen und Verwandten seiner Freunde waren, mit denen er sich gern unterhielt, oder ganz wildfremde, mehr oder weniger hübsche Mädchen, mit denen sie ihn zufällig zusammen sah und an denen er vielleicht harmlos ein rein ästhetisches Wohlgefallen äußerte, oder ob es nur die unbestimmte Angst war, er könnte bei einem Ausgang, auf dem er länger ausgeblieben war als sonst, ihr untreu geworden sein: auf Schritt und Tritt umgab ihn dieser unwürdige Argwohn, durch den er sich förmlich beschmutzt fühlte. Er verleidete ihm jeden Umgang und Verkehr mit Frauen, und da die Eifersüchtige auch vor anderen ihre Mißstimmung merken und oft bis zu heftigen Szenen anwachsen ließ, so fühlte er sich dadurch aufs peinlichste kompromittiert und mußte sich vor Bekannten und vor Fremden für sie und um ihretwillen schämen. Nur in einer Beziehung hatte sie wirklich einigen Grund, eifersüchtig zu sein — auf seine Freunde, mit denen Strauß aufs engste zusammengewachsen war und nach wie vor verbunden blieb, denen er sich, brieflich vor allem, rückhaltlos erschloß und bei denen er auf mehr Verständnis für seine geistigen Interessen und Bedürfnisse rechnen konnte als bei der von Haus aus ungebildeten und dafür nicht organisierten Frau. Wenn er ihnen jetzt seine eheliche Not klagte — er tat es lange nicht —, so fand er bei ihnen einen starken Resonanzboden, — sie hatten es ihm ja vorausgesagt und sahen nun ihre Befürchtungen und Warnungen bestätigt; und so mußte es ihr so vorkommen, als hetzten ihn die Freunde gegen sie auf. So war sie eifersüchtig auf den Verkehr mit den Heilbronner Freunden in der sogenannten „Gräßles-

gesellschaft", wo Strauß zu verkehren pflegte, und eifersüchtig vor allem auf den Briefwechsel mit Rapp.

Das alles entwickelte sich schon im ersten Jahr nach der Hochzeit, und auch die Geburt eines Kindes, der Tochter Georgine, im Jahre 1843 konnte den Zerfall der Ehe nicht aufhalten; ebensowenig das Erscheinen des Sohnes Fritz zwei Jahre darnach. Zu welchen leidenschaftlichen Szenen, zu welchen bösen und häßlichen Worten, zu welchen vergeblichen Versöhnungsversuchen, eigenen und durch andere vermittelten, und zu welchen unwürdigen und innerlich unwahren Kompromissen, zu welchen Trennungen und Wiedervereinigungen es im Laufe dieser Jahre gekommen ist, bis endlich der definitive Bruch erfolgte, das geht die Öffentlichkeit nichts an. Schlimm aber war, daß, auch nachdem die Unhaltbarkeit der Ehe erkannt war, eine definitive Lösung dennoch nicht erfolgte. Strauß hätte sie gewünscht, Agnes Schebest weigerte sich, vielleicht doch am meisten deswegen, weil sie katholisch war und die Ehe für unauflöslich hielt. So kam es zu einer privaten Trennung, über deren Bedingungen dann freilich doch die Gerichte angerufen werden mußten und Advokaten in ihren indiskreten Schriftsätzen das Wort führten. Diese Verhandlungen sind sehr peinlich, es wurde nicht bloß um den Besitz der Kinder, es wurde auch um die „jährliche Kontribution" gemarktet, die Strauß seiner Frau zu zahlen hatte, und um ihren Aufenthaltsort. Bis in das Jahr 1848 zog sich der Streit, das Gezänke und Gezerre unleidlich hin. Strauß wurde mürbe und konzedierte endlich Georgine der Mutter für immer, Fritz sollte ihr bis zum 7. Jahre verbleiben. Daß es dann doch anders gekommen ist, werden wir später sehen. Auch in der Frage des Wohnorts — er hätte für sich gern Stuttgart gewählt — gab er nach, Agnes Schebest zog mit den Kindern dorthin. Im Geldpunkt einigte man sich auf 1050 fl. jährlich, wovon 750 für die Frau, je 150 fl. für eines der Kinder berechnet waren. So hatte er nun also eine Familie zu ernähren, ohne eine Familie zu haben; er mußte materiell

für Frau und Kinder sorgen, ohne die Freuden und Leiden eines Gatten und Vaters und das Glück dieser Freuden und Leiden, den Segen der besten und schönsten menschlichen Gemeinschaft zu genießen. Wie ohne Amt und Beruf, so war er jetzt ohne Frau und Kind, wirklich ein armer, armer Mann. Und wenn ihn die Beruflosigkeit schwer getroffen hat, diese Familienlosigkeit traf ihn noch viel härter. Auch sein Stolz, der bei ihm stark entwickelt war, war durch dieses öffentliche Zerwürfnis, durch das Gerichtskundige desselben und durch das im engen Schwaben doppelt starke Gerede und Geklatsche darüber aufs empfindlichste verletzt.

Dazu kam aber noch ein weit Schlimmeres. Wie immer Schuld oder Unschuld bei solchen Ehedissidien verteilt sein mag, so leiden unter ihnen stets beide Teile auch moralisch. Man wird erst in dem häuslichen Unfrieden, dann in den von Advokaten geführten Verhandlungen notwendig kleinlich und schlecht. Auch Strauß ist diesem Menschenlos in jenen traurigsten Jahren seines Lebens nicht entgangen. Daß er leidenschaftlich war, wissen wir. Durch seine Leidenschaft hat er sich in den häuslichen Szenen zu manchem hinreißen lassen, was er nachher selbst am meisten bereute. Daß er bitter und hart, unnachsichtig und unduldsam wurde, ist nicht zu verwundern: es entsprach seinem Charakter und es liegt in der Natur solcher Verhältnisse und lag in dem Anlaß dieses Zerwürfnisses. Aber es ist noch nicht alles. Seine Liebe verwandelte sich, wie schon gesagt, und je heißer sie gewesen war, nur um so mehr allmählich in Haß gegen die Frau, über die er sich so gründlich getäuscht hatte und die ihn nun um Glück und Leben bringen sollte. Dieser Haß äußert sich in vertrauten Briefen oft genug in zornigen Ausbrüchen und peinlich starken Ausdrücken. Und er machte ihn auch ungerecht. Er sieht nichts Gutes mehr an ihr und läßt es nicht gelten, wo er solches hätte finden müssen. Selbst ihre Stimme klingt ihm widerwärtig grell; ihr rasches Sicheinleben in den Hausfrauenberuf führt er auf Eitelkeit zurück; auf Schauspielerei

und die Absicht ihn zu quälen, wenn sie später die Sorge um ein krankes Kind an den Ort seines Aufenthalts treibt; auf Bosheit, daß sie in Stuttgart wohnen bleibt, wo sie doch durch Gesangs- und Deklamationsunterricht leichter als anderswo Geld verdienen konnte. Klein und kleinlich aber zeigte er sich in den Auseinandersetzungen über die Höhe der Subvention, die er ihr zu zahlen hatte. Über solche Dinge zu verhandeln ist für vornehme Naturen immer erniedrigend. Hier hatte er noch besonders gegen überspannte Ansprüche zu kämpfen, dagegen setzte sich sein Gerechtigkeitsgefühl zur Wehre, und auch dem Vorurteil, daß er reich sei, mußte er entgegentreten. Und ein guter Rechner war er ja, Kaufmannsblut floß in seinen Adern. So ist Strauß immer mehr in den zuerst von seinen Züricher Gegnern aufgebrachten Ruf des Geizes gekommen, der in Wirklichkeit ganz unberechtigt war. Er hatte Grund, aufs Geld zu sehen, zumal in solchen unklaren Verhältnissen, er war auch in Geldsachen unpraktisch, ganz besonders unpraktisch dem Leben und den Bedürfnissen einer alleinstehenden Frau gegenüber, die er nach dem Maßstab seiner Junggesellenwirtschaft bemessen und befriedigen zu können meinte. Aber geizig — wir wiederholen es noch einmal — geizig ist er nicht gewesen, das zeigt sein Verhalten gegen den Bruder, gegen Freunde, gegen die alte treue Karoline, von der wir noch hören werden. Natürlich hat er unter diesem üblen Ruf schwer zu leiden gehabt. Zumal da er seinen Gegnern höchst willkommen kam, die überhaupt dieses ganze Eheleben und Ehezerwürfnis weidlich gegen ihn ausbeuteten: so mußte es ja bei einem solchen Menschen kommen! Auch von Bekannten nahmen in dem Konflikt einzelne Partei für die Frau, namentlich in Heilbronn, wo sie durch ihre Stimme und ihre schauspielerische Liebenswürdigkeit viele für sich gewann. Daß auch Justinus Kerner, dieser schlechte Menschenkenner, auf ihre Seite trat, hat ihm Strauß lange Zeit verdacht, von ihm hat es ihm ganz besonders wehe getan.

Die einzig wirkliche Schuld aber besteht doch nur darin, daß er Agnes Schebest geheiratet und sie damit aus ihrer Sphäre und aus ihrem Beruf herausgerissen und seinem Leben eingepflanzt hat, für das sie schlechterdings kein Talent besaß, und daß er auf alle die warnenden Stimmen, die ihm sein Daimonion in der eigenen Brust zuflüsterte, und die Freunde und Verwandte so eindringend erhoben hatten, nicht hören wollte. Aber ist das Schuld oder nicht viel mehr Nichtanderskönnen? Gewiß war es zum Teil Selbsttäuschung, „Kunstbegeisterung und Liebe" waren nicht bloß „eins", er verwechselte auch jene mit dieser; und außerdem spielten Trotz und Eitelkeit mit. Je mehr man ihn warnte, desto mehr versteifte er sich darauf: er, der Ausnahmemensch, durfte auch in der Wahl seiner Gattin nach einem Ausnahmewesen greifen, er jubilierte, daß es ihm gelungen sei, die Liebe eines so vielbegehrten Weibes zu erringen. Aber was will doch das alles gegen die Macht des Eros, von dem Sophokles in der Antigone gesagt hat:

Eros, unbezwungen im Kampf,
Eros, der auf die Beute sich stürzt,...
Niemand kann Dir entrinnen,
Kein Unsterblicher, keiner
Aus der Menschen Tagesgeschlecht.
Wen Du faßt, der raset;
Reißest auch des gerechten Manns
Sinn zu kränkender Unbill fort.

Dieses Schicksal hat sich auch an Strauß vollzogen. Nachdem ihm der Menschen Haß die eine Hälfte seines Lebens verkümmert hat, hat ihm der Liebe Verblendung die andere Hälfte und damit das ganze Glück seines Lebens grausam zerstört und vernichtet.

In dieser ganzen Zeit ist Strauß nach außen hin völlig verstummt, nur die geschäftige Fama trug seinen Namen in die Welt hinaus und gab die zerpflückten Blättchen seines Rufes unbarmherzig den Winden preis. Von 1842 bis 1847 ist so gut wie nichts von ihm gedruckt worden.

Daran war zuerst das „Schlaraffenleben" der ersten besseren Zeit seiner Ehe, dann das mehr und mehr zur Hölle werden dieses Zusammenlebens, war, wie er sagt, das unselige Weib schuld. Denn um zu schreiben, mußte er, wir wissen es ja, in Stimmung sein, und seine Stimmung war nicht frei und frisch genug, um sich an eine größere Arbeit zu machen, jetzt erst war er ganz wund, war lebensüberdrüssig und todesmatt. Und doch hat er in diesen Jahren geschrieben, — die Briefe an seine Freunde. Nur in der allerdunkelsten Zeit stockte unter den eifersüchtigen Augen der Frau auch diese Schriftstellerei; selbst mit Rapp hat er um ihretwillen eine Zeitlang die Korrespondenz aufgegeben. In seiner schweren Herzensnot gab ihm sonst, von dieser kurzen Unterbrechung abgesehen, ein Gott — nicht bloß in gelegentlichen Versen, die doch erst seit 1848 reichlicher fließen, sondern vor allem in der Form des Briefes zu sagen, wie er leide. Damals ist Strauß der Briefschreiber allerersten Ranges geworden, wie ihn aus den von Zeller herausgegebenen „ausgewählten Briefen" seit 1895 auch die Fernstehenden kennen und wie er reicher noch und virtuoser in der Masse der unveröffentlichten Briefe mir täglich neu entgegentritt. Denn das Intimste und das Individuellste ist natürlich nicht für die Öffentlichkeit geeignet, und doch zeigt sich gerade darin seine Kunst auf ihrer höchsten Höhe. Das „pectus facit disertum" gilt auch hier: da ist er in Stimmung, Zorn und Haß, Qual und Pein machen ihn wahrhaft beredt und beflügeln — außer etwa in Stunden allertiefster Niedergeschlagenheit — seine Feder. Vor allem ersehen wir aus den Briefen, wie wunderbar er zu individualisieren versteht. Märklin hat er einen Charakter, Rapp eine Natur[1]) genannt; und so gibt er sich auch brieflich jenem gegenüber — natürlich ganz unwillkürlich — gehaltener und

[1]) Es ist ein fast groteskes Mißverständnis, wenn E. Hermann (Deutsche Revue, September 1908) Rapp einen „echten Naturburschen" nennt.

maßvoller, diesem offenbart er sich in der ganzen Zügellosigkeit und Leidenschaftlichkeit seiner Natur.

Daß aber Strauß in dieser intimen Weise Freund sein und Freunde sich gewinnen und sie ein Leben lang festhalten konnte, das war in jenen dunklen Stunden, in denen ihm so oft der Wunsch über die Lippen geht, bald sterben zu dürfen, der letzte Rest von Glück. Wenn ein sittlich so hochstehender Mann wie Christian Märklin ihm treu bleibt auch über diese böseste Zeit hinweg, so ist das das beste Zeugnis dafür, daß sich Strauß auch damals nicht verloren hat und daß sich auch für ihn, wie für seinen Freund Vischer, das Sittliche doch immer wieder von selbst verstand. In dem Lebens- und Charakterbild, das er wenige Jahre später von Märklin entworfen hat, hat er diesem, ohne Worte darüber zu machen, auch dafür gedankt. Den anderen Getreuen, Rapp, damals Pfarrer in Enslingen, später in Münkheim bei Schwäbisch-Hall, haben wir oben aus seiner Hochzeitsrede kennen gelernt und lernen ihn aus den Briefen von Strauß in allen Falten seines Wesens kennen. Die Summe seines äußeren Lebens hat Strauß in dem schönen Brief zu seinem fünfzigsten Geburtstag, am 10. Januar 1856 [1]), selbst gezogen; der Schluß wenigstens soll hier eine Stelle finden: „Du feire dein Fünfzigjahresfest, wie es ein Glücklicher feiern soll. Die Natur, der du treu warst, hat dich gesegnet, und die Sitte, der du mit freiem Sinn huldigtest, den Gaben der Natur ihre Weihe verliehen. Du hast Freuden genossen und Leiden zur Erweiterung und Befestigung deines Wesens verwendet. Du hast Frau und Kinder, liebe Sorgen, schöne Hoffnungen, hast Freunde, die dich lieben und achten. Unter anderen denjenigen, der nur mit dem Leben aufhören wird zu sein Dein D. Fr. Strauß." Dieses Wort hat sich bewahrheitet.

Neben diesen beiden Getreuesten standen aus der Studentenzeit Vischer und Käferle, während andere,

[1]) Abgedruckt als Nr. 326 der „Ausgewählten Briefe".

wie Binder, ohne besonderen sichtbaren Grund allmählich gegen die Peripherie hin zurücktraten, ohne doch aufzuhören, Freunde zu sein. In Heilbronn erneuerte er die Beziehungen zu Kauffmann, einem Ludwigsburger Jugendfreund, doch tritt er in gemessenem Abstand hinter den beiden Intimsten zurück. Über ihn lasse ich Strauß selber das Wort[1]): „Seine ästhetische Bildung und geselliger Humor zogen mich zu ihm hin. In den dreißiger Jahren fing ich hierin eine unangenehme Veränderung zu verspüren an; statt von Goethe oder Tieck sprach Kauffmann von Politik; der sonst so wohlgemute und wohlwollende Mann fing über Fürsten und Beamte, über Gott und Welt zu schimpfen an. Ich mied seine Gesellschaft, die mir zu behagen aufgehört hatte. Bald brach der Schaden auf. Die Koseritzsche Verschwörung[2]) kam an den Tag, und es zeigte sich, daß Kauffmann, für sich als reine Künstlernatur ohne politische Ader, aber sehr bestimmbar von außen, von seiner Umgebung, sich wenigstens zur Mitwisserschaft an jenen hirnlosen Anschlägen hatte mißbrauchen lassen. Er wurde suspendiert und prozessiert, doch einstweilen gegen mäßige Kaution freigelassen. Die hier ihm gewordene Anschauung des bodenlosen Treibens und der dummen oder schlechten Gesellen, mit denen er sich allzu vertrauensvoll eingelassen, wirkten jetzt als wohltätigste Krisis auf Kauffmann. Er wurde selbst 1848 und 49 nicht mehr rezidiv. Während meines Verbannungsjahres in Ludwigsburg vom Herbst 1835 an waren wir tägliche Gesellschafter. Eines Mittags wollte ich ihn abholen, fand aber die Türe gesperrt. Endlich öffnete man mir. Kauffmann war früh morgens auf den Asperg geführt worden. Nach mehreren Wochen wurde er gegen bedeutend höhere

---

[1]) Brief an Rapp vom 27. Februar 1857, kurz nach Kauffmanns Tode geschrieben.

[2]) Eine Abzweigung des Frankfurter Putsches vom 3. April 1833 und ebenso sinnlos wie dieser; ihr Führer sollte der Leutnant v. Koseritz in Ludwigsburg sein.

Kaution wieder auf freien Fuß gesetzt; seine Haft, die auf 4½ Jahre festgesetzt war, wurde ihm nach ¾ Jahren im Gnadenwege erlassen. Die Nachmittage, die ich bei ihm auf dem Asperg zubrachte, gehören zu meinen heitersten Erinnerungen. Er hatte sein Klavier bei sich, und mehrere seiner schönsten Lieder wurden auf dem Asperg komponiert. Nach seiner Entlassung wurde er bald in Heilbronn (als Reallehrer) angestellt. Daß er eine durchaus künstlerische und zwar musikalische Natur war, liegt vor Augen. Man kann sich ihn trefflich als Kapellmeister denken. Es war aber doch merkwürdig, wie in seiner Natur das Mathematische dem Musikalischen das Gleichgewicht hielt. Die bürgerliche Grundlage, die ihm das erstere gewährte, war ihm um so willkommener, da sie ihm zur Musik ein ganz freies Verhältnis übrig ließ. Die Musik war ihm um so lieber, da er nicht genötigt war, durch sie Geld zu verdienen. Und dann war eine bürgerliche Solidität und Ehrbarkeit in Kauffmann, die doch eher im Lehrer der Mathematik als im Musikus von Profession ihre Darstellung fand. Auch die stürmische Leidenschaftlichkeit eines solchen fehlte ihm; er war eine durchaus helle, heitere Natur. Und wie liebenswürdig war Kauffmann als Gast. Wie anspruchslos fand er sich in jede fremde Lebensart und Hausordnung. Wie liebenswürdig auch in der Ausübung seines musikalischen Talents, wie entfernt von Eitelkeit und Ziererei; niemandem drang er es auf, aber auch nie ließ er sich vergeblich bitten, wenn man etwas von ihm hören wollte. Was er den Mädchen und Frauen war, werden diese am besten wissen, und es ist eine zarte Aufmerksamkeit des Schicksals für ihn gewesen, daß es ihm in den letzten Stunden noch eine begeisterte Vertreterin seiner Anhängerschaft unter diesem Geschlecht zuführte." Natürlich hatte Kauffmann auch an Agnes Schebest seine Freude, sie sang seine Lieder, er begleitete sie am Klavier und führte wohl auch eine musikalische Schnurre mit ihr auf [1]). Die Oper zu komponieren, zu der ihm

[1]) Ausgewählte Briefe Nr. 121.

Strauß das Libretto gedichtet, hatte er freilich nicht die Kraft. Im Konflikt zwischen den beiden streitenden Ehegatten aber haben er und seine Frau Strauß die Treue gehalten und sich fraglos auf seine Seite gestellt.

Neben den anderen Heilbronner Freunden, dem schon genannten Gymnasialprofessor Schnitzer, dem Mediziner Sicherer und dem Kaufmann Künzel, von denen gelegentlich noch zu reden sein wird, nenne ich hier nur noch Eduard Zeller, damals in Tübingen, in dem Strauß nicht bloß den Gelehrten bewunderte und des Gesinnungsgenossen sich freute, sondern der ihm gerade in dieser Zeit auch menschlich immer näher getreten ist und ihm bei seinen Besuchen durch die völlige Unbefangenheit seinen ehelichen Mißhelligkeiten gegenüber innerlich wohl getan hat. An Vischer schreibt er unmittelbar nach der Auflösung seiner Ehe über ihn (im August 1846): „Ich bin ihm unendlichen Dank schuldig in Bezug auf mein bisheriges eheliches Verhältnis. Er ist der einzige, dessen angelischer Natur es gegeben war, auf diesen Kohlen ohne Schmerz zu gehen; er allein ging bei uns ein und aus, wie wenn er nicht anders wüßte, als daß alles zwischen uns gut stehe. Dies, daß es doch einem Menschen in unserem Hause wohl war, hat auch mir unendlich wohlgetan; es stand auch wohl, solange er da war; weil er es zu glauben schien, glaubten auch wir es, und so rechne ich die Tage, die er bei uns zu verschiedenen Zeiten zubrachte, zu den wenigen Oasen dieser Wüste. Sag ihm, wie innig lieb er mir dadurch geworden sei, und wie ich dies nicht ohne die tiefste Rührung schreibe. In ihm, in der Erinnerung an die Art, wie er sich bei uns gab, lebte für mich diese Ehe idealisch, wie sie hätte sein sollen, bisher fort; mit dem ersten Wort, daß ich ihm die Wirklichkeit gestehe, zerfließt für mich (denn er mußte das Wahre längst wissen) dieser Zauber. Ja, als eine Natura angelica hat er sich in dieser Sache bewährt, und wenn wir zuweilen geneigt sind, das Mangelhafte, was eine solche Natur hat, hervorzukehren, so habe ich zu-

gleich das volle Gefühl des Höheren bekommen, welches darin liegt, und das uns fehlt."

So hielten ihn in dieser bösen Zeit die Freunde. Und den anderen Halt fand er in der Arbeit. Denn damit stand es bei weitem nicht so schlimm, wie er es selber in seinen Briefen dargestellt hat, wenn er sich einen Müßiggänger und Tagedieb schilt, vor dem seine Frau schon deshalb keinen Respekt bekommen könne, weil er auf der Bärenhaut liege und ein Schlaraffenleben führe. Er hat in jener Zeit von 1842 bis 1847, außer ganz wenigen Kleinigkeiten, nichts drucken lassen, das ist richtig. Nicht richtig aber, oder doch nicht vollständig ist, was er in den „Literarischen Denkwürdigkeiten" als einzigen Grund für dieses Verstummen anführt: „Meine Heirat", heißt es da, „brachte meine Schriftstellerei zum vollkommenen Stillstand. Während der vierjährigen Dauer meiner Ehe habe ich nichts, kein Buch, keine Abhandlung, keinen Aufsatz geschrieben. Von den furchtbarsten Fragen der eigenen Existenz bedrängt, wie ich jene ganze Zeit über war, lagen mir die wissenschaftlichen Fragen fern; so fern, wie dem Schiffbrüchigen, dem das Wasser bis ans Kinn geht, die Sorge für die Bewirtschaftung seiner Güter am Lande." Aber allein und an allem war in diesem Fall doch nicht die Frau schuld. Mit dem Leben Jesu und der christlichen Glaubenslehre hatte Strauß das Beste gegeben, was er damals zu geben hatte, er hatte aber auch alles gegeben, was er in jenem Augenblick besaß. Mit der Theologie war er vorläufig fertig, und überdies die Theologen wollten nichts von ihm haben, das zeigte ihm die Aufnahme oder Nichtaufnahme seiner Glaubenslehre. Sie hatten ihn ausgestoßen aus ihren Reihen, so glaubte er auch mit ihnen fertig zu sein. In jenen Jahren des Hasses fing er an sie wirklich zu hassen, wie er sein Weib haßte oder zu hassen glaubte. Diese beiden hatten ihm sein Leben verpfuscht und vergiftet, hatten ihn wissenschaftlich und menschlich heimatlos, beruflos, glücklos gemacht. Nun hatte er aber doch nur

Theologie gründlich studiert, da allein hätte er stetig weiter produktiv sein können. Darum hatte er zunächst überhaupt keinen Beruf, keine Aufgabe, keinen Stoff mehr, auch nicht als Schriftsteller. Beruf und Aufgabe mußte er sich erst schaffen, das hieß: er mußte aufs neue studieren, mußte etwas lernen und Stoff sammeln, ehe er weiter schreiben konnte. Einstweilen war er wirklich in allem anderen als in der Theologie ein bloßer Dilettant, und ein solcher hat „kein Recht zum Schreiben!" Darin ließ er sich auch durch das Zureden der Freunde, z. B. Vischers nicht irre machen, so recht diese von ihrem Standpunkt aus hatten, ihn immer wieder zur Arbeit zu treiben. Denn daß er es Ernst nahm mit dem Schreiben und nur aus der Fülle des Wissens heraus das Wort ergriff als Herr über die Sache, über die er schreiben wollte, das hatten seine beiden großen Werke, dächte ich, doch deutlich gezeigt. Ein solches Nacharbeiten und Stoffsammeln wäre somit auch notwendig gewesen, und eine Pause wäre in seiner Schriftstellerei nach 1841 fraglos auch dann eingetreten, wenn er zu jener Zeit in glücklicher äußerer und innerer Verfassung gewesen wäre. Nur wäre er dann wohl rascher damit voran gekommen, und Lernen und Schreiben wären vielleicht mehr Hand in Hand miteinander gegangen.

So finden wir ihn denn in den vierziger Jahren nicht müßig „auf der Bärenhaut liegend", wie er klagt und sich anklagt, sondern rezeptiv tätig, mit vielfacher Lektüre eifrig beschäftigt. Das ästhetisch-literarische Interesse, das — man denke noch einmal an die Streitschrift gegen Menzel — immer schon dem theologischen zur Seite gegangen war, und das musikalische, das durch musikalische Freunde, durch Vatke und Kauffmann und dann vor allem durch die Kunst seiner Frau geweckt und genährt worden war, traten immer bestimmter hervor. Dazu gesellte sich die Geschichte, die ihn als solche und in ihrem Zusammenhang mit der literarischen Entwicklung unseres Volkes lebhaft ansprach und anzog. Und so las er und las er in jenen Jahren, vielleicht nicht

streng systematisch, denn er war ja keine Gelehrtennatur, sondern von Büchern, wie es eben kam und wessen er, fern von einer größeren Bibliothek, gerade habhaft werden konnte, aber mit deutlicher Absicht auf literarhistorische oder auch rein historische Arbeiten hin. Ich nenne unter dem vielen nur Niebuhrs römische Geschichte: „Der Mann ist ein Koloß von Gelehrsamkeit, aber dabei mit einer Schwerfälligkeit geschlagen, die den geduldigsten Leser umbringt"; Schlossers Geschichte des 18. Jahrhunderts: „ein treffliches Buch, es ist ein Stück Tacitus in dem Mann, nicht die höchste Art der Geschichtschreibung, aber ein hochachtbares Moment in ihr"; Dahlmanns Geschichte der englischen und der französischen Revolution: „gewandt, aber flüchtig und nicht immer treffend entworfene Skizzen"; von Freund Zeller die Philosophie der Griechen und von Freund Vischer die Anfänge seiner Ästhetik; dagegen fand er in Schleiermachers Ästhetik „viel Geglucks und wenig Eier". Gervinus' Geschichte der deutschen Dichtung liest er von hinten herein und „hat nun doch Respekt davor: er kann nicht gerade ein besonders feines ästhetisches Sensorium bei dem Mann finden und gegen Philosophie ist er eingenommen; aber der Vorteil der historischen Betrachtung, wo jede Figur an ihrem Ort und in ihren genetischen Verhältnissen steht, ergänzt den Mangel". In der Kunstlektüre, mit der er es auch versucht, findet er dagegen „eine mißliche Antinomie: hat man die Gemälde, die einer beschreibt, noch nicht gesehen, so versteht man die Beschreibung nicht; sieht man das Gemälde vor der Beschreibung, so versteht man das Gemälde nicht". Auch Naturwissenschaftliches fehlt nicht; so finden wir Alexander v. Humboldts Kosmos, Schuberts allgemeine Geschichte des Lebens und Ritters Erdkunde gelegentlich erwähnt. Aber am liebsten greift er doch nach den Dichtern, neben den Alten, denen er immer die Treue bewahrt, nach den neuesten Gutzkow und Laube, Heine und

Herwegh, wobei er Heine gegen Vischer in Schutz nimmt und ihm selbst seine Eitelkeit eher verzeiht als einem Pathetiker wie Herwegh. Dann kommen die Romantiker an die Reihe, für die er in aller Abneigung von früher her eine Art von Faible, in seinem wohlbegründeten Haß doch ein Stück Liebe gehabt hat, das ihn diese wunderlich schillernde Gesellschaft so gründlich und fast kongenial hat verstehen lassen. Auch das Schicksal der Günderode und Bettinas „Dies Buch gehört dem König“ hat ihn interessiert, das letztere freilich schien ihm „ein verunglücktes Produkt; das Dozieren und Philosophieren steht der Verfasserin schlecht“. Und endlich geht es natürlich weiter rückwärts zu Goethe, der ihm unter den Neuen doch immer der Allererste und Allerhöchste gewesen ist; zu Hamann und Rousseau, der ihm mit Recht, aber einstweilen noch ohne nähere Kenntnis des anderen, als „ein ungleich tieferer Geist als Voltaire“ erscheint; und von ihm dann wieder nach vorn zum Sturm und Drang, wozu auch Schubart gehört. Von diesem hat er seit 1843 auch schon Briefe. Das könnte uns ja mit einem raschen Schritt weiter führen. Aber wir sind noch nicht so weit. Einstweilen ruft er noch klagend aus: „Mir fehlt jetzt nichts als ein tüchtiges Geschäft, aber wo das hernehmen?“ Nur das wollen wir uns merken, daß er schon im Dezember 1842 Vischer fragt: „Weißt Du mir keinen Helden für eine Biographie? So was würde mir nicht übel passen jetzt zu schreiben.‘

Einstweilen handelte es sich nur um den Nachweis, daß Strauß in all der Zeit nicht müßig gewesen ist, sondern eifrig beim Studieren und beim Einsammeln war. Aus der Fülle des Gelesenen und gleich auch kritisch Verarbeiteten habe ich ganz willkürlich einiges Wenige herausgehoben, um zu zeigen, wie weit er in seinen Studien ausgriff und nach welchen Seiten hin er Umschau hielt. Sein „Gelüsten nach einem weiteren Literaturgebiet“ als dem theologischen hat er damals, vorläufig einmal rezeptiv, befriedigt.

So stand er, wenn auch nicht müßig, am Markte und schaute sich nach Arbeit um. Aber ehe er noch recht dazu kam, auf Gebieten, die ihm lagen, frei und innerer Neigung folgend sich zu betätigen, kam ein Anstoß von außen, der sein auf der Sandbank der Ehe gestrandetes Lebensschifflein mählich wieder flott machte, diesem aber zugleich eine neue, Strauß vielleicht fremde und persönlich kaum ganz zusagende Richtung gab: — es war die Politik, die ihn in ihre Strudel riß.

Siebentes Kapitel.

Strauß als Politiker.

Es ist nicht ganz richtig, wenn wir oben mit Strauß selber gesagt haben, er sei von 1841 bis 1847 ganz verstummt. Einige Male ergriff er in der Öffentlichkeit doch das Wort. Es war zunächst aus Anlaß des Vischer-Handels in Tübingen. Als dieser zum ordentlichen Professor ernannt am 21. November 1844 jene temperamentvolle Antrittsrede hielt, die äußerlich schon ein keckes sich Hinwegsetzen bedeutete über akademischen Brauch und akademische Würde und inhaltlich eine schroffe Kriegserklärung war gegen seine Feinde, insbesondere gegen die Pietisten seiner schwäbischen Heimat, denen er „einen Kampf ohne Rückhalt, volle ungeteilte Feindschaft, offenen, ehrlichen Haß" versprach, da nahm Strauß an dem Schicksal des Freundes tiefinnerlichen Anteil. Ob es den Gegnern gelingen werde, ihm daraus den Strick zu drehen, und ob die württembergische Regierung auch hier wieder schwach und nachgiebig sich zeigen werde, wie einst bei ihm, diese Frage geht in den Briefen jener Wochen hin und her. Jetzt konnte er den Freundschaftsdienst vom Leben Jesu her vergelten und seinerseits über Vischer den Schild halten. Anfangs zwar schreibt er: „Gerne möchte auch ich Dir in der Sache dienen, wüßte ich nur, in meiner Entfernung vom Schauplatz, wodurch". Aber bald läßt es ihm keine Ruhe; oder vielmehr die Frau „ließ ihm keine Ruhe; sie sagte, es sei nicht genug, daß einer recht habe, man müsse dem Publikum auch sagen,

daß er es habe". Und so schickte er der Kölnischen Zeitung einen Artikel, „der gar nicht verfänglich war"; sie nahm ihn aber nicht auf. Anders der Stuttgarter Beobachter, an den sich Strauß — als an „das einzige Blatt, auf das man sich verlassen kann", — daraufhin wandte. In ihm erschienen zwei, freilich von der Zensur teilweise arg verstümmelte Artikel von Strauß zugunsten Vischers, der zweite mit dem Motto: „Der Pietismus hält es mit dem Ärgernis wie der Mattheus mit dem Eis: hat er keins, so macht er eins"[1]). Für Vischer fand er hier das gute Wort: „Jeder Zoll ein Ästhetiker, aber auch jeder Zoll ein Mann!" Natürlich konnten die beiden Artikel so wenig als die vielen Aufsätze ähnlicher Art in anderen Blättern an der Entscheidung der Regierung etwas ändern: Vischer wurde auf zwei Jahre suspendiert, d. h. er bezog seinen Gehalt fort, durfte aber nicht lesen. Und nun mahnte Strauß den Freund — nicht etwa agitatorisch zur Fortsetzung des Kampfes, sondern zu ernster wissenschaftlicher Arbeit, in jenem Brief vom 4. März 1845, der so charakteristisch ist für seine besonnene Art, wie wir sie ja auch bei seinen eigenen Händeln in den Jahren 1835—39 kennen gelernt haben und die bei dem leidenschaftlichen Mann besonders bewundernswert erscheint. „Wie ich Dich persönlich im Getümmel sah", heißt es da, „da konnte mich's wohl fortreißen, daß ich mein altes Schlachtroß spornte, um Dich heraushauen zu helfen; jetzt, da Du so weit heraus bist, daß Du mit Ruhe selbst wieder Deine Maßregeln nehmen kannst, habe ich wieder abgezäumt. Im Ernst, ich glaube, es wäre nicht klug, jetzt bei veränderten Umständen den Kampf noch auf die gleiche Weise fortführen zu wollen. Fürs erste sollte jetzt, meine ich, eine Pause eintreten, damit das Publikum uns nicht aus Übersättigung abweist, ohne nur die Sache weiter zu untersuchen.

[1]) Sprichwort auf den Matthäustag (25. Februar): Mattheus bricht's Eis; hat er keins, so macht er eins

Es ist jetzt sehr abwechslungssüchtig und bleibt nicht gern lange bei einer Materie. Fürs andere sehen wir, daß der Kampf in Journalen und Broschüren uns wenig geholfen hat. Allein in der Eile, mit der damals die Umstände drängten, blieb uns kein anderes. Um so geeigneter sind jetzt die Umstände, diesen andern Weg einzuschlagen. Deine Ankläger haben zuletzt, und nicht ohne Eindruck bei der Behörde, die Wendung genommen, Dich so hinzustellen, wie wenn Du dem Niedersteigen in die Tiefen der Wissenschaft das geistreiche Spiel auf ihrer Oberfläche vorzögest, ihren Ernst durch Witz, ihre Ruhe durch Leidenschaft trübtest. Du und wir haben gesagt: dem ist nicht so, die Gegner haben erwidert: o ja, und haben einzelne Stellen aus Deinen Schriften zum scheinbaren Beweise beigebracht. Jetzt kann nur noch das wirken, wenn Du ein zusammenhängendes Werk ernster Wissenschaft der Welt hinstellst, vor welchem Deine Gegner verstummen müssen, und auf das Deine Freunde unter den Machthabern sich berufen können. Ein solches wird Deine Ästhetik sein. Die wird wirksamer für Dich sprechen als alle Zeitungsartikel und Broschüren Deiner Freunde. Zugleich ist sie auch eine Rechenschaft, in welchem Sinne Du Dein Lehramt bisher geführt hast. Und was sonst noch zu sagen ist, wirst Du in der Vorrede dazu — bis dahin selbst abgekühlter und mehr über der Sache stehend, sagen können. Damit will ich nicht sagen, daß bis dahin alles schweigen soll, oder auch nur ich schweigen wolle. Vielleicht gibt die Kammer, in der Römer[1]) die Sache zur Sprache bringen will, Anlaß, noch ein Wort darüber zu sagen. Es wird eine saubere Verhandlung geben[2]). Hie-

---

[1]) Friedrich Römer, 1794—1864, liberaler schwäbischer Politiker, 1848 Märzminister in Stuttgart.

[2]) Wirklich hat Römer in der Kammer am 30. April 1845 die Vischersche Angelegenheit zur Sprache gebracht. Daß dabei auch Gustav Binder als Abgeordneter von Ulm Gelegenheit hatte, für den Freund einzutreten, sei hier ausdrücklich bemerkt. Ebenso, daß

mit, lieber, bester Freund, habe ich Dir meine oft beschlossene Meinung nicht verhalten. Es wäre mir leid, wenn Du darin nur den verstimmten Widerwillen gegen das Schreiben, der freilich in mir groß ist und einen starken Anstoß braucht, um für den einzelnen Fall überwunden zu werden, sehen wolltest. Es ist doch wohl auch etwas Vernunft darin." Vischer hat den Rat befolgt, als „erste Hauptfrucht seiner unfreiwilligen Muße" gab er 1847 den ersten Band seiner „Ästhetik" heraus.

Noch früher als seine Artikel im Beobachter erschien in Georg Herweghs „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz" (1843) ebenfalls ein gedruckter Beitrag von Strauß. Es waren politische Xenien. Politisch —? Wie kam Strauß zur Politik? In Ländern wie dem deutschen, wo Kirche und Staat so eng ineinander verschlungen sind und es damals noch mehr waren, als dies leider auch heute noch der Fall ist, muß, wer sich für theologische und kirchliche Fragen lebhaft interessiert, namentlich im freiheitlichen Sinn interessiert, notwendig politisch werden. Auch Eduard Zeller hat damals „einige Worte über die Bedeutung einer freien Theologie für das öffentliche Leben" drucken lassen. Wer aber so am eigenen Leib erfahren hat, daß der Staat sich immer noch und immer wieder zum gefügigen Exekutor kirchlicher Bannsprüche hergibt, wie Strauß 1835, der vollends muß notwendig politisch liberal werden. Das setzte man bei Strauß zunächst einfach voraus und übersah darüber die andere Erfahrung, die er im Kanton Zürich mit einer radikalen Regierung und einem demokratischen Volk gemacht hatte, und die ihn schwerlich zu einem Freund des Radikalismus und der Demokratie machen konnte. So haben im Herbst 1844 die Stuttgarter Liberalen beabsichtigt, ihn „irgendwo in

---

Prälat v. Mehring, von dem wir noch hören werden, gegen die Zusammenstellung von Schleiermacher und Vischer mit den Worten protestierte: „man solle das Reine nicht mit dem Unreinen vermischen!"

einem Oberamt in die nächste Kammer wählen zu lassen;" aber, fügt er in dem Brief an den Bruder, dem er das erzählt, beruhigt hinzu, „zum Glück existiert ein Oberamt nicht, wo dies möglich wäre, und so kann ich ganz ruhig bleiben." Denn „was geht uns der Weltlauf an?" fragt er den Bruder auch einmal und tut sich damit selber schwer unrecht. Ihn kümmerte viel, was in der Welt vorging. Um des Bruders willen, der seit 1841 an einer Zuckerraffinerie in Köln beteiligt war, und den er dort in den vierziger Jahren öfters besucht hat, in dessen Geschäft er auch zeitweise einen Teil seines Vermögens stecken hatte, interessierte er sich sogar für den Handelsvertrag mit Belgien. Dieses politische Interesse verraten nun auch jene Verse in Herweghs Bogen aus der Schweiz. Bei den Besuchen in Köln hatte er die Arbeiten am dortigen Dom gesehen, den auszubauen eine der ersten Sorgen Friedrich Wilhelms IV. gewesen ist. Gegen dieses Unternehmen richtet er nun 1843, wie 1865 noch einmal, seine Pfeile in den Xenien:

Wie? ein so frommes Werk befeindest Du? „Lasset die Toten
Ruhen." Dieses allein nenn' ich ein frommes Gebet.
Leichen herauszuscharren, die doch zu beleben die Kraft fehlt,
Sei es ein griechischer Chor, sei es ein christlicher Dom,
Heiß ich Hyänengeschäft. Wer, nach dem Gestern verlangend,
Gegen das Heute sich kehrt, wird auch das Gestern entweih'n.

In Württemberg ist es die Verfassungssäule auf dem Schloßplatz und sind es die Festivitäten bei ihrer Einweihung, die seine Satire herausfordern. In Bayern spottet er, wohl in absichtlich holperigen Versen, über den König, der den großen Männern Deutschlands ein Walhall errichtet und Luther davon ausschließt:

Halt! Du bist nicht gemeint! — „Ich nicht ins Pantheon deutscher
Zunge? Luther, der euch Deutschen die Zunge gelöst!"
Sieh' ich bin ein katholischer Fürst — Du entschuldigst mich selbst wohl —
Und was die Sprache betrifft, hab' ich von Dir nichts gelernt.

Aber am schärfsten wendet er sich schon jetzt gegen Friedrich Wilhelm IV. selber. Ihm gilt gleich das erste Stachelepigramm:

Manches Seltsame sah ich am christlichen Hofe zu Potsdam:
  Über eines jedoch bin ich noch immer erstaunt.
Denkt nur: aus allen Ländern verschrieb man niedergebrannte
  Kerzen um höheren Preis, als man für ganze bezahlt.
Solche nur sollen beleuchten den Hof — Ihr lächelt und glaubt's nicht?
  Fragt nur Schelling und Tieck, wie man die Stumpen dort schätzt.

Also ganz verstummt war er auch vor der Öffentlichkeit in jenen Jahren des Lernens und Sammelns und in jener schlimmen Zeit seiner in die Brüche gehenden Ehe nicht. Aber es waren allerdings nur Kleinigkeiten, gelegentliche Äußerungen zu Tagesereignissen, wirklich nur Abfälle und Abschnipfel seines Geistes. Und solche Abfälle waren auch die kleinen Beiträge, die er zu den „Jahrbüchern der Gegenwart“ beisteuerte. Sie hatte Albert Schwegler, damals eines der bedeutendsten Mitglieder der Baurschen Schule in Tübingen, der es aber nach gut württembergischer Sitte und Art als freigesinnter Gelehrter in der vormärzlichen Zeit nicht über den Privatdozenten hinaus, ja nicht einmal zum Stiftsrepetenten hatte bringen können, 1843 ins Leben gerufen und dafür natürlich auch auf die Mitarbeit von Strauß gerechnet. Nun endlich im Jahr 1846 stellte sich dieser mit einem ganz kurzen Beitrag ein, der freilich alsbald höchst charakteristisch ist und Späterem ahnungsvoll präludiert. Daß „das Hauptwerk von Hermann Samuel Reimarus noch immer ungedruckt“ sei, dem gilt seine Klage. Man sieht, dieser sein Vorgänger in der Leben-Jesu-Forschung, Theologisches also, interessiert ihn noch immer. Aber erst im nächsten Jahr, in dem er von seinem häuslichen Elend wieder etwas aufatmen konnte, nachdem das Tafeltuch zwischen ihm und der Frau zerschnitten war, soweit es sich eben zerschneiden ließ, fließt die schriftstellerische Ader

reichlicher. Und jetzt sind es nicht theologische, sondern ästhetische und biographische Aufsätze, die er für die Jahrbücher bestimmt. Im Aprilheft erscheinen zuerst die „Ästhetischen Grillen". Es ist eine Klage darüber, daß unsere Maler nichts lieber als malende Maler, unsere Dichter am liebsten wieder Dichter malen und schildern. Denn „wo ist unter uns Handlung, Tat im Großen? Ist es da ein Wunder, wenn dem Dichter bei seinen Schöpfungen statt Helden immer wieder Literaten und statt Schwerter Schreibfedern in den Weg kommen?" Es ist das gegen die Schriftsteller des jungen Deutschland gerichtet, werden wir denken, und wirklich — das Urbild des Tartuffe und Laubes Karlsschüler dienen als Beispiele. Aber in Wahrheit gilt es vielmehr der Romantik; bei Tiecks „Dichterleben" und seinem „Tod des Dichters", bricht es los, „weil in diesen Arbeiten doch die Eitelkeit allzu widrig ist, mit welcher der Poet im Spiegelbilde sich selbst beräuchert, weil in ihnen jeder wahre Sohn der Gegenwart echte Produkte der Romantik erkennt, dieser Poesie der Poesie, die, zeugungsunfähig, mit sich selber buhlt, die, eigenen prophetischen Geistes bar, der gewesenen Propheten marklose Schatten durch täuschende Künste für einen Augenblick heraufbeschwört." Nur darum und soweit tadelt er die Gutzkow und Laube, die er sonst als „Gleichstrebende" schätzt, weil und soweit auch sie noch das Prinzip der „inhaltsleeren, sich selbst bespiegelnden Subjektivität der Romantik" nicht überwunden haben. Denn die Romantik ist der Feind, ihr gilt der Kampf; und er kennt sie, wie wenige sie gekannt haben, und versteht sie, wie unsere Heutigen sie überhaupt nicht mehr verstehen[1]).

Politischer als diese ästhetischen Grillen war der im Augustheft erschienene Aufsatz „Zwei deutsche Märtyrer". Der eine von ihnen ist Ernst Moritz Arndt, dessen „notgedrun-

[1]) Es gehört zum Lustigsten, was mir lange vorgekommen, daß mich Ludwig Stein in seinen „Philosophischen Strömungen der Gegenwart" (1908) zu den Neuromantikern rechnet!

gener Bericht aus seinem Leben", eben damals erschienen, von zwanzigjähriger Verfolgung und Unterdrückung zu erzählen hatte. Es ist ein Bild von dem Schicksal des deutschen Vaterlands selbst, das „gleichfalls diese 20 Jahre verträumt, verspielt und vernebelt hat". Tragischer ist das Leben und Ende seines Landsmanns Friedrich List: auch dieses in seiner ersten Hälfte ein Bild von der Art, wie das Württemberg jener Tage mit seinen großen Männern umzuspringen pflegte; hier spürt man dem Verfasser ordentlich an, wie ihn der Groll über ähnliche Erfahrungen in der Heimat beredt macht[1]). Aber auch die anderen deutschen Landsleute sind nicht eben freundlicher mit List umgegangen: als er ihnen aus Amerika „das Geschenk der Eisenbahnen mitbrachte, hatte er Mühe, sie zur Annahme desselben zu bewegen; das andere, das er ihnen noch zugedacht hatte, Schutz der einheimischen Industrie durch ein zweckmäßiges Zollsystem, weigerten sie sich beharrlich anzunehmen". Daß später seine Vaterstadt Reutlingen List ein Denkmal errichten und das inzwischen gegründete Deutsche Reich seine Gedanken über den Schutz der heimischen Industrie vor allem England gegenüber verwirklichen werde, konnte Strauß damals noch nicht ahnen.

Sehen wir ihn in diesem Aufsatz auf politischen Bahnen, so ist der dritte der in diesem Jahr — im Juniheft der Jahrbücher — erschienenen Aufsätze ein Nekrolog auf den ihm befreundeten schwäbischen Dichter Ludwig Bauer, geboren 1803, gestorben 1846. Es ist, wenn wir von dem den Friedlichen Blättern beigegebenen Aufsatz über Justinus Kerner absehen, der erste oder also der zweite jener biographischen Skizzen, denen noch so manche folgen und aus denen dann

[1]) Dazu ein Wort von Strauß aus späterer Zeit, das zunächst Eduard Zeller galt: „Württemberg ist bekanntermaßen großmütig; es überläßt seine besten Köpfe gern anderen und nimmt für sich mit bescheidenen Größen des eigenen Gewächses, im Notfall mit Abtrag von auswärts vorlieb."

die biographischen Meisterwerke herauswachsen sollten. Von ihnen allen reden wir deswegen besser in einem besonderen Kapitel.

Also im Hintergrund noch immer die Theologie — der Artikel über Reimarus —, im Vordergrund Ästhetik und Politik: das zeigt uns, wohin die Fahrt gehen wird, und es ist nur die Frage, welches von den drei Gebieten ihn zuerst haben soll? Es war die Politik. Denn Ende August dieses selben Jahres, 1847, erschien seine Schrift „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren oder Julian der Abtrünnige". Die Arbeit war wiederum für die Schweglerschen Jahrbücher der Gegenwart bestimmt; als er sie aber den Freunden in Heilbronn vortrug, redete ihm Märklin zu, sie als besondere kleine Schrift zu veröffentlichen und ihr die Form des Vortrags zu geben oder zu belassen, den sie bei dieser Vorlesung angenommen hatte. So folgt in der Reihe der Schriften chronologisch auf die christliche Glaubenslehre der Julian. Das Erscheinen hatte sich etwas verzögert, weil die württembergische Zensur erst alle auf die Gegenwart bezüglichen Stellen gestrichen hatte, so daß der Druck nach Heidelberg verlegt werden mußte, wo die badische Zensur keinen Anstand erhob. Auch das aufs neue ein Beitrag, wie engherzig und schikanös sein Heimatland auf jedem Punkte mit Strauß verfahren ist.

Aber warum hatte der Zensor Bedenken? Konnten sich denn in einer Schrift über einen römischen Kaiser des vierten Jahrhunderts Stellen finden, die sich auf die Gegenwart bezogen und in dieser Anstoß erregten? Schon der Titel kann uns die Antwort geben. Die Romantik war auch hier wieder der Feind, die Romantik, wie sie damals am übelsten verkörpert war in der Person des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. Bei ihm hatte die von Novalis aufgebrachte Fabel von der gottgewollten Zusammengehörigkeit von Thron und Altar ein gläubiges Ohr gefunden, er regierte den Staat und nicht zum wenigsten auch die preußische Kirche nach

dieser Formel. Wenn es gelingen sollte, das komplizierte Wesen dieses geistreichen Dilettanten auf einen Begriff zu bringen, so konnte es wirklich kein anderer sein als der des Romantikers. Nun war in Strauß, dem Landsmann von Paul Pfizer, schon damals die richtige Witterung, daß Preußen der Staat der Zukunft sei und ihm die politische Führerrolle in Deutschland zukomme, daß also von ihm das Glück oder Unglück unseres Volkes abhänge. Jene romantischen Tendenzen des preußischen Königs sah Strauß somit für ein allgemeines deutsches Unglück an. Deswegen haßte er ihn, soweit man etwas Kraftloses hassen kann, und deswegen griff er, kaum daß er aus seinem häuslichen Elend einigermaßen aufgetaucht war, zur Feder, um gegen ihn und seine Art zu regieren Protest zu erheben. Er tat dies in einer eigenartigen Form: er schrieb eine Schrift über den römischen Kaiser Julianus Apostata. Das war der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren: von ihm handelte die Schrift, gemeint aber war der Romantiker auf dem Throne Preußens, König Friedrich Wilhelm IV.

Es ist zunächst eine durchaus gelehrte Schrift, im kleinen ebenso gelehrt wie im großen das Leben Jesu oder die christliche Glaubenslehre; und so ist sie denn auch rein wissenschaftlich das Beste gewesen, was bis dahin über diesen merkwürdigen Mann geschrieben worden war. Sie war aus den Quellen herausgearbeitet und darum auch reichlich mit gelehrten Verweisungen, griechischen und lateinischen Zitaten versehen. Sehr fein ist namentlich die Beurteilung der bisherigen Beurteiler Julians. Daß ein anderer gemeint sei als der, um den es sich nach dem Titel handelt, oder um mit Strauß in einem Brief an Märklin zu reden, daß der Sack geschlagen wird, um den Esel zu treffen, das wird natürlich nirgends ausgesprochen, wohl aber für die damaligen Leser — wir sind daran seit Mommsen ohne alle Hintergedanken gewöhnt — zunächst dadurch angedeutet, daß moderne Ausdrücke auf jene vergangenen Zeiten

und Verhältnisse angewendet werden. Mit dem Begriff „romantisch“ wird durchweg operiert, vom romantischen Kronprinzen und Kaiser gesprochen, Maximus sein Hofphilosoph genannt und die Arbeiten zur Wiederherstellung des Tempels zu Jerusalem als „romantischer Dombau“ bezeichnet. Dann aber werden, noch deutlicher, da und dort auch ausdrücklich Parallelen gezogen zwischen einst und jetzt. So wenn es an einer Stelle heißt: „Dem Julian erschienen die Christen, weil sie die Götter Griechenlands und Roms, Ägyptens und Syriens nicht anerkannten, gerade ebenso als Gottlose und Atheisten (ἀσεβεῖς und ἄθεοι sind ihre stehenden Prädikate in seinen Schriften), wie den jetzigen Romantikern diejenigen, welche dem Glauben an den christlichen Gott und Gottmenschen entsagt haben. Ebenso verächtlich sprach er von dem toten Juden, den die Galiläer verehren, als jetzt von jener Seite über den Versuch gesprochen wird, fortan allen geistigen und sittlichen Bedarf des Menschen lediglich aus der Erkenntnis seines eigenen Wesens zu schöpfen. Daß die Christen sich weigerten, den Göttern oder auch nur ihrem Gott Opfer zu bringen, war ihm nicht minder befremdlich und anstößig, als es jetzt gefunden wird, daß wir von Abendmahl und Kirchenbesuch nichts mehr wissen wollen. Daß aus dieser neuen Gottlosigkeit etwas für Leben und Sitte Ersprießliches hervorgehen könne, war ihm ebenso undenkbar, als es den Anhängern des Alten unter uns geläufig ist, von den staats- und sittenverderblichen Lehren der neuen Philosophenschule zu reden. Mit nicht geringerem Selbstgefühl endlich wurde der Neuheit des von gestern sich datierenden Christentums das ehrwürdige Alter der väterlichen Religion entgegengehalten, als heutzutage von dem 1800jährigen Bestande des erstern im Gegensatz zu der Weisheit des Tages gesprochen wird.“ Ganz besonders charakteristisch aber ist der Schluß, wo Strauß den widerspruchsvollen Eindruck konstatiert, wonach wir „uns von dem denkwürdigen Manne

wechselsweise angezogen und wieder abgestoßen finden“. Über den Grund davon heißt es: „Uns Söhnen der Gegenwart, die wir vorwärts streben und den neuen Tag, dessen Morgengrauen wir spüren, heraufführen helfen möchten, ist Julian als Romantiker, dessen Ideale rückwärts liegen, der das Rad der Geschichte zurückzudrehen unternimmt, zuwider, und in dieser Hinsicht, formell gleichsam, finden wir uns zu seinen christlichen Gegnern hingezogen, welche damals das neue Prinzip des Fortschritts und der Zukunft vertraten. Aber materiell ist dasjenige, was Julian aus der Vergangenheit festzuhalten suchte, mit demjenigen verwandt, was uns die Zukunft bringen soll: die freie harmonische Menschlichkeit des Griechentums, die auf sich selbst ruhende Mannhaftigkeit des Römertums ist es, zu welcher wir aus der langen christlichen Mittelzeit und mit der geistigen und sittlichen Errungenschaft von dieser bereichert uns wieder herauszuarbeiten im Begriff sind. In dieser Hinsicht auf den Inhalt seiner Ideale und Bestrebungen fühlen wir uns, trotz aller Verzerrung, in der sie bei ihm erscheinen, zu Julian hingezogen, von seinen Gegnern aber abgestoßen, aus welchen das Prinzip des unfreien Glaubens, des gebrochenen Lebens zu uns spricht, das in seinen letzten Nachwirkungen zu überwinden unsere Aufgabe und unser Pathos ist.“ Und der Sage von seinem letzten Wort, das ihm seine christlichen Gegner in den Mund gelegt haben: Du hast gesiegt, Galiläer, entnimmt Strauß die tröstliche Wahrheit, daß „unfehlbar jeder Julian, d. h. jeder auch noch so begabte und mächtige Mensch, der eine ausgelebte Geistes- und Lebensgestalt wiederherzustellen oder gewaltsam festzuhalten unternimmt, gegen den Galiläer oder den Genius der Zukunft unterliegen muß“.

So lag die Parallele mit der Gegenwart und dem modernen Romantiker freilich auf der Hand und wurde auch, ohne daß sie aufdringlich betont und in den Vordergrund gerückt wurde, in jener Zeit der Reaktion allgemein verstanden und von allen Nicht-Romantikern und Nicht-Reaktionären mit

Jubel begrüßt. Trefflich äußert sich darüber Anton Springer, der nachmalige berühmte Kunsthistoriker, in den Jahrbüchern der Gegenwart so: „Keine historische Abhandlung mit bloß gelegentlichen Seitenhieben auf moderne Romantiker, wie manche meinen, sondern eine durch und durch politische Schrift hat Strauß geliefert. Die reaktionäre Partei in Deutschland zu bekämpfen, das Halt- und Bodenlose ihrer Pläne, das Rad der Geschichte zurückzudrehen, die Schimäre der Romantik in ihrem wahren Wesen als ohnmächtiges Sperren gegen die unaufhaltsame Entwicklung des Geistes aufzudecken, dies ist nicht bloß sein nebenher beabsichtigter, es ist sein voller, ganzer Zweck. Insoweit ist seine Tendenz die allen liberalen Politikern gemeinsame. Aber Strauß bleibt nicht bei dem Unmittelbaren, dem zunächst Gegenwärtigen stehen, er wendet sich nicht an die einzelnen Wortführer, Vorfechter der Feindesschar, um sie niederzustrecken, nein, er zieht sich vorläufig vor dem persönlichen Gegner in die Festung der Geschichte zurück, er flieht scheinbar —, weil er weiß, daß der unmittelbare Sieg über einzelne Gespensterseher die Existenz des Gespenstes selbst nur teilweise aufhebt, der Fall einzelner Nebelkappen, die im betäubenden Rausche den Weg verfehlen und zurück ins Mittelalter wanken, die Romantik selbst nur verwundet, Strauß genügt aber die einfache Verwundung nicht, er will sie vernichten... Es ist nicht mehr ein Dieses oder Jenes, eine einzelne Seite der Romantik, die er bekämpft, nein es ist diese selbst in ihrem Herzen, im Lebenspunkte getroffen." Und die Waffe, die er in diesem Kampfe braucht, ist, wie Springer ebenfalls richtig gesehen, die Ironie, aber nicht die romantische „Ironie der subjektiven Willkür, welche durch ihre Vornehmtuerei alles Gewicht verloren, sondern eine objektive, die Ironie der Tatsachen. Wir bleiben stets auf der Höhe der Geschichte und stehen doch mitten im Kreise der neuesten Ereignisse, die historische Erscheinung und die gegenwärtigen Tatsachen scheinen, weil substanzlos, durcheinander hindurch,

und namentlich letztere erhalten eine Klarheit, welche in keiner anderen Weise erreicht werden könnte". In einer englischen Zeitung aber hieß es besonders fein, das Schriftchen sei zwar weder geistreich noch witzig, aber das Schlagende der historischen Parallele wirke wie Geist und Witz.

So empfand die Welt damals, in den vierziger Jahren, kurz vor dem Ausbruch der Revolution. In neuerer Zeit dagegen hat sich — vielleicht unter dem Eindruck der überflüssigen Caligula-Satire Quiddes und der bösartigen Anspielungskünste Hardens — das Urteil über den „Julian" zu Ungunsten von Strauß verschoben. Wieder ist es allen voran Treitschke, der in seinem Haß gegen Strauß dieses Versteckspielen und politische Anspielen aufs schärfste verurteilt. Neben der berechtigten Tendenz, aus den Erfahrungen der Vergangenheit ernste Lehren für die Gegenwart zu gewinnen, meint er[1]), „wagte sich auch die unberechtigte des boshaften Anspielens und des versteckten Anwinkens hervor, ein schlechtes Handwerk, das sich mit der Würde der Geschichte nie verträgt". Und als Beispiel dafür führt er die Flugschrift von Strauß an, deren „frostige Witze über den romantischen Dombau des Tempels von Jerusalem oder über Julians altgläubige Kabinettsordres den abgeschmackten Einfall nur noch widerlicher erscheinen ließen". Es ist wahr, wir heute empfinden in solchem indirekt Sagen und Anspielen leicht etwas Hinterlistiges und Perfides. Allein was 1908 mißfällt, war 1847 eine erlaubte und berechtigte, eine geradezu unentbehrliche Waffe im Kampf um die Freiheit und gegen die Reaktion. Die Zensur war eine Macht, das zeigt ja das Schicksal der Straußschen Broschüre in seiner Heimat. Damals durfte und konnte man eben nicht direkt Kritik üben an gekrönten Häuptern und mußte sich daher durch allerlei List und durch Maskentragen schützen gegen die brutale Macht und gegen die Unterdrückung der freien

[1]) Treitschke, a. a. O. fünfter Teil, S. 411.

Meinung durch sie. Darauf wies schon der erste Kritiker des Büchleins, Springer, hin, der die Schrift mit den englischen Juniusbriefen kontrastiert und mit Recht fragt: „ein deutscher Junius ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen ganz unmöglich, jeder Federzug stempelte ihn heutzutage zum zehnfachen Majestätsverbrecher: würde irgendeine deutsche Behörde Beschreibungen, wie sie Junius entwirft, gelassen aufnehmen"? Heute ist ein solches Anspielen und Paralleleziehen unnötig und daher keine Heldentat, es kann darin nur ein Mißbrauch der Geschichte gesehen werden. Vor sechzig Jahren war es ein Akt der Notwehr, eine neu erfundene und geschickt gehandhabte und vor allem eine durchaus erlaubte Waffe im Kampfe der Geister.

Die Hauptfrage aber ist eine andere. Der „Julian" ist ein Kunstwerk: ist er als solches gelungen? Oder anders ausgedrückt: war die Parallele ungesucht und schlagend, oder wurde durch sie der Geschichte Gewalt angetan? Persönlich war Strauß als dogmengeschichtlich versierter Theologe ganz naturgemäß und ungesucht zu diesem der Religionsgeschichte entnommenen Vergleich gekommen; und objektiv hat Strauß den römischen Kaiser um seiner Tendenz willen nicht verzeichnet, sondern diesen Neuplatoniker in seinem Windmühlenkampf gegen das siegreiche Neue für eine ausgelebte Geistes- und Lebensgestalt durchaus richtig aufgefaßt und dargestellt. Und doch liegt hier eine Schwäche und liegt eine gewisse Ungerechtigkeit — nicht gegen den neuen Romantiker, dem die Satire galt, sondern gegen den wirklichen, echten Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, gegen den historischen Julian. Treffend hat diese von Strauß an dem römischen Kaiser begangene Ungerechtigkeit Theodor Nöldeke so formuliert[1]): „Wenn Strauß Julian mit einem Fürsten der Neuzeit parallelisiert, so ist

[1]) Th. Nöldeke, Über den syrischen Roman von Kaiser Julian. Zeitschr. d. D. morgenländischen Gesellschaft Bd. XXVIII, S. 289.

die Ähnlichkeit nach einer Seite hin zwar überraschend, aber auf der andern Seite muß man nicht vergessen, daß der Besieger der Alamannen ein sehr tatkräftiger und umsichtiger Regent war, und da hört die Ähnlichkeit auf!" Allein ganz so schlimm steht es damit doch nicht. Was zu kurz gekommen ist, ist nicht ganz übersehen. Ausdrücklich macht auch Strauß auf solche Züge aufmerksam, durch die sich Julian „von christlichen Romantikern, mit denen er uns bisher gemeinsame Merkmale bot, unterscheidet, ja zu ihnen in einen Gegensatz tritt, der schwerlich zu seinem Nachteil ausschlagen dürfte". Solche Züge sind die kriegerische Tüchtigkeit, die er vom Römertum in sich bewahrt, und zwar gleichsehr als Talent des Feldherrn, als Gabe, sich ein tüchtiges Heer heranzuziehen und Feldzugs- und Schlachtenpläne zu entwerfen, wie als persönliche Tapferkeit des Kriegers; weiter sodann seine damit zusammenhängende körperliche Abhärtung, seine Bedürfnislosigkeit und Mäßigkeit; und endlich ein gewisser politischer Liberalismus, der „freilich affektiert und wirkungslos, aber doch immerhin erfreulicher war, als wenn andererseits die unumschränkte Machtvollkommenheit und der orientalische oder feudalistische Prunk des Königtums romantisch wieder hervorgesucht werden". Vor allem aber, „was Julian romantisch erneuern wollte, war das schöne Griechen-, das gewaltige Römertum": daß das Strauß nicht übersehen hat, zeigt ja der Schluß der Schrift. Dies das Eine; und das andere, daß Strauß nicht eine vollständige Biographie Julians und eine Geschichte seiner Taten schreiben, sondern ihn ausdrücklich nur „von diesem Gesichtspunkte aus", d. h. als neuplatonischen Romantiker auf dem Throne, betrachten wollte. Das muß ebenso erlaubt sein, wie wenn heute Mau[1]) die Religionsphilosophie Julians zum Gegenstand einer besonderen Schrift macht.

---

[1]) G. Mau, Die Religionsphilosophie Kaiser Julians, 1908.

Endlich aber, was man ihm vorwirft, das hat Strauß selbst zugestanden und als berechtigten Tadel anerkannt, in einem aus naheliegenden Gründen nicht veröffentlichen Epigramm auf diese seine Schrift:

Ich hab ihm wohl zu viel getan —
Er zieht die Stirn' in Falten —,
Daß ich ihn solchem Hampelmann
Als Spiegel vorgehalten.

Mit diesem Zugeständnis könnten sich, denke ich, auch diejenigen zufrieden geben, denen es um Julian schade ist und leid tut. Die aber, die die Schrift als solche verwerflich finden, mögen auch das noch bedenken, daß im Jahre ihrer Abfassung die Revolution bereits im Anzug war, man sich also sozusagen schon halb im Kriegszustand befand, wo immer die Waffen die besten sind, die zum Siege führen.

Strauß als Politiker! Aber darum hörte er doch nicht auf, der zu sein, der er, trotz der in der Glaubenslehre erfolgten Absage an einem bestimmten Punkt, noch immer war, ein Schüler Hegels. Auch darauf hat Springer aufmerksam gemacht, wenn er sagt: diese prinzipielle Form der Polemik weise deutlich „auf die Quelle hin, der sie entsprungen, auf die neuere deutsche Philosophie: aus den Individuen schafft Strauß verkörperte Begriffe, gleichsam Kunstgestalten; das breite Detail romantischer Verkehrtheiten nur leise berührend, geht er gleich auf das Prinzip los und überzeugt uns auf einmal und für immer von der Leerheit des luftigen, hohlen Gespenstes". Allein nun die Frage, ob ein solcher „prinzipieller" Politiker zum Eingreifen in die praktische Politik taugt, eine Frage, die auch durch einen zu Anfang der Bewegung von 1848 erschienenen Aufsatz „Der politische und der theologische Liberalismus" nicht gelöst wird. Und doch riß gerade jetzt die Bewegung dieses Jahres Strauß in ihre Strudel unwiderstehlich mit hinein.

Der Anstoß dazu kam von außen. Beim Ausbruch der Revolution war Strauß innerlich noch zu sehr mit seiner Ehe und ihrer Auflösung beschäftigt, als daß er sein Schifflein gleich mit vollen Segeln diesen Stürmen hätte preisgeben wollen. Immerhin ist er früher schon im Schwäbischen Merkur in einer Reihe von Leitartikeln mit seiner Meinung hervor- und den Tagesströmungen und Schlagworten jener stürmisch unklaren Zeit tapfer entgegengetreten. Und nun wünschten ihn seine Ludwigsburger Landsleute als ihren Vertreter und Abgeordneten in das Frankfurter Parlament zu schicken, zu dem die Wahlen im April 1848 stattfinden sollten. Ungern nur und zögernd entschloß er sich zur Annahme der Kandidatur, und mit ganzem Herzen ist er nie dabeigewesen. „Bald amüsiert, bald ärgert mich das Ding", schreibt er dem Bruder mitten im Wahlkampf; „der Erfolg ist zweifelhaft, doch jedenfalls der Versuch interessant." So sah er es an, wie Bismarck das Eingehen des Battenbergers auf das bulgarische Abenteuer. Dazu kam, daß sich voraussehen ließ, daß seine alten Gegner, „die Pfaffen und Pietisten" gegen ihn mobil machen würden; und wenn er auch der Stadtbevölkerung seiner Ludwigsburger sicher war, den Ausschlag gab das Land, und hier mußte der Pietismus gegen ihn zum voraus gewonnenes Spiel haben. Auch war sein Gegenkandidat ein ausgesprochener Pietist, Hoffmann, Vorsteher der Rettungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg, den er früher schon als Hauptgegner Vischers in einem seiner Beobachter-Artikel „den Gamin des Pietismus" genannt hatte.

Wie er sich seiner Gegner zu erwehren hatte und sich gegen sie gewehrt hat, das zeigen die Reden, die er im Wahlkampf gehalten und gleich nach der Entscheidung unter dem bezeichnenden Titel: „Sechs theologisch-politische Volksreden" im Druck veröffentlicht hat. Als leibhaftigen Antichrist stellten ihn seine Feinde dem Volke dar und suchten so die Grenzlinie zwischen Politik und Religion zu

verwischen und den Politiker Strauß durch religiöse Einwendungen unmöglich zu machen. Tout comme chez nous! möchte man sagen; nur waren es Strauß gegenüber vor allem die Protestanten, die Pietisten und der ihnen affiliierte Teil der württembergischen Geistlichkeit, während er den katholischen Pfarrern das Zeugnis ausstellt, daß sie „in beschämendem Gegensatz zu jenen sich bemühten, ihre Gemeinden durch Beleuchtung dieses Unterschiedes zu beruhigen und zu einer Wahl rein aus politischen Rücksichten zu ermuntern“. Deshalb muß er seinen politischen Reden immer auch einen theologischen Teil anfügen, muß vor den Bauern jedesmal zuerst sein religiöses Graubensbekenntnis aufsagen, um die Bedenken und Hetzereien zurückzuweisen, die unter diesem Gesichtspunkt zur Ungebühr gegen ihn ins Feld geführt wurden. Doch entsprach dieses Zusammen auch seinem eigenen Bildungsgang; daher hat er auch ohne solchen Anlaß in dem oben genannten Aufsatz den politischen und den theologischen Liberalismus zusammen behandelt und gemeint, dieser arbeite jenem in die Hände, wenn der Politiker die konfessionelle Spaltung auf seinem Wege vergeblich auszugleichen suche[1]).

Wenn dabei sein Auftreten durchaus maßvoll war und jede Provokation vermied, ohne daß er doch seinen Standpunkt irgendwie verleugnete oder ihm etwas vergab, so war das nicht bloß ein Akt der Klugheit und Wahltaktik, sondern es entfloß seinen eigenen uns nach dieser Seite hin schon bekannten Anschauungen. Hören wir z. B., wie er sich vor den Bürgern und Bauern in Steinheim an der Murr dazu äußert: „Ich habe vor 13 Jahren ein Buch geschrieben, von dem sich alle diese Vorurteile gegen

---

[1]) Daß er übrigens auch hierin kein Utopist war, zeigt der diesem selben Aufsatz entnommene Satz: „Deutschlands konfessionellen Bruch heilt der Zollverein nicht, und selbst in einem deutschen Reichsparlament, wenn wir eins hätten, wird er noch hemmend fortwirken, falls er nicht anderweit gehoben wäre.“

mich herdatieren. Von euch werden es die wenigsten gelesen haben, und das war ganz wohl getan; denn — ihr dürft es mir nicht übel nehmen, für die Mehrzahl unter euch war es auch nicht geschrieben. Wenn ein Landwirt unter euch eine Schrift über Ackerbau verfaßt, lasse ich mir's ja auch gefallen, wenn er mir sagt, für mich sei sie nicht geschrieben. Ich hatte für Gelehrte, für Theologen geschrieben. Der Laie, und selbst viele von den höher gebildeten Laien, wissen zu ihrem Glück gar nichts von so manchen Zweifeln, welche den armen Theologen plagen; was soll ihnen also ein Buch, in welchem lediglich von diesen gelehrten Zweifeln gehandelt wird? Mancher von meinen Bekannten unter den Nichttheologen meinte, als Bekannter von mir müsse er auch mein Buch lesen, und äußerte das gegen mich; ich gab ihm zur Antwort: laß es bleiben; du kannst etwas Gescheiteres tun, als ein Buch lesen, das dir vielleicht Skrupel in den Kopf setzt, die du jetzt noch nicht hast; während es umgekehrt bestimmt ist, dem Theologen die Skrupel lösen zu helfen, die er hat. Ihr seht, wie fern mir von jeher der Gedanke lag, jemandem seinen Glauben nehmen zu wollen. Im Gegenteil, ich lasse jeden seines Glaubens leben und verlange nur, daß man auch mich in meiner Überzeugung ungekränkt lasse. Überhaupt, der Religion zu nahe treten zu wollen, war nie meine Meinung. Die Religion ist auch mir ein ehrwürdiger Gegenstand, wie mir alles ehrwürdig und heilig ist, was zu den Kräften, den Anlagen der menschlichen Natur gehört. Zu diesen Grundkräften der menschlichen Natur gehört aber vor allem die Religion. Allein ich glaube, und die Erfahrung, die Geschichte lehrt es mich, daß alle Anlagen der menschlichen Natur in ihrer Äußerung, ihrer Entfaltung der Entartung unterworfen sind. Wie Blumen, wie andere Gewächse mit der Zeit auszuarten pflegen, so auch die Anlagen der menschlichen Natur, und zwar nicht bloß die niederen, die sogenannten sinnlichen Triebe, sondern auch die höheren und edleren. Nicht nur die Liebe wird

zur Wollust, der Erwerbstrieb zur Habsucht; nicht nur Vorsicht zur Feigheit, Ehrliebe zum verzehrenden Ehrgeiz, sondern auch der edle Wissensdrang entartet in Grübelei, die Religion in Aberglauben und Fanatismus. Wie das Wasser Kalk absetzt, der Wein Hefen und Weinstein, so hat jede Religion zu jeder Zeit Erzählungen, Legenden abgesetzt, die erbaulich sind, aber nicht wahr, die dem Gemüte wohltun, aber vor dem Verstande nicht bestehen. Diese abzusondern, den edeln Wein der Religion durch eine Art von Ablassen von seinen Hefen zu befreien, ihn dadurch heller, genießbarer, haltbarer zu machen, das und das allein war meine Absicht mit dem so verschrienen Buche. Nun sagen meine Gegner: gut, aber du hast zu viel Abgang gemacht, du hast manches weggegossen, was uns und Tausenden mit uns noch ein erquickender Trank gewesen wäre. Da beginnt dann der Streit über dasjenige, was in der Religion wesentlich und unentbehrlich sei und was nicht; was alle glauben sollen und was einer wohl auch in Abrede ziehen dürfe. Ich sage nun: wesentlich, unerläßlich in der Religion sind die Sprüche: Selig sind, die reines Herzens sind; selig sind die Barmherzigen, die Friedfertigen; richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet; liebe deinen Nächsten als dich selbst; liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen — glaubet ihr, ich sei so unsinnig, daß ich diese und ähnliche Sprüche als Hefe weggegossen hätte? Daß einer solche Sprüche in einem feinen Herzen bewahre und im Handeln ausübe, darauf kommt meiner Meinung nach alles an; wer sich an sie hält, der wird ein rechtschaffener Bürger, ein treuer Gatte und Vater, ein dienstfertiger Nachbar, überhaupt ein guter Mensch sein, wenn er auch gegen sämtliche Wundererzählungen der Bibel noch so viele gelehrte Zweifel hätte. Da habt ihr mein aufrichtiges religiöses Glaubensbekenntnis, und ich muß es nun euch überlassen, ob ihr nach diesem mich noch weiter anhören und auch mein politisches Glaubensbekenntnis vernehmen wollt.“

Angehört haben sie ihn wohl, ihm auch für diese freilich mehr auf den Verstand berechneten als an die Leidenschaft appellierenden Reden zugejubelt, aber geholfen hat ihm dieses Wegräumen „des Steines des religiösen Anstoßes“, wie wir gleich sehen werden, nicht. Worin bestand nun aber das politische Kredo des Kandidaten Strauß bei seiner Bewerbung um einen Sitz in der Paulskirche? Freiheit und Einheit! das waren die beiden Ideale, die das deutsche Volk im Jahre 1848 durch eigene Kraft verwirklichen wollte, die beiden Pole, um die die Bewegung jenes großen, tollen Jahres kreiste. Aber beide traten oft in recht unklarer und unvernünftiger Weise und Form in die Erscheinung. Beim ersteren handelte es sich vor allem um die Frage: Monarchie oder Republik? Der Radikalismus, der sich in Revolutionszeiten natürlich am lautesten gebärdet und vorandrängt, entschied sich für die letztere. Strauß dagegen ist Monarchist; er will die Fürsten behalten, will als Württemberger sein Fürstenhaus, „mit dem wir und unsere Vorfahren seit Jahrhunderten Freud und Leid, gute und böse Tage geteilt haben“, nicht vertreiben. Aber die Monarchie, die er will, ist die konstitutionelle, in der das Volk durch seine Vertreter sich selbst regieren darf, nicht bloß von oben sich regieren lassen muß. Soll aber diese größere Freiheit nicht auf Sand gebaut sein, so müssen feste Grundlagen geschaffen werden, und diese bestehen vor allem in der Hebung der geistigen und sittlichen Bildung des Volkes, der Schulunterricht muß verbessert, praktischer, menschlicher eingerichtet, vom toten Gedächtniskram immer mehr auf den Zweck der Geistes- und Herzensbildung hingelenkt, der Volkslehrerstand gehoben und für seine saure Arbeit besser belohnt werden. Die Kirche muß vom Staat freigegeben werden, die bürgerlichen Rechte dürfen an kein Glaubensbekenntnis gebunden sein. Ob einer seine Kinder taufen oder beschneiden läßt oder nicht, ob er die katholische Messe besucht oder die protestantische Predigt, oder ob er

es vorzieht, sich zu Hause auf seine Weise zu erbauen: wenn er nur die Gebote hält und sich gesagt sein läßt: Du sollst nicht töten, nicht ehebrechen, nicht stehlen usw. —, so soll er unser Bruder und Mitbürger sein, soll wählen und gewählt werden, soll Ämter bekleiden dürfen, jeder wie der andere. Doch was hilft dem Volke die Freiheit, wenn es hungert? wenn es friert? wenn es von jeder Art von Not zu Boden gedrückt wird? Also Erleichterung der Gedrückten durch gerechte Verteilung der Lasten, Anleitung der Arbeiter, durch Assoziation ihr Los sich selbst zu erleichtern. Dieses Prinzip der Assoziation, der verbrüderten Arbeit und gegenseitigen Versorgung, erscheint ihm besonders schön und fruchtbar. Wenn es gereinigt wird von manchen teils schwärmerischen, teils unlauteren Bestandteilen, so beruht auf ihm ein großer Teil unserer Hoffnungen auf eine gedeihliche Entwicklung unserer gesellschaftlichen Zustände. Und wahrhaft prophetisch und in gesundem Sinn sozialpolitisch erklärt er schon damals, mittelst dieses Prinzips können Arbeiter und Taglöhner sich wohlfeilere Kost in gesunden, Wartung und Pflege in kranken Tagen verschaffen; durch Beiträge der Arbeitgeber auf der einen und kleine Lohnabzüge auf der anderen Seite werden sich unter Handreichung des Staates Hilfskassen für kranke und alte Arbeiter gründen lassen. Genau 41 Jahre nachher ist durch das Gesetz über die Invaliditäts- und Altersversicherung erreicht worden, was Strauß klar und nüchtern wie kaum ein anderer damals schon verlangt hat.

Wichtiger aber als die Freiheit erscheint ihm in diesem drängenden Augenblick die Einheit und Einigung des deutschen Volkes. „Trachtet am ersten nach der Einheit“, so ruft er den Deutschen zu, „so wird euch das übrige alles zufallen“, die Macht nach außen, Freiheit und Wohlstand im Innern. Denn die Wurzel aller Übel, an denen wir bisher krankten, war die Geteiltheit und Zerrissenheit unseres Vaterlandes. Allein eine deutsche Einheit soll es sein, d. h. eine

solche, die nicht wie in Frankreich alles zentralisiert und uniformiert, den Fortbestand der deutschen Sonderstaaten und ihrer Eigentümlichkeiten nicht aufhebt. Wir wollen nicht auf die Art Deutsche werden, daß wir aufhörten, Württemberger zu sein. Also über den kleineren Häuptern ein Oberhaupt, über Württemberg, Preußen, Bayern usw. ein einiges Deutsches Reich, eine Bundesmonarchie! Das klingt uns heute selbstverständlich und war doch damals tiefste politische Weisheit, die erst gepredigt werden mußte und im Süden wie im Norden nur von wenigen geglaubt wurde.

Dazu schieden sich hier noch einmal die Wege. Die Großdeutschen mit dem Ruf: das ganze Deutschland soll es sein! wollten Österreich in diesen Bundesstaat mit einschließen und aus ihm das Oberhaupt desselben nehmen. Die Kleindeutschen dagegen hielten es vor allem für nötig, den Dualismus der zwei Großmächte Österreich und Preußen, der die Einheit bisher am stärksten gefährdet oder vielmehr direkt verhindert hatte, zu beseitigen, Österreich mehr oder weniger auszuschließen und Preußen die Führerrolle zuzuweisen. Diese Lösung der deutschen Frage hatte schon 17 Jahre vorher ein anderer Schwabe, Paul Pfizer, in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen", für die einzig rationelle und mögliche erklärt. Strauß bekennt sich ausdrücklich zu diesem seinem Landsmann, „unserem hochverehrten Paul Pfizer" und fordert ganz in seinem Sinn ein einiges Deutsches Reich unter Preußens Führung. Auch das ist heute für uns ein Selbstverständliches geworden, damals aber war das ein ganz besonders Umstrittenes und gerade im Süden ein fast allgemein Perhorresziertes. Man kannte und man liebte Preußen zu wenig, um sich ihm unterordnen zu wollen: darin waren die süddeutschen Demokraten und die süddeutschen Fürsten, allen voran der württembergische König Wilhelm I., unter sich ganz einig. Aber auch für Strauß kam dabei ein Aber, und das hieß Friedrich Wilhelm IV., der Romantiker auf dem Throne Preußens, der als solcher auch ein Gegner des

konstitutionellen Prinzips war. Dieser Fürst war ihm in der Seele zuwider. Und dennoch! Strauß war kein Gefühlspolitiker, er trieb keine Politik persönlicher Antipathien oder Sympathien, und so erklärte er in verständiger Selbstüberwindung: „Wenn wir ein Haupt für Deutschland wählen, so wählen wir hoffentlich nicht bloß für heute und morgen, sondern für eine lange Zukunft, also müssen wir über diesen Friedrich Wilhelm IV., der eben jetzt an der Spitze des preußischen Staates steht, weg auf die Reihe seiner Nachfolger hinausblicken. Das können wir in der Tat ohne Gefahr. Je mehr das konstitutionelle Wesen in Deutschland zur Wahrheit wird, desto unschädlicher, desto gleichgültiger werden die fürstlichen Persönlichkeiten.“ In diesem letzten Punkte hat er sich freilich getäuscht; aber unser Konstitutionalismus ist eben auch teilweise noch Scheinkonstitutionalismus, unsere Minister und Beamten haben unseren Fürsten gegenüber nicht den Mut, „konstitutionell“ zu sein, wir alle sind zu byzantinisch, um frei sein zu können. Damals war man tapferer und optimistischer. „Von einem Hansemann, einem Kamphausen“, fährt Strauß fort, „als verantwortlichen Ministern in die Mitte genommen, wird Friedrich Wilhelm, selbst wenn er wollte, uns nicht mehr schaden können. Aber ich glaube auch, er wird es nicht wollen. Wer meine literarischen Bestrebungen kennt, der weiß, daß ich kein Verehrer des romantischen Königs bin; aber ich halte ihn — man darf ja jetzt auch von den großen Herren menschlich sprechen — ich halte ihn für keinen schlimmen Charakter. Es ist wahr, er ist in eine böse Schule gegangen, hat verkehrte Begriffe über Würde und Gewalt der Fürsten eingesogen, hat, geistreich wie er ist, diese Begriffe sich poetisch und philosophisch aufgeputzt, mit einer eiteln Hartnäckigkeit an denselben festgehalten und ihnen am Ende — es läßt sich nicht verdecken — ein schreckliches, blutiges Opfer gebracht. Aber er ist ein Mensch des Gefühls und der Einbildungskraft; solche Menschen sind rascher

Umschwünge fähig, und so glaube ich, ist er jetzt wirklich umgestimmt und gefällt sich heute ebenso in der Rolle des konstitutionellen Herrschers, wie er sich bis gestern in der des mittelalterlichen Feudalkönigs gefiel". Auch hier hat er Friedrich Wilhelm IV. überschätzt, im Herzen blieb dieser auch als konstitutioneller Monarch der mittelalterliche Feudalkönig, der er gewesen war. Aber item: „daß ihn dies nicht abermals gereue, daß er nicht aufs neue aus der Rolle falle, dafür wird das konstitutionelle System zu sorgen haben, das Fürstenlaunen Schranken setzt. Also, wenn ich eine Stimme in Bezug auf unser künftiges Bundeshaupt abzugeben hätte, so würde ich sie, in voller Übereinstimmung mit unserem hochverehrten Paul Pfizer, Preußen und selbst dem jetzigen König von Preußen geben".

Leider ist Strauß nicht in den Fall gekommen, mit den sogenannten Erbkaiserlichen in der Paulskirche in diesem Sinn seine Stimme abzugeben. Er unterlag seinem pietistisch-konservativen Gegner mit 3365 gegen nahezu 6000 Stimmen. Das Landvolk hatte die aufgeklärtere Stadtbevölkerung durch seine Massen erdrückt.

Die Erregung über die Niederlage war in Ludwigsburg groß, um so größer, je höher während der Wahltage die Wogen der Begeisterung für Strauß gestiegen waren. Das hatte sich namentlich in der Ostermontagsversammlung vom 24. April gezeigt, wo es zwischen Strauß und dem Gegenkandidaten und dessen theologischen Gönnern zu einer dramatisch bewegten Szene gekommen ist, die uns von einem Augenzeugen anschaulich geschildert wird: „Hoffmann redete zuerst, dann trat Strauß auf, von tausendstimmigem Jubel empfangen. Er konnte vor lange andauernden schallenden Hochs fast kaum zum Reden kommen. Als es endlich stille wurde, hielt er seine schöne, ruhige Rede, deren politische Gedanken bereits mitgeteilt sind. Bei jedem schlagenden Wort wurde sie von stürmischem Beifall begleitet. Nach ihm betrat die Kanzel (sic!) Dekan Christlieb von Ludwigs-

burg. Es war mir gleich nicht recht wohl bei der Sache; ich erkannte die schiefe Stellung nur allzugut, in welche der sonst beliebte Mann sich brachte. Er begann damit, die Klarheit der Straußschen Rede und die darin ausgesprochenen politischen Glaubensartikel zu loben (Bravo!), er rühmte den eminenten Geist des Redners (Bravo!); aber — (was aber!) er besitzt nicht das Vertrauen des Volks (er besitzt's!). Sie sind nicht das ganze Volk (Wir sind's! Herab!). Strauß hat ein Buch geschrieben, in welchem (Herab! Pietist! Heuchler! Pharisäer!) — und nun begann ein Sturm, von dem Sie sich keine Vorstellung machen können. Vergebens klang die Glocke des Präsidenten, vergebens blieb Christlieb in ruhiger Haltung stehen; das Pfeifen und Geheule nahm auf eine schreckenerregende Weise zu; Sensenmänner umstellten die Tribüne, und der Dekan — mußte herab. Nun kam Helfer Hackh. Man ließ ihn ruhig sprechen, solange er sich im allgemeinen hielt; sowie er hingegen an das verzweifelte „aber" kam, begann der Sturm aufs neue, und auch er mußte — herab. Nun rief alles: Strauß! Strauß! Der Gerufene bestieg die Bühne unter jubelndem Geschrei und begann die ergreifenden Worte: „Meine Freunde! Die Pharisäer traten einmal zum Herrn und fragten ihn: ist's recht, daß man dem Kaiser Zins gebe? Er sprach: weiset mir die Zinsmünze. Und sie reichten ihm einen Groschen dar. Und er sprach zu ihnen: wes ist das Bild und die Überschrift? Sie sprachen zu ihm: des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. So fragen auch unter euch einige: ist's recht, daß man den und den zum Reichstag in Frankfurt sende? Ich frage entgegen: wes ist das Bild und die Überschrift dieses Reichstags? Ihr werdet mir antworten müssen: des Kaisers, d. h. die Bestimmung des Reichstags ist eine politische. Darum sage ich euch: Wählet nach religiösen Rücksichten, wo es sich um die Religion handelt, aber nach politischen, wo es

sich um Politik handelt". Als er mit mächtig erhobener Stimme geendigt, brach ein Sonnenstrahl aus den schwarzen Wolken hervor, und unten rief eine Stimme: die Sonne der Wahrheit! Allmächtiger Jubel."

Um so größer war nach der Wahl die Enttäuschung und die Erbitterung der Ludwigsburger, man befürchtete sogar einen Ausbruch der Volksleidenschaft. Wie am Ostermontag Sensenmänner den Dekan hatten in die Mitte nehmen müssen, so mußte jetzt in der Nacht nach der Wahl das Dekanathaus am Marktplatz bewacht und ebenso auch der Salon, auf dem der Sieger Hoffmann wohnte, geschützt werden. Strauß selber hat inmitten dieser Aufregung, am 28. April, dem Abend des entscheidenden Wahltags, noch einmal auf dem Rathausplatz in Ludwigsburg das Wort ergriffen und seine „geliebten Mitbürger" beschworen, sich nicht über die Grenzen des Rechten hinaus fortreißen zu lassen. Auch ihm zulieb sollen sie ruhig bleiben: „daß jener Zürcher Aufstand sich an meinen Namen knüpft, das schändet diesen nicht, weil meine Gegner es waren, die sich an ihrer selbstgewählten Obrigkeit vergriffen: aber wenn es jetzt hier zu augenblicklichen Tätlichkeiten oder bleibender Zerwürfnissen käme, so würde alle Welt mit Fingern auf mich deuten, weil meine Gönner und Anhänger und damit ich selbst als die Urheber davon gelten würden. Das werdet ihr mir nicht zuleide tun, den Flecken meinem Namen nicht anhängen wollen; denn ihr habt mir bewiesen, daß ich euch wert bin, daß ihr meine Ehre als die eurige betrachtet, wie ich es mir zur Ehre schätze, ein Ludwigsburger Bürgerkind zu sein" [1]). Von dieser Zeit an ist Strauß ein Gegner des direkten Wahlrechts gewesen. Nachdem er den Hergang einer darauf ruhenden Wahl mit angesehen, würde

---

[1]) Diese Worte und diese ganze Beruhigungsrede von Strauß ist zugleich die beste Antwort auf Hausraths Bemerkung in der „Deutschen Rundschau" (März 1908), daß man nirgends, also auch im Kanton Zürich nicht, Revolutionen mit Rosenwasser und Konfetti mache.

er dagegen sprechen, meint er, auch wenn er mittelst desselben durchgedrungen wäre: „je weniger beschränkt das Wahlrecht, je größer mithin die Masse der Wähler, desto notwendiger der indirekte Wahlmodus". Wer so denkt, heißt heute reaktionär; damals war der Liberalismus noch beweglicher, noch nicht so auf Schlagworte eingeschworen wie heute. Strauß war trotz dieser Ansicht von dem Modus der Wahl liberal, nicht reaktionär, die Wahlreden haben uns gezeigt, daß er ein gemäßigter Liberaler etwa im Sinne des älteren guten, freilich nicht in dem des heutigen Nationalliberalismus gewesen ist.

Der Versuch, auf dem großen Schauplatz allgemeiner deutscher Politik eine tätige Rolle zu spielen, war gescheitert. Es ist müßig zu fragen, welche Figur Strauß in der Paulskirche gemacht hätte. Auch hat er seinen Durchfall persönlich nicht allzuschwer genommen und die Kompromotionalen Vischer und Zimmermann ohne Neid nach Frankfurt ziehen lassen. Daher war er auch gegen den Versuch, ihm nachträglich doch noch irgendwo im Badischen einen Platz im Parlament zu verschaffen; auch meinte er: „Zum Maß eines badischen Liberalen fehlen ihm unterschiedliche Zoll". Aber sein Biograph hat bei dieser Gelegenheit doch zu konstatieren, daß ihm wiederum seine alten Gegner, „die Pfaffen und die Pietisten" auch diese weltliche Betätigungsweise mißgönnt und ihm die Ausübung eines politischen Berufs im großen Stil unmöglich gemacht haben. Und nun machen sie ihm zum Vorwurf, daß er keinen Beruf ergriffen habe. Hier wollte er ja einen ergreifen, sie aber ließen es wie einst auf theologischem, so jetzt auf weltlichem Gebiet nicht zu. Denn nicht weil er ihnen politisch zu liberal, sondern ledig-

Gewiß nicht; aber anständige Leute verhindern, auch in einer Republik und während einer Revolution nach Möglichkeit Gemeinheiten und Gewalttätigkeiten. Haben das die Bluntschli und die Alex. Schweizer, die man mir immer wieder entgegenhält, getan? Mir ist davon nichts bekannt. Strauß hat es getan. Das ist der Unterschied.

lich weil er der Verfasser des Lebens Jesu war, haben sie seine Kandidatur auf Tod und Leben bekämpft und seine Wahl hintertrieben.

Die Ludwigsburger aber nahmen die Sache schwerer. Das zeigten die „Trauerfeierlichkeiten“ wegen des Mißlingens der Wahl; die Brunnen der Stadt wurden mit Trauerweiden und Floren geschmückt, und vom Turm herab erscholl eine „rührende Trauermusik“. Und ihre Anhänglichkeit, die „vom General Röder bis zum Schneider Jung, vom Bierbrauer Körner bis zum Metzger Löbelenz ging und Strauß von Herzen wohltat“, sollte doch noch zu ihrem Rechte kommen. Als „gute Stadt“ hatte Ludwigsburg in die württembergische Kammer einen Abgeordneten für sich, nicht beschwert durch das pietistisch bearbeitete Landvolk des Oberamts, und nicht in direkter Form zu wählen. Diese Wahl fand kurz darauf am 20. Mai 1848 statt, und hier in der indirekten Wahl ging Strauß fast unbestritten — mit 103 gegen 3 Stimmen, bei einer Gesamtzahl von 126 Wählern — als Sieger aus der Urne hervor. Strauß selbst, der von sich sagt, er sei in diesem Augenblick „die Lieblingspuppe“ seiner Ludwigsburger, mußte dazu selber wieder auf den Platz. Der Anbruch des Tages wurde durch Musik vom Stadtkirchenturm herab verkündigt, von diesem und vom Rathaus wehten die württembergischen und die schwarz-rot-goldenen Fahnen; die Stadt war angemessen verziert, die Wähler und alle, die sich für seine Wahl interessierten, versammelten sich in festlicher Kleidung morgens um 7½ Uhr und zogen in geschlossenen Reihen vor das Rathaus, wo die Abstimmung unter den Klängen der Musik erfolgte. Sobald den Wählern das günstige Resultat der Abstimmung bekannt wurde, erdröhnten die Freudenschüsse der Kanonen, und der Umzug durch die Stadt begann aufs neue. Strauß wurde an der Post abgeholt und mit Musik ins Haus seines Onkels Ruoff begleitet. Das Mittagessen, an dem 200 Personen

teilnahmen und wobei nicht einmal alle Platz fanden, hatte im Waldhornsaal statt. Um 3 Uhr zog man von dort wieder in Prozession und mit Musik in einen Garten, wo man unter Reden und Toasten und allgemeinem Jubel den Abend verbrachte. So schildert das gedruckte Programm und ein Brief von Strauß an seinen Bruder den ereignisreichen Tag. Er mochte sich vorkommen wie Faust am zweiten Ostertag unter dem ihn feiernden Volke draußen vor der Stadt.

Aber auf den Rausch der Freude folgte zunächst bei Strauß selber alsbald der Katzenjammer. Durch eine „Überrumpelung des Gefühls, wie sie ihm leider immer begegnen“, hatte er sich bestimmen lassen, von Heilbronn nach Ludwigsburg überzusiedeln. Sofort aber erkannte er, daß ihm dieses Stillesitzen in Ludwigsburg unerträglich sein würde; er nahm den „dummen Streich“ zurück und gab nicht nur die Wohnung in Heilbronn, sondern auch das bereits gemietete Logis in Ludwigsburg wieder auf. Seiner inneren Unruhe entsprach in diesem Augenblick nur ein ganz unfixierter Aufenthalt bald da, bald dort. Dabei dachte er zunächst an München, um durch das Studium der dortigen Kunstschätze und durch passenden Umgang sich die nötige Beschäftigung und Zerstreuung zu verschaffen. Diesen Plan führte er Ende Juli aus, im August machte er eine kleine Reise an den Starnberger- und Kochelsee. Aber schon Mitte September mußte er zurück — als Landtagsabgeordneter nach Stuttgart, wo die Kammer am 20. September eröffnet wurde.

Nicht bloß seine Ludwigsburger, im ganzen Lande setzte man große Hoffnungen auf Strauß und seine Tätigkeit im Landtag. Allein dort lagen gerade für ihn die Parteiverhältnisse sehr ungünstig. Die Radikalen waren 1848 wie überall im Süden, so auch hier in Württemberg oben auf und hatten die große Mehrheit. Zu ihnen gehörte Strauß nicht. In Sachen der Freiheit war er

viel gemäßigter als sie, und in der deutschen Einheitsfrage im Gegensatz zu den großdeutschen Demokraten Süddeutschlands kleindeutsch und erbkaiserlich, und — für einen Schwaben jener Tage horribile dictu — ein Anhänger Preußens. Die radikale Mehrheit aber stieß ihn auch persönlich durch die geräuschvolle Roheit ihres Auftretens ab, die Reinheit ihrer Absichten war ihm zweifelhaft, er sah bei ihr nur Zerstörungslust, wenig Bauverstand. So stand er als „ein Mann des bürgerlichen Zentrums" in der Mitte und kämpfte bald als Liberaler gegen die aristokratische Rechte, bald als Gemäßigter gegen „die anarchistische Linke". Dadurch geriet er in eine seltsame Gesellschaft. Neben Reyscher [1]), dem er wohl politisch am nächsten stand, gehörte zu dem kleinen Klub dieser Gemäßigten auch sein alter Gegner Wolfgang Menzel und in weiterem Abstand auch der schneidige Professor der katholischen Theologie in Tübingen, Dr. Kuhn, dessen Charakterstärke Strauß mit Hochachtung erfüllte. An Menzel schätzte er den politischen Verstand und die auf früheren Landtagen erworbene parlamentarische Routine. Allein wenn er auch wohl imstande war, „einen Menschen, wenn er ihn mit Augen sah, als einen ganz anderen zu nehmen, als den, den er früher aus Büchern gelesen", so empfand er es doch als eine Ironie, erst befangen, dann artig und schließlich sogar freundlich mit Menzel verkehren zu müssen; und eine wirkliche Ironie des Schicksals war es jedenfalls, daß auf Vorschlag von Strauß „Freund Menzel" zum Vorsitzenden der Fraktion und zum Exerziermeister des kleinen Korps der Gemäßigten in aller parlamentarischen Taktik bestellt wurde.

Daß er nun zusammen mit solchen Männern, die teilweise viel weiter rechts standen als er, für das Ministerium

---

[1]) Aug. Ludwig Reyscher 1802—1880, damals Professor in Tübingen, einer der besonnensten Politiker Württembergs; 1851 verlor er, ein Opfer der Reaktion, seine Professur.

Römer ein- und gegen die Radikalen auftreten mußte, war natürlich für ihn selber unbequem, zumal da auf der Linken persönliche Freunde von ihm wie Schnitzer saßen. Für die anderen aber, für Freund sowohl als Feind, war es eine große Enttäuschung.

Nur selten, so in der Sitzung vom 15. November, verdiente er sich den Beifall der Linken. Es handelt sich um den Entwurf eines Gesetzes über die Ablösung der Zehnten. Dazu ergriff Strauß das Wort und erklärte: „es sei ihm von Geistlichen der Diözese Neuenbürg der Auftrag erteilt worden, zu erklären, daß sie zwar durch das Zehntablösungsgesetz hart betroffen werden, daß sie sich aber nicht übertreffen lassen wollen, wenn es gelte, Opfer auf dem Altar des Volks niederzulegen. Auf einen Stand, bei dem solche Gesinnungen zu suchen sind, müsse man Rücksicht nehmen. Der geistliche Stand sei von der neuen Wendung der Dinge nicht begünstigt; er, der Redner, sei nicht berufen, als Ritter für ihn einzustehen, allein wenn man billig sein wolle, müsse man den unvermeidlichen Widerspruch anerkennen, in den die wissenschaftliche Forschung mit dem religiösen Bedürfnis der Gemeinden hierin geraten sei. Statt aber die Geistlichen dabei zu erleichtern, habe man ihnen die Köpfe herumgedreht und die Kehlen heuchlerisch zugeschnürt. Zu der Kommission, die eine Kirchenverfassung entwerfen solle, könne man nur dann Vertrauen haben, wenn zuvor in das Personal des Konsistoriums eine tüchtige Bresche geschossen worden sei. Er wünschte, daß die Zeit schon da wäre, in der, wie Professor Vischer in der Nationalversammlung gesagt habe, die Schulmeister die Erben der Pfarrer geworden sein werden. Er begrüße das vorliegende Gesetz; es werden aber Fälle vorkommen, wo man auf einen Stand gebührende Rücksicht zu nehmen habe, der statt gehoben zu werden, systematisch demoralisiert worden sei.“ Die Prälaten protestierten gegen diesen Angriff auf die Kirchenbehörde, Strauß aber blieb dabei: „über

die Weitherzigkeit des Konsistoriums habe das Land gerichtet“.

Ebenso kreuzte er die Klinge einmal mit der Ritterbank, als es sich um den Antrag handelte, daß jeder Grundbesitzer auf seinem Eigentum das Jagdrecht solle ausüben dürfen. Er wundere sich, daß in diesem Fall gerade der Adel so energisch für die Freiheit eintrete; leicht möchte etwas hinter dieser Verteidigung stecken, wie hinter dem Eintreten für die Freiheit des Unterrichts so oft der Ultramontanismus stecke. Ihm scheine es, man wolle den kleinen Grundbesitzern die Hasen, den großen aber die Hirsche in die Küche jagen. Als die Ritter daraufhin beleidigt meinten, daß den Jagdberechtigten seit dem Ausbruch der Revolution die Jagdlust vergangen sei, antwortete Strauß spitzig und unter verständnisvoller Heiterkeit des Hauses: das glaube er nicht, es müßte denn nur ein Wunder geschehen sein, an die er bekanntlich nicht glaube.

Schlug er in diesen Fällen nach rechts, so klang es bei weitem schärfer, wenn er der Linken gegenüber die Regierung belobte, daß sie gegen den Preßunfug eingeschritten sei. Sei es doch, als ob aller Haß und Neid, alle Raub- und Zerstörungslust, alles böse Gift, welches bisher durch den Preßzwang niedergehalten war, jetzt in vollem Maß ausgespien werden sollte. Unsere Lokalblätter insbesondere, je schaler und ungesalzener sie früher gewesen, desto giftiger seien sie geworden. Beispielsweise nannte er aus seiner nächsten Nähe ein Heilbronner Blatt „mit seinem frechen Hohn, mit seinem heillosen Wesen, mit seinem neidischen Zähnefletschen, mit seinem tiefen Haß gegen jeden Gebildeten, der über die Masse sich emporgehoben, von dem zynisch ekelhaften Tone solcher Blätter gar nicht zu sprechen. Landeskundig sei, daß die besten Männer, wenn sie gegen solchen Unfug sich erheben, als Aristokraten in den Kot gezogen und mit schmutzigem Wasser überschüttet werden. Den besser denkenden Bürgern

mache man den Vorwurf der Passivität; aber gerade dieser Zustand der Presse trage zum großen Teil Schuld an dieser Zurückhaltung, viele fürchten einen Kotwurf mehr als eine Wunde.“ Er sei nicht Partei, fügte er unter großer Bewegung im Saale hinzu, ihm komme es auf einen Kotwurf mehr oder weniger nicht an, er sei hartschlägig geworden in der Schule, die er durchgemacht habe, in der theologischen.

So war er in der Tat „ein zweischneidiges Schwert“, wie ihn ein Redner der Linken nannte. Aber bald sollte es noch weit schlimmer kommen. Am 9. November 1848 war Robert Blum in der Brigittenau zu Wien standrechtlich erschossen worden, — obgleich er sich auf seine Unverletzlichkeit als Mitglied und Abgesandter des Frankfurter Parlaments berufen oder eben weil er als solcher an dem Kampf auf den Barrikaden teilgenommen hatte: darüber war Streit. Ein Sturm der Entrüstung über diese blutige Tat ging durch die Reihen der Radikalen, überall wurden Resolutionen beschlossen, Protestadressen erlassen und Trauergottesdienste abgehalten [1]). Auch in der württembergischen Kammer gingen die Wogen hoch. Seeger beantragte am 16. November eine Adresse an die Nationalversammlung, um Genugtuung zu fordern für das verletzte nationale Gefühl. Gegen diesen ihm unberechtigt dünkenden Enthusiasmus erhob sich Strauß. Er führte aus: Über den Wert des Hingerichteten könne man sehr verschiedener Ansicht sein und doch seine Hinrichtung einstimmig beklagen. Ebenso auch über die Berechtigung der österreichischen Militärbehörde dazu. Die Hinrichtung eines solchen Parteihauptes

---

[1]) Auch mein Vater, damals Geistlicher in Göppingen, sollte zu einem solchen gezwungen werden. Er war konservativ und erklärte daher: Ja, ich will euch einen Trauergottesdienst für Blum halten, aber ihr werdet von mir hören müssen, daß er mit Recht erschossen worden ist. Daraufhin verzichtete man natürlich auf seine Mitwirkung und warf ihm abends die Fensterscheiben ein. Ihr Klirren ist meine früheste Jugenderinnerung.

sei mehr als ein Unrecht, sie sei ein Fehler, indem man dadurch einen Märtyrer der Republik gemacht habe. Insofern müssen Blums Hinrichtung alle die bedauern, welche in der Republik ein verführerisches Irrlicht sehen. Müsse man es doch nun erleben, daß ein Kultus eingeführt, Totenfeiern für ihn verlangt und das alles als Hebel zur Agitation benützt werde. Aber nun ist die Hinrichtung geschehen, was soll da unser Protest noch helfen? Soll er etwa die Würde der Nationalversammlung wahren? Aber war denn Blum als ihr Abgesandter in Wien und nicht vielmehr auf eigene Faust? Amtlich wenigstens war er nicht in Wien. Aber, sagt man, als Vertreter der deutschen Nation ist er wie zu Hause so auch auf Reisen durch das Reichsgesetz geschützt. Das weiß ich wohl, aber wie denn, wenn er sich auf solchen Reisen mit dem befaßt, was mit seiner Eigenschaft als solcher nicht vereinbar ist? wenn er den Abgeordnetenrock ausgezogen und die Bluse des Barrikadenmannes angezogen hat? Ein solcher Mann hat aufgehört, Mitglied der Nationalversammlung zu sein, und wenn er als Freischärler, als Rebellenhäuptling ergriffen wird, so haben die, welche ihn ergreifen, das Recht, ihn zu vernichten. Mit Freischärlern macht man kurzen Prozeß. Während in dieser Kammer über die greuelvolle Ermordung Auerswalds und Lichnowskys [1]) keine Beratung vorgenommen worden, sollen wir ein Urteil fällen über die Hinrichtung Blums, weil diese von den Bevollmächtigten eines souveränen Fürsten, die Ermordung in Frankfurt aber von solchen, die zum souveränen Volke gehören, begangen worden ist! Wenn der Schuß gegen Blum ein Schuß des Despotismus in das Herz der deutschen Freiheit war, ist dann diese nämliche Freiheit in der Person von Lichnowsky und Auerswald nicht in Stücke zerrissen worden? Haben wir damals geschwiegen, so dürfen wir auch jetzt nicht reden; daher bin ich gegen die Adresse."

---

[1]) Am 18. September 1848 in Frankfurt a. M.

Diese Rede rief in der Kammer und weiterhin in der Presse und durch das ganze Land hin in den Kreisen der Linken einen wahren Sturm der Entrüstung gegen Strauß hervor. Man warf ihm eiserne Stirne und Herzlosigkeit vor, worauf er in einer öffentlichen Erklärung kaltblütig meinte, Herzlosigkeit sei in der Politik immer noch besser als Kopflosigkeit. Nicht so ganz gleichmütig nahm er es auf, als nun auch seine Ludwigsburger Mitbürger, die inzwischen vom Strudel fortgerissen radikaler geworden waren, während er derselbe geblieben war, unzufrieden wurden. In einer Adresse mit 90 Unterschriften (bei einer war hinzugefügt: „mit Bedauern"!) gab ihm der vaterländische Verein in Ludwigsburg über die Art, wie er sich in der Ständekammer früher gegen Preßmißbräuche und neuerlich gegen Robert Blum geäußert habe, sein entschiedenes Mißfallen zu erkennen; bei seiner Wahl sei man „von der Ansicht ausgegangen, daß der Mann, der auf einem Gebiete des Geistes als ein so entschiedener, rücksichtsloser Kämpfer für die Forderungen der Vernunft aufgetreten ist, dies wenn auch mit der wahrer Bildung eigenen Mäßigung, so doch nicht minder entschieden und rücksichtslos auf einem anderen Gebiete des Geistes, nämlich dem des Staates, tun werde". Rückgabe des Mandats wurde nicht verlangt, sondern nur das Befremden ausgesprochen, den in kirchlicher Beziehung so destruktiven Mann politisch so über alle Erwartung konservativ zu finden. Strauß wollte daraufhin sein Mandat sofort niederlegen. Allein seine Freunde, vor allem der Tübinger Kuhn, stellten ihm vor, daß der Rücktritt eines Abgeordneten auf eine Mißfallensäußerung der Wähler hin ein übler Vorgang wäre, der, wenn er Nachahmung fände, zu völliger Abhängigkeit der Abgeordneten von ihren Wählern führen müßte. Das leuchtete Strauß ein, und so begnügte er sich, im Schwäbischen Merkur eine Erklärung abzugeben, die so charakteristisch ist für den Mann und seine stolze Art, daß sie hier nicht fehlen darf. Sie lautet:

„An den Vaterländischen Verein in Ludwigsburg. Endlich ist mir dessen längst in öffentlichen Blättern angekündigte Erklärung, mit 90 Unterschriften versehen, zugekommen, worin er mir über die Art, wie ich mich in der Ständekammer sowohl früher gegen Preßmißbräuche als neuerlich gegen R. Blum geäußert habe, sein entschiedenes Mißfallen zu erkennen gibt. Was der genannte Verein mit einer solchen Erklärung eigentlich bezweckt, ist mir nicht ganz klar. Meint er, weil er die von mir in den bezeichneten Fragen genommene Stellung mißbilligt, werde nun auch ich sie mißbilligen und bereuen, so irrt er sich. Im Gegenteil, ich habe mein politisches Urteil für mich, das ich so frei bin, selbst gegen die 90 Autoritäten des Vaterländischen Vereins in Ludwigsburg festzuhalten, und ich bin stolz darauf, meine Überzeugung ausgesprochen zu haben ohne Furcht vor der Ungunst des tonangebenden Publikums, die ich mir, wie ich leicht sehen konnte, dadurch zuziehen mußte. Oder hofft der Verein, auf seine Erklärung hin werde ich in mich gehen und meine Stellung in der Kammer ändern, um mich für die Zukunft seines Beifalls würdig zu machen? Da irrt er ebenfalls und könnte wissen, daß er sich irrt. Ich bin von jeher meinen eigenen Weg gegangen, mochte es gefallen oder mißfallen, wem es wollte, und so gedenke ich es auch fernerhin zu halten. So unverbesserlich, wie ich demnach bin, könnte die Erklärung des Vaterländischen Vereins nur dann einen praktischen Zweck erreichen, wenn es ihm gelänge, mich durch dieselbe zur Niederlegung meiner Stelle zu bewegen, worauf auch in der Versammlung am 20. d. ein Antrag gestellt worden ist. Allein so leid es mir tut, so muß ich doch sagen, daß auch hiezu die mir zugefertigte Erklärung nicht hinreicht. An meinem guten Willen sollte es in diesem Stücke gewiß nicht fehlen; ich habe mich um die Abgeordnetenstelle nicht beworben, sondern sie nur auf den dringenden Wunsch meiner Mitbürger übernommen, und ich würde sie, wollte ich meiner Neigung folgen, lieber heute als morgen nieder-

legen. Nun ist mir aber der Posten einmal anvertraut, und so darf ich ihn, ohne meine Pflicht zu verletzen, nicht verlassen, solange mich nicht dieselbe Mehrheit, die mir ihn anvertraut hat, desselben wieder entbindet. Wäre daher das mir zugekommene Aktenstück von der Mehrheit der Wähler oder, was ich gleichfalls anerkennen würde, von der Mehrheit der dortigen Bürger unterzeichnet, so würde ich keinen Augenblick anstehen, meine Entlassung zu nehmen. Allein von den 126 Ludwigsburger Wählern haben dasselbe nur 25 unterzeichnet und von der Gesamtheit der Bürger nur 90; da hätte also der Verein erst noch ziemlich viel weitere Unterschriften beizubringen, um mir den Rücktritt möglich zu machen. Nun, vielleicht gibt sich bald ein neuer Anlaß dazu, wenn ich, wie ich im Sinne habe, gerade so fortmache wie bisher. Freilich wenn die Wähler unter den Unterzeichnern an meinem Auftreten in der Kammer solchen Anstoß nehmen, so wundert es mich nur und wird auch andere Leute wundern, daß sie mich gewählt haben. Denn in den Reden, welche zwar meine Wahl nach Frankfurt bezweckten, aber die in den hiesigen Landtag zur Folge hatten, und die zum Glück gedruckt vorliegen, habe ich mich wiederholt so entschieden dahin erklärt, die Freiheit nur mit der Ordnung zu wollen, daß niemand mit Grund erwarten konnte, ich werde über eine wühlerische Presse oder das aufwieglerische Treiben eines deutschen Reichstagsabgeordneten in Wien mich anders aussprechen als ich getan habe. Überhaupt, wer einen bloßen Jaherrn der Tagesmeinung haben wollte, der hätte mich nicht wählen sollen; denn davon bin ich mein Leben lang das Gegenteil gewesen. Wenn sich daher unter der mehrerwähnten Erklärung einer als „getäuschter Wähler" unterschrieben hat, so war der Mann freilich, wie seine Unterschrift zeigt, in einer argen Täuschung befangen; nur kommt sie auf seine Rechnung und nicht auf die meinige. Ich bin mir durchaus treu geblieben und werde es auch ferner bleiben. Gefällt dies dem Vaterländischen Verein nicht, so möge er

zweckdienlichere Maßregeln ergreifen, als seine Mißbilligungserklärung war, die ich hiermit gleichgültig beiseite lege.

Stuttgart, den 26. November 1848.

Der Abgeordnete Strauß."

Eine Erwiderung des Ludwigsburger Vereins, der durch diese Antwort voll „Sarkasmus und höhnischem Achselzucken" tief gekränkt war, machte „auf den Mann, der mit eiserner Stirne sich dem Strome der Zeit entgegenstemmte", in der Tat keinen Eindruck. Aber der ganze Handel bestärkte ihn in dem Entschluß, bei passenderer Gelegenheit sein Mandat doch niederzulegen. Und diese Gelegenheit kam bald. Am 20. Dezember verhandelte man über einen Antrag Seeger auf Berufung einer konstituierenden Versammlung. Strauß stimmte dagegen und gab dazu die Erklärung ab: „Wäre er nicht vorher schon entschlossen gewesen, gegen den Antrag zu stimmen, so hätte die mehr als zweideutige Art, wie Seeger zuletzt noch den Begriff einer konstituierenden Versammlung bestimmt habe, ihn in diesem Entschlusse bestärken müssen. Er habe um die Sache in Sätzen und Phrasen herumgeredet, mit welchen er (Strauß) zum Teil kaum einen bestimmten Sinn zu verbinden gewußt habe. Die konstituierende Versammlung solle in der Sache unserer künftigen Verfassung zwar nicht allein zu reden haben, aber das Hauptwort müsse ihr gestattet sein; da der Berichterstatter die Regierung nicht außerhalb des Volkes, das Volk nicht außerhalb der Regierung sehe, so fürchte er nicht, daß eine Kollision zwischen beiden eintreten werde; sollte aber je eine solche zum Ausbruch kommen, so würde sie jedenfalls nicht daher rühren, daß jene Versammlung sich souverän erklärt hätte, sondern daher, daß ein unvolkstümliches Ministerium an die Spitze getreten wäre, usw. Die ganze Zweideutigkeit sei zuletzt in dem Ausdruck zusammengefaßt worden, die konstituierende Versammlung

werde wohl im Einklang mit der Regierung, nicht aber in Vereinbarung mit derselben zu handeln haben. Das erinnere an die Erklärung eines anderen Abgeordneten, der versicherte, die staatsrechtliche Kommission habe den Ausdruck, die konstituierende Versammlung werde im Zusammenwirken mit der Regierung die neue Verfassung zu machen haben, eben deswegen gewählt, um die Frage unentschieden zu lassen, ob jene Versammlung für sich allein das Recht habe, eine Verfassung festzustellen, oder ob dies nur in Vereinbarung mit der Regierung zu geschehen habe. Nun bitte ich Sie, m. H., man wählt also den Ausdruck: Zusammenwirken, um damit zu sagen, daß die fragliche Versammlung möglicherweise auch für sich allein wirken könne. Ein solcher Ausdruck ist eine Falle, in diese Falle gehe ich nicht, und darum Nein.“ Auf den Hinweis Seegers, daß er in der Kommission den Ausdruck „Vereinbarung“ vorgeschlagen habe, erwiderte Strauß aufs neue: „er habe im Laufe seiner theologischen Studien die Erfahrung gemacht, so oft ihm vor Worten und Phrasen das Verständnis ausgegangen sei, da sei es allemal nicht richtig gewesen; da wollte man entweder etwas verstecken, was da war, oder etwas vorspiegeln, was abhanden gekommen war. Wie nun in der Rede Seegers Sätze kamen, mit denen er keinen bestimmten Sinn zu verbinden wußte, so habe er auch hier gleich gesehen, daß es sich um etwas handeln müsse, das er nicht leugnen könne und doch auch nicht eingestehen wolle. Übrigens lasse er der Kunstfertigkeit alle Ehre widerfahren, mit der es dem Abgeordneten Seeger gelungen sei, in den Begriff einer konstituierenden Versammlung, welchem der Abgeordnete Mack einen unverfänglichen Sinn unterlegt hatte, einen anderen hineinzueskamotieren. Habe auch er (Strauß) das Kunststück bemerkt, so beweise das nichts gegen seine (Seegers) Kunst, und habe er gleich kein Ja auf seinen Teller gelegt, so sei dies doch von so vielen anderen geschehen, daß Seeger immerhin zufrieden sein könne.“ Zur Ordnung! scholl es

nun von den Bänken der Linken: wir sind keine Taschenspieler! und der Präsident erklärte: Wegen des Ausdrucks „Falle“ habe er Strauß nicht zur Ordnung gerufen, weil dieser damit nur seine subjektive Auffassung ausgesprochen habe; was aber den Ausdruck „eskamotieren“ betreffe, so frage er den Redner, ob er ihn nicht zurücknehmen wolle? Darauf Strauß: „Ich nehme ihn nicht zurück, sondern beharre darauf. Wenn in einer Adresse gesagt wird, die konstituierende Versammlung habe im Einklang mit der Regierung zu handeln, und hinterher erklärt nicht der Berichterstatter und Verfertiger der Adresse, sondern ein anderer, man habe jenen Ausdruck gewählt, um auch der Ansicht Raum zu lassen, dieselbe Versammlung könne wohl auch für sich allein handeln, so ist ein solcher Ausdruck entweder hinterlistig oder sehr ungeschickt gewählt. Im Einklang mit der Regierung heißt dann soviel als: die Versammlung beschließt; sagt die Regierung zu ihren Beschlüssen ja, so ist es gut; sagt sie nein, so ist es auch gut; man läßt die Regierung stehen und die Beschlüsse gelten doch.“ Nach dieser Erklärung rief der Präsident den Abgeordneten Strauß wegen der beiden gebrauchten Ausdrücke zur Ordnung. Daraufhin erklärte Strauß noch am selben Tage schriftlich seinen Austritt aus der Kammer, unter Verzicht auf sämtliche ihm für die Zeit seiner Kammertätigkeit zustehenden Diäten („Geiz“ ?!). Was ihn zu diesem Schritt bestimmt hat, hat er in einer Erklärung an seine Mitbürger in Ludwigsburg öffentlich dargelegt. Auch sie müssen wir hören. Datiert vom 23. Dezember 1848 lautet sie so:

„Wozu ich mich vor vier Wochen für den Fall erboten hatte, daß die Mehrheit von Ihnen sich der Mißfallensäußerung anschließen würde, welche von einer Minderheit gegen den Standpunkt meines ständischen Wirkens gerichtet worden war, das habe ich nun freiwillig getan: ich bin aus der Kammer der Abgeordneten ausgetreten. Nach jenen Vorgängen werden Sie von selbst nicht geglaubt

haben, daß meine Austrittserklärung nur in schneller Hitze über den Ordnungsruf des Präsidenten in der letzten Sitzung gegeben worden sei; im Gegenteil: hätte nicht, wie meine Freunde wissen, mein Entschluß zum Rücktritt schon vorher bei mir festgestanden, so würde ich es in jener Sitzung nicht bis zum Bruche haben kommen lassen. Ebensowenig dürfen Sie jedoch glauben, nachwirkender Verdruß über jene Mißfallensadresse aus Ihrer Mitte habe mir mein ständisches Wirken entleidet. Entleidet war es mir allerdings; aber nicht, weil es vielseitig mißfiel, sondern weil ich täglich mehr einsah, in dieser Kammer kein Feld für ersprießliche Wirksamkeit zu finden. Als ich im Frühjahr Ihre Wahl annahm, welche mich durch die Feierlichkeit, die Ihr Wohlwollen für mich derselben gab, jetzt in der Erinnerung doppelt beschämt, da hatte, wie Sie von meiner Fähigkeit, so ich von dem Kreise meiner künftigen Wirksamkeit sanguinische Hoffnungen, welche sich wie gewöhnlich nicht erfüllen sollten. Ich freute mich, in eine Kammer einzutreten, welche, wie ich mir vorstellte, auf der Grundlage dessen, was der deutschen Nation von seiten der Nationalversammlung gegeben werden würde, und im Anschluß an ein aus dem Vertrauen des Volks hervorgegangenes Ministerium, unsere Verhältnisse neu gestalten, die Früchte der französisch-deutschen Revolution im friedlichen Wege der Reform auch unserem engern Vaterlande zuführen werde. Allein, wie in ganz Deutschland, so gibt es auch in Württemberg und zeigten sich bald auch in der Kammer nicht wenige, denen die Revolution des März nur als ein halber Schritt erscheint, die jedes Versuchs friedlicher Umbildung als eines eiteln Flickwerks spotten und einen zweiten gründlichern Umsturz als das einzige Heilmittel in Aussicht stellen, demnach auch unser jetziges Ministerium zwar gern aufkommen sahen, weil es doch wenigstens A sagte, noch lieber jedoch es wieder fort hätten, weil es in ihrem Sinne nicht auch B sagen will. Daher wurden die Arbeiten der Kammer von

Anfang an bei jeder Gelegenheit durch Interpellationen unterbrochen; das Ministerium sollte sich wegen jedes ungeduldigen Briefs, der von einem politischen Gefangenen einlief, wegen jedes Wirtshausgeredes über Truppensendungen und Einberufungen verantworten; in der Regel gelang dies zwar so gut, daß am Ende die Interpellanten selbst sich genötigt sahen, dem Ministerium ihr Kompliment zu machen; doch das schreckte sie nicht ab, bei nächster Gelegenheit wiederzukommen. Auch mit der Nationalversammlung in Frankfurt war man von dieser Seite immer weniger zufrieden, je mehr in ihr die gemäßigte Partei die Oberhand bekam. Daher wurde in unserem Ständesaale auch die große Politik zur Hand genommen: die Verhältnisse an der Spree und an der Donau zu bestimmen, wozu man am Main sich zu schwach fühlte, wurden am Nesenbach wiederholte Versuche gemacht. Nach der unbedingten Unterwerfungserklärung in der Antwortsadresse erst Bitten, dann Monitorien, zuletzt eine Verwahrung, die ein wahres Mißtrauensvotum war, und der nur noch die Form zur wirklichen Lossagung von den Beschlüssen der Nationalversammlung fehlte. Dazwischen hinein wurden die Gesetzesvorlagen, welche größtenteils schon im Entwurfe der Regierung das Äußerste bezeichneten, was gewährt werden konnte, ohne bestehende Rechte allzu empfindlich zu verletzen oder der Staatskasse allzu große Ausfälle zu bereiten, — diese Gesetzesentwürfe wurden teils schon von den einseitig zusammengesetzten Kommissionen in einem Sinne begutachtet, teils von der Kammermehrheit mit Zusätzen und Abänderungen angenommen, welche die bedenklichsten Folgen für das öffentliche und Privatwohl in Aussicht stellen. So war es nicht genug, durch das Zehntablösungsgesetz zugunsten einer einzelnen, allerdings der Erleichterung bedürftigen Klasse von Staatsbürgern anderen einzelnen nicht nur, sondern auch frommen Stiftungen und der Staatskasse, mithin der Gesamtheit der Steuerpflichtigen, Millionen

an Kapital zu entziehen: man mußte durch willkürliche Erniedrigung des Zinsfußes den Ausfall noch um Hunderttausende vermehren. Es war nicht genug, die Befreiung der Privat- und Staatsdomänen von den Gemeindeabgaben vom nächsten Etatsjahr an aufhören zu lassen: man mußte, um ja nicht im ordentlichen Wege der Gesetzgebung zu bleiben, dem Gesetz rückwirkende Kraft bis zum 1. Juli des nun bald abgelaufenen Jahres geben. Um solches und ähnliches Übermaß zu verhindern, sah ich und meine Gesinnungsgenossen uns oft, obwohl meist vergeblich, genötigt, uns an die Ritter- und Prälatenbank anzuschließen: man hat mir dies zum Vorwurf gemacht, unerachtet es auf der Hand liegt, daß ich mit den Vorrechten und Sonderinteressen dieser Stände keinerlei Sympathien haben kann, sondern nur notgedrungen hie und da ihr Bündnis suchte, weil der moderierenden Elemente unter den bürgerlichen Abgeordneten zu wenige waren und diese täglich mehr zusammenschmelzen. Jede neue Kommissionswahl, fast jede folgende Abstimmung zeigt die steigende Majorität einer Richtung, welche ohne Hemmschuh den Abhang hinunterjagen möchte, in der ausgesprochenen Absicht, den alten Staatswagen umzuwerfen und zu zertrümmern, möge es den Passagieren dabei gehen wie es wolle; einer Richtung, die mit knabenhaftem Mutwillen über jedes Loch jubelte, das ihr in den bisherigen Rechtsboden zu stoßen gelungen war, ohne zu bedenken, auf welchem Boden denn als dem des Rechts und der Achtung vor dem Recht ein künftiger Staat begründet werden solle. Auf solche Weise meistens fruchtlos mit der Minorität zu stimmen und gleichsam nur meine Verwahrung gegen die zustande kommenden Beschlüsse zu Protokoll zu geben, das war eine Stellung, aus der ich ausscheiden zu dürfen glaubte. Ich erkenne wohl, was sich für die Verpflichtung sagen läßt, auch in solchem Falle ohne äußern Erfolg sein Prinzip, und wäre es als der letzte Mann, zu verteidigen. Allein es wird doch alles darauf

ankommen, ob einer in der Politik seine Lebensaufgabe erkennt, oder ob ihm auch noch für ein anderes Tätigkeitsgebiet Pflichten obliegen, deren er nur so lang und unter der Bedingung entlassen war, daß er im Augenblick auf dem politischen Felde mehr und ersprießlicher wirken könne. Letzteres ist nun mein Fall: ich betrachte mich in erster Linie als Dienstmann der Literatur, welche mir nur in obiger Voraussetzung auf eine Zeitlang Urlaub gegeben und mich der Politik abgetreten hat, mich aber nun wieder einberuft, da jene Voraussetzung nicht mehr zutrifft. Mag auch im jetzigen Augenblicke der Zeitpunkt für literarische Produktionen noch nicht wiedergekehrt sein, so wird sich doch im stillen manches vorbereiten lassen, was zu seiner Zeit willkommen ans Licht treten mag.

Diese Erklärung über den von mir getanen Schritt hielt ich für notwendig, um nicht von Ihnen mißkannt zu werden, deren Urteil mir niemals gleichgültig sein wird, und deren Wohlwollen ich immer nur schmerzlich entbehren würde.

Strauß."

Kurz vor seinem Ausscheiden aus der Kammer hatte er übrigens noch eine andere politische Stellung abgelehnt, die sich ihm bot. Das Märzministerium Römer wollte ein Regierungsorgan gründen, in dem die Sache des gemäßigten Liberalismus gegen die radikalen Schreier in Kammer, Volksversammlungen und Presse vertreten werden sollte. Die Redaktion dieser Zeitung wurde Strauß angeboten, und zwar auf ausdrücklichen Wunsch des Königs Wilhelm I., der zwar kein Freund seiner theologischen Richtung war, aber sich über den guten Einfluß auf die Ludwigsburger anläßlich seiner Wahl und über sein mannhaftes Auftreten gegen die radikalen Tendenzen in der Kammer herzlich freute. Zu seinem Hofarzt Hardegg sagte er: „Daß er Courage hat, hab' ich immer geglaubt, sonst hätt' er nicht mit den

Faffen angebunden“ [1]). Natürlich lehnte Strauß ohne alles Besinnen ab, indem er erklärte, daß ihn der König ebensogut zum Husarenobersten als zum Redakteur einer politischen Zeitung machen könnte. Es war auch eine starke Verkennung seiner politischen Anschauungen und mehr noch seines ganzen Charakters: nicht im Dienst und Auftrag einer Regierung, sondern als unabhängiger Mann ging er — natürlich nicht durch dick und dünn, sondern nur da und nur so weit mit dem Ministerium Römer, als ihn seine persönliche Überzeugung auf diese Seite führte. Der Gedanke hat geradezu etwas Groteskes: Strauß als Königlich württembergischer Staatsanzeiger-Redakteur, zwölf Jahre, nachdem man ihn wie Uhland „sehr gerne“ aus dem württembergischen Staatsdienst hatte ziehen lassen.

Was war es aber, was ihm seine politische Tätigkeit so rasch verleidet hat? In jener oben mitgeteilten Erklärung an seine Ludwigsburger Mitbürger hat er als Grund die Fruchtlosigkeit seines Ankämpfens gegen den Radikalismus in der Kammer und den Ekel über das Treiben desselben angegeben: er hat sie einmal brieflich eine „Räuberhöhle“ genannt. Und gewiß war das ein Grund. Einen zweiten führt er in den literarischen Denkwürdigkeiten an: das Unbehagen über seine mangelhafte Ausrüstung zum Kampf gegen diese radikale Kammermehrheit. Darüber sagt er: „Was ich längst wußte, bekam ich hier peinlich zu erfahren: daß ich kein Redner sei. Von Natur sind wir Schwaben dies durchschnittlich überhaupt nicht; ob ich durch Übung es hätte werden können, steht dahin; aber diese Übung hatte mir gefehlt. Meine kurzgefaßten Predigten als Vikar und Repetent hatte ich aufgeschrieben und dann auswendig gelernt; die Vorlesungen, die ich in Tübingen hielt, wie damals an der württembergischen Universität alle Welt

[1]) So hat Hardegg das Diktum meinem Vater, mit dem er vier Jahre im Seminar zu Schönthal zusammengewesen war, erzählt.

abgelesen; der katechetische Unterricht, den ich nacheinander in Religionslehre, alten Sprachen, Philosophie und Theologie zu erteilen hatte, war doch noch lange kein zusammenhängender freier Vortrag gewesen. Wäre ich auf dem Katheder geblieben, hätte auf demselben die Zeiten erlebt, da auch in Süddeutschland die Forderung eines freien Vortrags immer unabweisbarer an den akademischen Lehrer herantrat, gewiß würde auch ich gesucht haben, derselben gerecht zu werden; ob mit Glück, weiß ich freilich nicht. Aber im Herbst 1848 waren es ja bereits 15 Jahre, daß ich vom Katheder entfernt war, und ich hatte das vierzigste Lebensjahr hinter mir. Da hätte jedenfalls eine längere parlamentarische Übung dazu gehört, um aus mir so spät noch einen Redner zu machen. Für jetzt hielt ich es in der Kammer wie einst auf der Kanzel: wollt' ich über einen Gegenstand sprechen, so schrieb und memorierte ich die Rede, die ich dann in der Sitzung hielt. Daß man damit in parlamentarischen Verhandlungen nicht weit kommt, liegt auf der Hand. Die Fähigkeit, auf das, was in der Debatte vorkommt, unmittelbar und aus dem Stegreife zu antworten, und zwar nicht bloß in einzelnen epigrammatischen Bemerkungen — denn diese fehlten mir nicht —, sondern in zusammenhängender Ausführung, ist unerläßlich. Daß sie mir fehlte, setzte mich gegen die seichtesten Gesellen, denen aber diese Gabe zu Gebot stand, in Nachteil und machte meine Situation in die Länge unerträglich."

Also Strauß war nicht schlagfertig, war kein Debatter, er schnitt, wie Schweitzer [1]) sagt, als solcher schlecht ab [2]). Wer so redet und daraus gar rückwärts auf den Mangel

---

[1]) Schweitzer, Von Reimarus zu Wrede, S. 73, 96 und oben Bd. I, S. 254 ff.

[2]) Wie schlagfertig er in Wirklichkeit war, das zeigt die oben (S. 435) mitgeteilte Antwort an Dekan Christlieb bei der Ludwigsburger Wahlversammlung.

an Schlagfertigkeit auch in seinen Streitschriften schließt, der kennt die landständische Tätigkeit von Strauß doch wohl nicht durch eigene Einsichtnahme in die Kammerberichte, sondern lediglich aus dieser seiner Selbstbeurteilung, die Hausrath[1]), darin richtiger sehend, eine „allzu bescheidene“ nennt. Zunächst weiß ich nicht, ob es ein Fehler und ein Mangel ist, wenn ein Parlamentarier sich auch auf seine Reden genau vorbereitet und auf eine gute Form derselben Wert legt. Ich meine, wirksame Parlamentarier tun das auch heute noch. Jedenfalls aber erwiesen sich gerade dadurch, wie einst die Wahlreden, so jetzt die Parlamentsreden von Strauß durchaus wirksam; und auch wo er einmal sofort zu antworten und aus dem Stegreif zu sprechen hatte, zeigte er sich als des Wortes durchaus mächtig. Daß die Redegewandten selber und besonders die tieferen Naturen nachträglich glauben, nicht Genügendes gesagt und vieles übersehen und vergessen zu haben, ist natürlich: sie sind eben nicht so leicht mit sich zufrieden und machen sich auch nachher noch Gedanken über das, was sie innerlich bewegt hat und was sie noch alles über den Gegenstand hätten sagen können und sollen. Auch der Erfolg seiner Reden spricht gegen jenes Selbsturteil von Strauß: sie fanden Beifall, riefen heftige Erwiderungen der Getroffenen und Angegriffenen hervor und hatten stets das Ohr des Hauses. Und als der Präsident in der Sitzung vom 4. Januar 1849 der Kammer seinen Austritt mitteilte, da wurde dem Bedauern darüber laut Ausdruck gegeben, und viele, auch von der Linken, erhoben sich zum Zeichen des von ihren Sitzen. Wenn ein kühler Kopf und ein tapferes Herz zum guten Redner gehören, so war Strauß einer; denn beides besaß er in hohem Maß. Und was ihm etwa technisch fehlte, das hätte er sicher rasch gelernt und durch die Notwendigkeit des Redens unschwer sich ange-

[1]) Hausrath, D. Fr. Strauß, II, S. 178.

eignet: dafür spricht das, was er in drei Monaten als Mitglied der Kammer geleistet hat.

So will auch der zweite Grund nicht verfangen. Woher also jenes tiefgehende Unbehagen über seine landständische Tätigkeit und jene weitgehende Unzufriedenheit mit sich selber? Nicht der Radikalismus seiner Umgebung, nicht der Mangel an Schlagfertigkeit ist daran schuld, sondern — die Frau. Sie lebte mit den Kindern in Stuttgart: ihr zu begegnen schwebte er in beständiger Angst und Aufregung; und umgekehrt durfte er seine Kinder, obwohl am selben Orte mit ihnen lebend, nicht bei sich haben, sie nur ab und zu bei befreundeten Familien sehen. In welcher Stimmung er in jenen Monaten war, das zeigen die wahrhaft grauenvollen Verse:

Ich wollte reisen, nun verreis' ich nicht,
Doch ob ich bleiben werde, weiß ich nicht.
Daß hier ich in der Fremde bin, ist sicher:
Wo meine Heimat sei, das weiß ich nicht.
Ich mein', ich hatt' einmal zwei liebe Kinder:
Ob dies nicht bloß ein Traum sei, weiß ich nicht.
Ein Weib verstieß ich: ob zu Haß die Liebe,
Ob Haß zu Liebe wurde, weiß ich nicht.
Sie sagen, Bücher hätt' ich einst geschrieben:
Ob's Wahrheit oder Spott ist, weiß ich nicht.
Ungläubig, hör' ich, nennen mich die Leute:
Ob ich nicht eher fromm sei, weiß ich nicht.
Nie hab ich vor dem Tode mich gefürchtet:
Ob ich nicht längst gestorben, weiß ich nicht.

Das Schlimmste aber von dem, was er nicht wußte, war: ob zu Haß die Liebe oder ob Haß zu Liebe geworden. Er hatte bis dahin das erste für das einzig Mögliche gehalten. Jetzt, wenn er sie sah — und das ließ sich in dem damals noch so kleinen Stuttgart nicht vermeiden, sie führte es auch wohl absichtlich herbei —, so wollte altes Glücksgefühl wieder aufwachen, sein Herz wappnete sich vergebens mit Haß, die Liebe war noch immer da. Ich glaube, diese Zwiespältigkeit des Gefühls erst erklärt den ganzen

Strauß jener Tage: weil er sie noch immer liebte, deshalb rüttelte und schüttelte er seine Ketten und verfluchte sich und sie, die ihn nicht losließ. Das bezeugen eine ganze Reihe von Gedichten aus der Zeit, am ergreifendsten die Verse, die nach einer Begegnung im Konzertsaal entstanden sind:

Da sitz' ich auf der Gallerie,
Wie es dem Grame ziemt, im Dunkeln;
Im Saale drunten sitzet sie,
Wo viele hundert Kerzen funkeln.

Die Töne flattern durch den Saal,
Wie Vögelchen in Lust und Scherzen:
Ich denk an Dich, Du meine Qual,
Du denkst an mich, ich spür's im Herzen.

Wir lauschen gleicher Harmonie
Mit gleichgestimmten, reinen Sinnen:
Ach, konnten denn die Herzen nie
Den gleichen Schlag und Ton gewinnen?

Doch tief und tiefer sinket schon
Der Geist in träumendes Erinnern,
Vernimmt statt Horn- und Flötenton
Nur noch das Schmerzenslied im Innern.

Die Töne schweigen, und zu Zwei'n
Verlassen Glückliche die Schwelle:
Ich geh' allein, sie geht allein,
Ein jedes nach der öden Zelle.

Und noch ein anderes spricht dafür. Nie ist sein Herz entflammbarer gewesen als in jenen Tagen. Auf der Gebirgsreise im Sommer tut es ihm eine „Seejungfrau" an, und in München schwärmt er für eine „Mohrenfürstin", einen fremden Wundervogel, den ein Sturm in dies Land der trüben Tage hergetragen und von dem nicht bloß in dem bekannten Gedicht[1]), sondern auch in Briefen gelegentlich

[1]) Poetisches Gedenkbuch in den Ges. Schriften, Bd. 12, S. 55.

die Rede ist. Er sieht eben Helenen, d. h. in seinem Fall Agnesen in jedem Weibe.

So verworren, so elend war ihm zumute. Und die Quelle alles dieses Elends war in Stuttgart. Wie hätte er es also dort aushalten können? Hier brachen, wie er an Vischer schrieb, die alten Wunden immer neu auf, darum mußte er fort, er floh einfach vor seiner Frau, die er — haßte und liebte zugleich. Deshalb ergriff er die erste beste Gelegenheit, sich frei zu machen und Stuttgart den Rücken zu kehren. Und „mit jeder Station atmete er freier", als er dann endlich am Dreikönigstag 1849 München zufuhr.

So hat ihm nicht der Radikalismus und nicht der Mangel an Schlagfertigkeit die Politik verleidet, sondern sein häuslicher Jammer, oder, wie er natürlich sagt: das unselige Weib hat ihn gezwungen, alles im Stich zu lassen. Darum ist es so bedauerlich, daß er nicht in Frankfurt, sondern in Stuttgart hat Politiker werden müssen: daran waren wie gesagt seine alten Freunde, die Theologen, schuld. Daß er in Stuttgart nicht bei der Fahne bleiben konnte, daran war seine Ehe schuld: die Theologen und das Weib — es ist das alte Lied, das wir immer wiederholen müssen. Die letzte Quelle der Schuld aber lag doch wieder in ihm selber. Er war mimosenhaft empfindlich, habe ich schon einmal gesagt: hier wurde diese Empfindlichkeit zur unerträglichen Qual und machte ihn aufs neue beruflos. Daß das zu bedauern ist, vor allem um seiner selbst willen zu bedauern, liegt auf der Hand. Zu bedauern aber auch um der Sache willen. Politiker, die so klar dachten und so gescheit sprachen, die so mutig auch gegen den Strom zu schwimmen wagten und sich weder durch Gunst von oben noch durch Entrüstungsstürme von unten auch nur um eines Fingers Breite von ihrer Bahn abbringen ließen, gab es im Jahre 1848 nicht allzuviele, und in Schwaben war ihre Zahl noch ganz besonders klein. So begreifen wir, daß ihn doch recht viele mit Bedauern aus der Kammer scheiden

sahen. Allein auf der andern Seite hatte er auch wieder recht. In jenen erregten Zeiten war für so viel kühle Besonnenheit in der württembergischen Kammer kein Platz, auch Strauß hätte gegen den Radikalismus nichts auszurichten vermocht, und als dann gleich darauf die Reaktion kam, wäre er nur mit umgekehrter Front doch wieder in Opposition gestanden, ohne etwas erreichen zu können. Vor allem aber — er hatte wirklich anderes, Besseres zu tun: er war „der Schriftsteller, der Poet, den zum Parlamentsmann umzubilden es doch wohl zu spät" — oder sagen wir lieber: zu schade war.

Den Epilog zu dieser politischen Episode gab er in einem Brief vom 24. Februar 1849 an den großdeutsch und demokratisch gesinnten Vischer. Offenbar wollte dieser das persönliche Hauptmotiv für Straußens Fahnenflucht nicht gelten lassen, und darum rechtfertigt sie Strauß, seine und des Freundes Verhältnis zur Politik in eins zusammenfassend, nachträglich noch gewissermaßen aus seiner und aus des Freundes Natur heraus so: „Dacht ich's doch, daß ich bei Dir nicht so leichten Kaufes davonkommen würde. Ich wollte um unsere politische Differenz herumschleichen wie eine Katze, da kommst Du wie ein „Biedermann" und ziehst mich mitten hinein... Daß ich diese Sachen umgehen will und kann, Du aber nicht, das scheint mir einfach daher zu rühren, daß ich mich davon losgemacht habe, Du aber noch darin steckst; daher, daß ich einfach sage: Politik ist uns beiden ein ganz gleich fremdes Feld, Du hast so wenig etwas in Frankfurt zu schaffen als ich in Stuttgart hatte, also gleich von gleich geht auf, — daß ich dieses einräume, sag' ich, Du aber es von Dir nicht einräumst. Du sagst, Du wärest, entfernt vom Schauplatz, zerborsten; das glaube ich, aber es beweist nichts für Deinen Beruf, sondern nur für einen Trieb, deren unvollständige Naturen wie wir manche in sich tragen, die zu keinem fruchtbaren Ziel führen, sondern uns nur äffen. Du habest manches

durchsetzen helfen, wie z. B. die Aufhebung der Spielbanken: nun, deswegen brauchtest Du nicht nach Frankfurt zu gehen, die würden sich gewiß nicht länger gehalten haben. Aber das Wehrgesetz — das ist Dein Steckenpferd, worüber ich mir kein Urteil erlaube, weil ich mich hiezu bloß ironisch verhalten kann. Du wirst sagen: wie der Fuchs zur hochhängenden Traube, was ich mir gefallen lassen muß. Du gestehst, daß es Dir in Frankfurt nicht wohl ist, und damit habe ich vollkommen genug; denn ich bleibe auf dem Axiom: wofür einer Beruf hat, in dessen Ausübung ist ihm auch wohl. Daß Du diese Gleichheit zwischen uns nicht einräumst, hat auch darin noch seinen Grund, daß Du mit Neigung, ich gegen dieselbe in die Politik hineingezogen worden bin. Du wolltest mitraten, tratest aus eigenem innerem Antrieb auf; mich schoben andere hinterrücks in die Lanne, die Ludwigsburger packten mich an der schwächsten Seite, an der gemütlichen, und aus dieser Rücksicht gab ich mich zu einer Rolle her, die mir an sich immer fatal erschien. Zur ganz gerechten Strafe für ein solches Handeln aus bloßer Rücksicht schlug dann die gemütliche Stimmung der Ludwigsburger in der Weise um, die mich zur Fortführung der Stelle unfähig machte. Du hingegen kommst mir vor wie ein Mann, der als Maler groß wäre und die erste Stellung einnehmen könnte, — er hat aber eine Marotte für Musik und spielt lieber bei einem Orchester die 6. Violine oder den Triangel, als dort die erste Rolle zu spielen. Ganz gleichartig sind unsere beiden Naturen darin, daß sie künstlerisch-wissenschaftliche sind. Den Unterschied in dieser Einheit möchte ich so ausdrücken, daß Du ein wissenschaftlicher Künstler, ich ein künstlerischer Wissenschafter bin, d. h. Dir ist die Kunst Stoff, den Du wissenschaftlich behandelst, mir ist die Wissenschaft Stoff, den ich künstlerisch zu gestalten strebe. Daraus kann ich für mich gleich ableiten, warum für mich Politik kein Feld ist. Goethe schreibt einmal, ich meine an die Stein, nachdem ihm als Staatsmann manches

mißlungen, — nun wolle er sich aber mit nichts mehr befassen, was er nicht so ganz in der Gewalt habe wie ein Gedicht. Das ist's. Wer wird denn auf eine Fläche malen wollen, auf der im nächsten Augenblick andere mit Bärenfüßen herumtreten? Dann kommt das noch allzu Affizible meiner Natur hinzu, kraft dessen mich ein tägliches persönliches Gegenüberstehen mit Menschen, deren Treiben ich hasse und von denen ich weiß, daß sie mich hassen, aufreibt. Machte mich dies überhaupt für politisch-parlamentarisches Wirken zu jeder Zeit untauglich, so kommt für die Politik der Gegenwart noch mein absoluter Widerwillen gegen alles Revolutionäre, die Massen Entfesselnde hinzu. Dieser Widerwille ist sehr natürlich, er ist der Schauder jedes Geschöpfs vor einem Element, in dem es nicht leben kann. Unter russischem Despotismus könnte ich, zwar mit beschnittenen Flügeln, doch noch existieren, aber Massenherrschaft würde mich vernichten. Daher hasse ich, was dahin führt, so sehr, wie ich nie etwas gehaßt habe, weil mir nie etwas mich so absolut Negierendes entgegengetreten war. So sehr nun aber der vernünftige Politiker der Gegenwart auf Bezähmung dieses Elements aus sein muß, so darf er dies doch nur so, wie Mephistopheles: Sei ruhig, freundlich' Element! — er muß nötigenfalls selbst ein wenig drin leben können, darf es nicht, wie ich, schlechterdings perhorreszieren. Hieran nun würde es bei Dir nicht fehlen; es käme Dir das Kriegerische in Deiner Natur zuhilfe; aber im Ergebnis würdest Du gewiß immer zu kurz kommen, weil, wie Du selbst sagst, nur blinde (und unreine) Kräfte den Ausschlag geben. Noch einmal und mit einem Wort: in so unvollständigen und ungleichmäßigen Naturen wie die unsern gibt es Reize, die keinen Beruf anzeigen, keine Frucht versprechen, denen man mithin nicht oder nur sehr mit Maß nachhängen darf."

Daß Vischer diese Auseinandersetzung gut aufnahm, hat Strauß sehr gefreut. „Ich traue der jetzigen Zeit gar nichts Gutes zu in betreff alter Freundschaften", schreibt er ihm

am 22. Mai, aus Erfahrungen wie der mit Schnitzer heraus, mit dem ihn die Politik bleibend entzweit hat; „ich fand nun aber zu meinem Troste, daß sie der unsrigen nichts anhaben kann." Was er in dem Brief an Vischer zur Erklärung seiner Abneigung gegen die Politik und seines Austritts aus der Kammer sagt, ist durchaus wahr. Die treffliche Analyse seiner künstlerisch-wissenschaftlichen Natur wird sich uns alsbald nur immer mehr bestätigen. Aber die Erklärung ist keine vollständige, weil das Hauptmotiv fehlt: gerade vor dem „kriegerischen" Freunde mochte er sich schämen, auf „das Weib" als die wahre Ursache hinzudeuten und ihm seine ganze Wehleidigkeit zu enthüllen; und auch vor sich selbst beschönigte er mit einer gewissen Sophistik durch den Hinweis auf seine Natur, was zuletzt doch nur eine Flucht vor seiner Frau gewesen war.

Und dasselbe tat er in gewissem Sinn auch öffentlich in der Biographie von Christian Märklin: auch sie ist eine Rechtfertigung seiner Fahnenflucht und damit zugleich eine Art Nachspiel nicht nur zu seinen theologischen, sondern auch zu seinen politischen Kämpfen. Im Herbst 1849 erwartete er den Besuch dieses seines besten Freundes mit Kauffmann in München und freute sich darauf. Da kam statt des Erwarteten die Nachricht von seinem in der Frühe des 18. Oktober erfolgten Tode. Seinen besten Freund habe ich Märklin genannt, ich hätte ihn auch seinen guten Genius nennen können. Denn das war ihm dieser Charaktervolle wie in den Stürmen um das Leben Jesu so in den vierziger Jahren bei seinen ehelichen Kämpfen und Leiden gewesen. Vier Wochen vor seinem Tode hat er ihm, als es ein kleines Mißverständnis zu beseitigen galt, geschrieben: „Daß Du Dich genötigt glaubst, mir gegenüber Deine Gesinnung zu rechtfertigen, das tut mir innig leid; sie war und ist mir immer ein Heiligtum, an das ich mit Ehrfurcht fest glaube, und das ich selbst dann nicht wagen würde, durch Verdacht zu verletzen, wenn mir die guten Gründe einer Rede oder Handlung von

Dir nicht klar wären.“ Darum traf ihn auch dieser Verlust, vollends in diesem Augenblick so schwer. Durch ihn war er „mit dem Idealen verknüpft“, jetzt ist er „ganz gottsverlassen“. Eben habe ich, schreibt er, noch betäubt von dem frischen Schlag, an die Witwe, „eben habe ich am Rande des Bettes, das den Teuren empfangen sollte, den nun der kühle Schoß der Erde umfängt, ihm ein tränenreiches Lebewohl gesagt, ihm für alle die Treue und Liebe gedankt, die er mir seit unserer Jugend erwiesen, und mir selbst eine baldige Nachfolge gewünscht. Sie freilich, verehrteste Freundin, mit Ihren lieben Kindern, haben am meisten verloren; aber kaum minder trifft der Schlag den erlesenen Freundeskreis, der in dem Unvergeßlichen seinen Mittelpunkt, seinen festen sittlichen Kern hatte, von dem uns immer nur Gutes, Reines und Edles kam. Ich insbesondere, seit meinem Heilbronner Aufenthalt ihm noch viel inniger als früher verbunden und jetzt in meiner Verbannung gewohnt, seiner brieflichen Zusprache mich zu erfreuen, — ich insbesondere fühle, daß mit ihm ein Teil von mir selbst, und zwar der beste, edelste, gestorben ist. Wenn etwas Sie trösten kann, so sei es die Gewißheit, daß in uns allen, die den Vollendeten wahrhaft erkannt hatten, sein Andenken lebenslänglich mit den Vorstellungen des Guten und Edeln, der Rechtschaffenheit und Seelenschönheit unzertrennlich verknüpft sein wird.“ Und alsbald — es war am dritten Tag nach seinem Tode — erklärt er es in diesem Briefe für „seine teure Pflicht, für eine tröstende Aufgabe, dem unvergeßlichen Freunde nach Kräften ein biographisches Denkmal zu setzen, ihm selbst zur Befriedigung, den Freunden zur Erinnerung und allen, die es lesen, ein Hinweis auf dasjenige, was unvergänglich und erhaben über dem Treiben des Tags und dem Gewühle der Interessen und Leidenschaften liegt.“

Nicht ohne äußere Hemmungen, wie sie wohl keinem Biographen erspart bleiben und die hier im engen Kreis der schwäbischen Heimat erst recht natürlich waren — die

Hinterbliebenen fürchteten, die nun doppelt, theologisch und politisch, verfehmte Persönlichkeit des Biographen könnte dem Andenken des Toten schaden und Lebendige kompromittieren, — hat er, wieder einmal aus innerem Drang heraus, den „Christian Märklin“ als „ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart“ geschrieben. Im Lauf des Winters kam die Arbeit um so leichter zustande, je mehr hier das Herz mitarbeitete; aber da es Mühe kostete, dafür einen Verleger zu finden, so erschien das Büchlein erst am Ende des Jahres 1850.

Auf den Inhalt dieser Schrift einzugehen, ist nicht nötig; denn sie war ein Stück Selbstbiographie, ihr Inhalt ist daher von mir zu allem Vorangehenden bisher schon als beste Quelle mitbenützt worden. Was Strauß in Kapitel zwei bis acht von Klosterleben und Universitätsjahren, vom Vikariat und den wissenschaftlichen Reisen, von der Repetentenzeit und von Märklins Schrift über den Pietismus und endlich von ihrem mehrjährigen Zusammenleben in Heilbronn berichtet, das war wirklich so, als ob Strauß ein Stück aus seiner eigenen Lebensgeschichte zu erzählen gehabt hätte. Dagegen war er eben im Begriff, Heilbronn zu verlassen, als Märklins Beteiligung an der politischen Bewegung der Jahre 1848 und 1849 dort anhob: was er im zehnten Kapitel darüber und über seinen Tod berichtet, war also nicht miterlebt. Und war es doch auch. Wie er in den sieben ersten Kapiteln noch einmal die theologischen und religiösen Kämpfe ihrer gemeinsamen Jugendzeit an sich vorüberziehen ließ, so war es hier gegen Ende des Buches der Rückblick auf die Politik und die Abrechnung mit der württembergischen Demokratie. Jenes Blatt, das Strauß bei seiner Kammerrede über die Zügellosigkeit der Presse als Beispiel angeführt hatte, war das in Heilbronn erscheinende „Neckardampfschiff“, das bis dahin von kleinlichem Lokalhader gelebt hatte, seit dem 1. April 1848 aber in großer und ganz radi-

kaler Politik machte. Es pflanzte die Fahne der Republik auf und lud die Heilbronner ein, die Herweghsche Arbeiterschar, die man damals erwartete, „sittliche Menschen, die in gut geleiteten Vereinen in Frankreich die Prinzipien der Gesittung erhalten hatten“, und deren Absicht die Durchführung der Republik in Deutschland sei, brüderlich aufzunehmen. Dagegen verhöhnte es die konstitutionelle Monarchie als alte Lotterfalle und als einen Selbstwiderspruch, so ungereimt wie eine gußeiserne Pelzkappe. Die Scheu, die alleinseligmachende Staatsform der Republik mit Gewalt durchzuführen, wurde als spießbürgerliche Bedenklichkeit lächerlich gemacht, die Verfügungen des Märzministeriums gegen Ruhestörungen im Lande als reaktionäre Maßregeln bitter getadelt und vollends die Unterdrückung des badischen Aufstands mit Hilfe württembergischer Truppen als Eingriff in die Sondersouveränetät eines deutschen Volksstammes strenge verurteilt. Was durch Besitz und Bildung hervorragte, hieß Reaktionär oder Krebsritter in der witzigen Sprache des Blattes; jeder Versuch eines solchen, sich politisch zu betätigen, wurde als nicht länger zu duldende Bevormundung des Volkes dargestellt und als echter Volksmann nur der gelten gelassen, welcher Schürze und Kittel des Arbeiters trug.

Gegen diese Anschauungen trat Märklin auf. Die Republik, erklärte er offen, wäre in diesem Augenblick ein Unglück, dagegen forderte er Kräftigung und Fortbildung der konstitutionellen Staatsform. Das Kühnste aber, was in Heilbronn gesagt werden konnte, war, daß auch er den preußischen Staat für berufen erklärte zur Leitung der Angelegenheiten Deutschlands.

Das war Märklins politisches Glaubensbekenntnis: es entsprach ganz genau dem von Strauß. Und auch das politische Schicksal der beiden war ähnlich genug. Wie die Ludwigsburger in Strauß, so fanden in Heilbronn viele in Märklin den geeignetsten Kandidaten für das Frankfurter Parlament.

Nur war sein Gegner kein Pietist wie der von Strauß, sondern der radikale Bierbrauer Hentges, „ein Robert Blum im kleinen, freilich nur in demselben Maßstabe, wie Heilbronn ein Leipzig im kleinen heißen mag". Aber Märklin brachte es nicht einmal wie Strauß zum Durchfallen. Durch das Dazwischentreten eines dritten Bewerbers, des „Märzstadtschultheißen" Klett, einer Sache überdrüssig, die ihn in den ungleichen Kampf mit dem Unverstand auf der einen, mit der Intrigue auf der andern Seite verwickelt hatte, zog er noch vor der Entscheidung seine Kandidatur zurück. Natürlich siegte Hentges, der sich übrigens später vernünftiger zeigte, als seine Wähler von ihm vorausgesetzt hatten, die ihm deshalb ihr Mißfallen in Form einer Katzenmusik ausdrückten. Nach solchen Erfahrungen in „der verdorbensten politischen Atmosphäre" Heilbronns verstand Märklin wie keiner den Entschluß von Strauß, sein Mandat als Landtagsabgeordneter niederzulegen. Zu ihm hatte sich daher auch Strauß zuerst, unmittelbar danach zwischen Weihnachten und Neujahr 1848, geflüchtet: „bei dieser Gelegenheit sahen sich beide Freunde zum letzten Mal."

So war das Buch eine Abrechnung — wie in seinem ersten Teil mit seinen alten Gegnern, den Theologen, so hier am Schluß mit den neuen Feinden im demokratischen Lager. Wie seine Reden im Jahr 1848, so war auch diese Schrift eine „theologisch-politische". Es ist aber auch das Intimste und Wärmste, was Strauß geschrieben hat. Es war ja nicht die Geschichte eines Fremden, die da erzählt wurde, sondern die eines guten Kameraden, eines edeln Freundes, mit dem der Verfasser eine gute Lebensstrecke weit gewandert war und mit dem ihm ein Stück von sich selber verloren ging. Und was er erzählte, war ja zum guten Teil Selbsterlebtes: tua res agitur! hieß es, wenn irgend einmal, so hier. Er selbst meinte mit Recht, man sollte dieser Arbeit „ein wenig Herz und ein wenig Kunst anspüren." Glück freilich hat er mit dem kleinen feinen Büchlein nicht gehabt. Es war bestimmt,

ihm durch alle Stadien, das Niederschreiben ausgenommen, Verdruß zu machen. Schon jene Angst der Familie — „ein Bandwurm weiblicher Rücksichten und Vorurteile" — verdarb ihm, wenn nicht die Stimmung während des Schreibens, so doch die volle Freude am fertig Geschriebenen. Die Schwierigkeit, einen Verleger dafür zu finden — Bassermann in Mannheim übernahm es endlich —, ließ ihn den äußeren Mißerfolg voraussehen; und nachher konnte er mit Goethe sagen:

Mein Lied ertönt der unbekannten Menge.

Diese nahm es kalt und gleichgültig auf. Noch zitterte die politische Erregung in den Gemütern nach, hier aber handelte es sich in der ersten größeren Hälfte nicht um Politisches, sondern um etwas ganz Seitabliegendes, um Weltanschauungsprobleme und um die sogenannte „Pfarrersfrage". Wer interessierte sich 1849 und 1850 dafür? Die Welt schickte sich an, materiell und materialistisch zugleich zu werden, und hier bekam man ein Stück weltverlorenen Idealismus; der aber war seit dem Beginn der Reaktion direkt verpönt, um nicht zu sagen: geradezu verdächtig. Und ein Buch von Strauß, diesem theologischen Revolutionär! Daß er politisch konservativ, d. h. nicht republikanisch oder demokratisch, sondern gemäßigt liberal war, das war vergessen; in der Zeit der Kirchentage und der inneren Mission kannte man ihn nur wieder als den Verfasser des Lebens Jesu, und das war ein revolutionäres Buch gewesen: von Revolutionärem aber wollte das verängstigte deutsche Volk in dieser schlimmen Reaktionszeit überhaupt nichts mehr hören oder lesen; und so ließ es auch den „Christian Märklin" ungelesen. Die Kritiker aber wußten ohnedies nichts mit dem Buche anzufangen. Die politisch Radikalen ärgerten sich über das „schonungslose Gemälde, das er darin von dem Treiben einer hirnlosen Demokratie am Wohnort des Verstorbenen entworfen." Riehl wußte in der Allgemeinen Zeitung nur daraus zu entnehmen, „was bei der württem-

bergischen Klostererziehung herauskomme"; und L. Steub, ein Münchner Literat, mit dem Strauß persönlich verkehrt und dem er das Büchlein selbst geschenkt hatte, schrieb ähnlich so eine Rezension des Inhalts: „Die Beschreibung, die hier ein württembergischer Magister von dem Leben eines anderen württembergischen Magisters gebe, habe für solche, die nicht württembergische Magister seien, viel Ergötzliches."

Das konnte freilich nur in München — „beim Bierglas" — passieren, meint Strauß; und so verleidete ihm dieses törichte Gerede aus seinem Umgangskreis heraus diesen und damit den Aufenthalt in München überhaupt, an dem er im ersten Augenblick wirkliches Gefallen und Behagen gefunden hatte. Hier fand sein wundes Gemüt Trost bei der Kunst, zunächst in Theater und Konzert. Wir kennen ja seit seiner Freundschaft mit Vatke sein Verhältnis zu Mozart und Beethoven, seine Liebe zur Musik hatte sogar die Brücke geschlagen zu seinem Sichverlieben in „die schöne Sängerin"; aber sie erwies sich stark genug, um das Persönliche daran zu überdauern. Die musikalischen Sonette im poetischen Gedenkbuch stammen aus der Münchner Zeit, sie sollten während des Karnevals, „wo in den Sälen die Konzerte schweigen", eine Art Ersatz schaffen, durch sie „wollte er die Muse zu sich herbeschwören, daß sie mit ihm im stillen musiziere". Und neben die Musik treten in München ganz von selbst auch die bildenden Künste, neben die musikalischen Sonette die Epigramme aus der Glyptothek. Der Sinn dafür war ihm spät, zuerst wohl durch seinen Freund Vischer und dessen Reisebriefe aus Italien, dann durch die Sammlungen in Stuttgart erschlossen worden. Jetzt kam er auch zu diesen Künsten in ein näheres Verhältnis. Dabei ist für den neuhumanistisch Gebildeten, der „mit seinem Schönheitssinn im altgriechischen Stil wurzelte", bezeichnend, daß ihn die Antikensammlung der Glyptothek vor allem anzog und entzückte; und —

„wer sich am Alten gelabt, trinkt nicht vom Neuen sogleich“. Noch kehrte er von Rubens rasch wieder zu den farblos unsinnlichen Marmorbildern zurück. Was ihm diese Kunstwerke bedeuteten, das sagt er uns in dem „Einlaß“ heischenden Epigramm am besten selber:

Götter und Göttinnen ihr, ehrwürdige, Helden und Kaiser,
Laßt in den heiligen Raum, den ihr bewohnet, mich ein.
Fremd und gedrückt empfind' ich mich unter den lebenden Menschen:
Marmorne Schatten, bei euch fühl' ich mich wohl und daheim.

Aber auch Menschen fand er in München, nicht bloß solche, mit denen er die Abende am Stammtisch beim köstlichen Münchner Bier — wenn es einmal schlecht ist, klagt er beweglich darüber — verkneipen und verplaudern konnte, sondern auch solche, denen er sich näher anschließen mochte. So vor allem den Orientalisten und Historiker Neumann, damals Professor in München[1]), mit dem er viel spazieren ging und in dessen Familie er auch gerne den Abend verbrachte. Dessen politischer Radikalismus, sein „furor democraticus“, reizte ihn freilich zuweilen so, daß er sich ein paar Tage von ihm fernhielt; über den „Märklin“ wäre es auch mit ihm beinahe zum Bruch gekommen. Aber der scharfe jüdische Verstand des Mannes war ihm zum Disputieren und Debattieren unentbehrlich; daß sein Geist nicht einrostete, verdanke er, meint er, dem Umgang mit ihm. Und auch mit der gebildeten Hausfrau verkehrte er gerne, abends lasen sich die drei wohl zusammen vor; auch zum Weihnachtsabend war er dort; und dabei bot ihm das kleine Töchterchen Neumanns einen wehmütigen Ersatz für die eigenen Kinder, die noch immer fern von ihm in Stuttgart bei der Mutter waren. Von ihnen bekam er Nachrichten und Grüße durch die getreue Emilie Sigel,

[1]) Karl Friedrich Neumann wurde wie Reyscher in Tübingen ein Opfer der Reaktion und 1852 als zu liberal seiner Professur enthoben; seit 1863 lebte er in Berlin, wo ihn Strauß wieder traf.

mit der er eben deshalb wieder in Korrespondenz gekommen war. Und eine große Freude war es, als dann die Kinder selbst auf vier Wochen zu ihm nach München kamen. Fritz bekam die Masern und mußte gepflegt werden, mit Georgine lernte er eifrig, da er fand, daß sie im Stuttgarter Katharinenstift, dieser „Affenanstalt", nicht sonderlich gefördert war. Beim Gehen der beiden ist dann seine Stimmung freilich zwischen Weinen und Knirschen. Es war doch nur „ein Haben gewesen, als hätte man nicht". Und wenn gar noch plötzlich die Mutter in München auftauchte und unter dem Schein von Wiederannäherungsversuchen den Frieden seines Hauses störte, so floh er an den Starnberger See, hinaus in den Frieden der Natur, von der er aus seinem Faust wußte:

Ob er heilig, ob er böse,
Jammert sie der Unglücksmann.

Aber alles das half nichts. Er war, wenn er sich auch gelegentlich aufraffte und zusammennahm, unheilbar verstimmt, „wie ein Sopha, an dem die Federn lahm sind"; für sein eigenes Leben „konnte er keinen Boden, keine Luft, keine Sonne mehr finden"; „mir ist alles genommen". „Wenn wir noch Klöster hätten", seufzte der, den die Welt für einen Antichristen und einen kühlen Verstandesmenschen erklärt hatte; und mehr als einmal entringt sich ihm der Jammerlaut: „Ich wollt', ich läg' unter der Erde." In solcher Stimmung, die freilich „unter Null" war, halfen dann auch Reisen nichts. In Kissingen, wo er 1849 und 1850 mit dem kranken Bruder zusammentraf, „hat er niemand zum Schwärmen"; mit einer Jüdin, die ihm gefällt, „findet er nicht den Rank anzubändeln"; von Landsleuten, die er dort trifft, schreibt er: „so sklavisch und borniert württembergische Naturen sind mir im Ausland zuwider." Besser behagte ihm Weimar, — darüber werden wir bald mehr hören. Auch an Rom dachte er; sein Vetter Ruoff sollte ihn dorthin begleiten. Aber da dieser nicht

dazu zu bewegen war, begnügte er sich mit Venedig. Diese Reise zu Anfang des Jahres 1851 war doch nicht so ergebnislos, wie es gelegentlich aus Briefäußerungen herausklingt. Da hören wir freilich, Venedig mache ihm wenig Vergnügen: „kein Wein, kein Wasser, keine Gesellschaft"; auch vermißt er menschlich lebendige Schönheit. Nur die Berührung mit italienischer Kunst will er als Gewinn gelten lassen: eifrig studiert er sie, legt sich historische Tabellen an und resümiert sich endlich dahin: „Tizian bewundere ich, Veronese achte ich hoch, Bellini liebe ich innig." Aus Wien, wo er Laube aufsuchte, vertreiben ihn die Wanzen; in Dresden hat er durch die Galerie glückliche Stunden; aber von Gutzkow, vor dessen „Rittern vom Geist" er Respekt hat, und von Berthold Auerbach, einem seiner einstigen Zuhörer in Tübingen, findet er: „Der Literat in allen diesen Menschen ist eitel, neidisch, klatschsüchtig."

Für Emilie Sigel hat er ein förmliches Tagebuch über diese Reise geschrieben, und dieses lautet nun aus den Eindrücken des Augenblicks heraus doch anders, als solche verstimmten Äußerungen. Ich füge es hier im Wortlaut ein.

Verona, den 8. April 1851.

Mein Versprechen, Ihnen womöglich schon von der Reise aus zu schreiben, war im stillen so gemeint, daß ich dies tun würde, wenn es mir gut gehe. Und da dies bis jetzt mehr, als ich hoffen konnte, der Fall war, so will ich dem freundlichen Schicksal, das es so fügte, meinen Dank dadurch abstatten, daß ich Ihnen erzähle, wie artig es gegen mich gewesen ist. Ich schreibe dies, nachdem ich von einem Gange nach Hause gekommen, auf dem ich das oben abgebildete Denkmal Römischer Größe [1]) mit Andacht in Augenschein genommen, in einer Abendstimmung, so still glücklich wie ich lange keine mehr gehabt habe. Und dieses Glück

[1]) Das Amphitheater zu Verona

rührt eben daher, daß das Schicksal, oder wie wir das Höhere, über uns Waltende nennen wollen, mir bis jetzt so freundlich gezeigt hat, daß ihm doch noch etwas an mir liegt.

Gleich anfangs hat es mich ganz wie sein Kind behandelt, mir einen Gefallen getan, von dem es selbst am besten wußte, daß er an sich nichts wert war, aber doch auf mich viel Eindruck machen würde.

Ein Hauptzweifel nämlich, der mich über die Route, die ich nehmen wollte, umtrieb, war der, ob ich auf dem Weg nach Verona von der Straße abgehen und den Gardasee besuchen sollte, wohin mich die gerühmte Schönheit seiner Ufer lockte, aber der Mangel einer Postverbindung usw. abschreckte.

Wie ich nun in den Eilwagen steige, treffe ich da einen Sekretär des Königs von Bayern, der zu diesem — an den Gardasee reist.

Ein gutherziger Reisegefährte, wie diese Bayern, selbst die Hofleute sind, war gefunden, und so war mein Entschluß, diesen See zu besuchen, gefaßt.

Reise — Schnee und wieder Schnee, schon zwischen München und dem Starnberger See;

Scharnitz, die Grenze zwischen Österreich und Bayern, tief verschneit, ein Bube von drei Jahren (es ist eine einsame Zollstation) strampft mit Wonne im frischgefallenen Schnee, und sein Hund, gleichfalls extravergnügt, steigt ihm mit den Vorderfüßen von hinten auf die Achseln. Inzwischen und während unsere Pässe visiert werden, stellt sich der Postillon kältehalber an einer Mauer wie ein Spalierbaum in die Sonne. Immer mehr Schnee und Frost, wobei der Sekretär, auch für mich, für Heu und Teppiche sorgt. Selbst nachdem der Brenner, der höchste Gebirgspaß, passiert ist, will die Kälte kaum abnehmen. Ich äußere gegen den Sekretär die Vermutung, daß am Ende alles, was man von der milden Luft Italiens erzählt, Märchen sein möchten, und mache mit ihm aus, wer den andern zuerst mit Grund

auf milde italienische Luft aufmerksam mache, dem müsse der andere eine Flasche vom besten Welschtiroler Wein auftischen. In Trient trafen wir mit einem Passagier zusammen, der meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und so gewann mir der gefl. (? verfl.?) Sekretär die Wette ab, denn nun hatte sich wirklich eine recht liebliche Frühlingsluft eingeschlichen. Jener Passagier war ein alter Karthäuser Mönch, der, aus der Schweiz durch den Umschwung des Freischarenkriegs vertrieben, sich nun in die Karthause bei Pavia zurückzuziehen gedachte. Die kindliche Einfalt des alten Mannes rührte mich, und ich wäre imstande gewesen, hätte ich nicht das Sonderbare gefürchtet, ihn um seinen Segen zu bitten. Im Wagen betete er lange, lange aus seinem Brevier, nachdem er zuvor gefragt hatte, der wievielte heute sei; er war der Meinung, es sei der 23. (März), da doch der 7. April war. Nachdem er aus dem Brevier gebetet, betete er aus dem Herzen, aber darüber schlief er bald ein, und sein Hut, der zum Wagen hinausstürzen wollte, wurde nur durch mich aufgefangen.

Gardasee—hundekalt, grauer Himmel, die Wolken in halber Höhe der umgebenden Berge. Demokratisches Wetter, denn der König von Bayern ist auf dem Schiff, der es gewiß besser gewünscht hätte. Seinen Kammerdiener lerne ich bewundern. Ein alter, grauer Mann, aber jeder Schritt wie vom Tanzmeister, keinen Zahn mehr im Mund, aber doch eine gewisse Grazie im Gesicht. Ganz Aufmerksamkeit, ganz Dienstbeflissenheit, aber auch in der Erniedrigung eine gewisse Würde — Ideal eines Kammerdieners. Daß er einen Tubus um den andern für seinen Herrn aus der Tasche zog, hätte Kauffmann gefreut, weil er da der aufgelegte graue Mann aus dem Peter Schlemihl war. Die Ufer des Sees sind zwar noch ohne frisches Grün, außer ein wenig Gras und Weiden, die jetzt auch bei uns grün sind (auch blühen die Pfirsiche wie bei uns), aber Wälder von Oliven mit ihrem überwinternden grauen und Lorbeer mit ihrem hellen Grün

sind zu sehen, und dazwischen die Pflanzungen von Orangen und Zitronen, jetzt noch mit Brettern verdeckt wie unsere Frühbeete. Doch das Liebste, was ich auf dem Gardasee sah, war mir der Kommandant unseres Dampfschiffes, ein österreichischer Leutnant von — 18 Jahren, eine so liebe Knabenjünglingsgestalt, wie sie mich innig rühren können. Nachdem sein Dienst beim König vorbei war, sprach ich ihn italienisch an und er antwortete lieb und natürlich; bald fand sich, daß er ein Deutscher sei, obwohl in Venedig geboren; um so herzlicher unterhielt ich mich mit dem frischen unschuldigen Menschen und hatte die Genugtuung, daß er mir beim Abschied von selbst die Hand reichte und den Wunsch aussprach, mich auf dem Rückweg wieder zu sehen. Ich werde dieses liebenswürdige Menschenbild nie vergessen.

Verona. Zufällige Empfehlung bringt mich in das Gasthaus, wo ich dies schreibe, und der Zufall unserer Ankunftszeit an eine kleine Tafel älterer italienischer Herren, die ich natürlich so wenig kenne, als sie mich. Meine Erwähnung des Amphitheaters, das ich im Hereinfahren gesehen, bringt einen Diskurs auf die Bahn, in welchem diese Herren so viel Sachkenntnis, und besonders einer so viel Geistestiefe verraten, daß ich im Innersten erwärmt, meinem bischen Italienisch alle Schleusen öffne und das Glück habe, daß die Herren aufmerksam auf mich hören und nachher sogar mein Italienisch loben. Jenem einen gebe ich nach Tisch meine Karte und bitte, ihn morgen besuchen zu dürfen; es ergibt sich, er ist Professor der Geschichte an der Universität Padua, auch die anderen lauter Professoren, die Auslese von da, hierher berufen, um die Universität neu ordnen zu helfen. Die Herzlichkeit, mit welcher der Mann den Zufall begrüßt, der ihm meine Bekanntschaft verschafft, die Wärme unserer Unterhaltung, da er auch in politischen Dingen durchaus mit meiner Mittelstellung zusammenstimmt, würde auch Sie erfreut haben, wie mich,

der ich nie denken konnte, in Italien Männer zu finden, unter denen ich wie zu Hause wäre.

Am 9., morgens.

Guten Morgen, liebe Emilie; der Frühling kommt — mit einem Landregen. Nicht gut für meinen Kirchgang heute, weil es nämlich ein Kirchengang ist. So muß ich ihn eben mit dem Schirm machen und damit auch diesen Brief auf die Post tragen. Heute abend oder morgen früh geht's nach Vicenza, wo ich auch ca. 1 Tag bleiben werde, dann, ohne Aufenthalt in Padua, nach Venedig, um von da aus einen Abstecher nach Padua zu machen, wenn meine Freunde, die Professoren, wieder dort sein werden, welches in der Charwoche der Fall sein wird.

Padua, den 22. April 1851.

Aus Venedig einen Brief von mir zu erhalten, konnten Sie so bestimmt erwarten, als ich im Sinne hatte, Ihnen von da zu schreiben; und doch, nach einem 10 tägigen Aufenthalt in Venedig, fange ich diesen Brief an Sie nicht dort an, sondern im „goldenen Kreuz“ in Padua, wohin ich gestern einen Ausflug unternahm, um diesen Abend noch einmal in die Lagunenstadt zurückzukehren. Denn man wird nicht fertig mit diesem Meerwunder, immer ist noch etwas zu sehen übrig, und je fester man sich vornimmt, niemals mehr in dieses Labyrinth zurückzukommen, desto weniger will man etwas ungesehen zurücklassen. Es ist eine unendlich merkwürdige, aber auch unendlich unbehagliche Stadt. Und darin haben Sie auch den Grund zu suchen, warum ich dort zu keinem Brief an Sie (sonst ohnehin an Niemand) kam, — daß ich nämlich nicht eine einzige behagliche Stunde hatte. Den ganzen Tag rennt und läuft man nach den Sehenswürdigkeiten, die, selbst wenn man die Hauptwege in einer Gondel macht, noch genug Laufens erfordern; dann Abends, statt sich zu einem Glas Wein zu

setzen, muß man, um nicht allein zu sein, abermals eine Stunde oder mehr auf dem Marcusplatz auf- und ablaufen, so daß, kommt man endlich gegen 10 Uhr nachts nach Hause, man froh ist, zu Bett gehen zu können. Soll ich in 2 Worten ausdrücken, was einem Ludwigsburger Venedig so unbehaglich macht, so ist es 1. der Mangel an allem Grün, und 2. die engen Gassen, wo jedes Wegfinden, ohne zu fragen, unmöglich ist. Bekanntlich sind die Straßen in Venedig im Durchschnitt so schmal, daß man die Häuser zu beiden Seiten mit ausgestreckten Armen erreichen kann (das Militär marschiert beim Auf-die-Wache-ziehen in Gansreihen auf), und alle 100 Schritt wenden sie sich, man sieht auf keinen Platz, keine Kirche, nach der man sich richten könnte, daher war ich 8 Tage in Venedig, ohne meine vom Marcusplatz gar nicht weit entfernte Wohnung auch nur einmal ungefragt finden zu können.

So weit in Padua. — Diesen Guten Morgen schreibe ich in Venedig, in einem Kaffee, bei einem Glas Cyperwein, womit ich mich nach 4 Kirchenbesuchen zu 4 weiteren stärke. Mein Ziel bei diesem Gange ist hauptsächlich Giovanni Bellini, aber ein anderer, als der Opernbellini, ein Maler des 15. Jahrhunderts, dessen Madonnen und Christkinder einen wie die Wahrheit und Treue selbst ansehen[1]). Guten Morgen, l. Emilie, Mittwoch nach Ostern, ¼ auf 12 Uhr.

Abends in meinem Zimmerchen im Gasthof zur Luna (vor meiner Reise nach Padua wohnte ich in der Aquila d'oro, wo mir die Aussicht zu wenig war); Aussicht in den kleinen Garten des kaiserlichen Palais, weiterhin auf die Lagunen und ein Stück von Venedig. Morgen gedenke ich mein Tagwerk in Venedig zu endigen, und in der Nacht um 12 Uhr nach Triest in See zu gehen, um den Rückweg über Wien zu machen. Heute sah ich unter anderem in einer Kirche

---

[1]) In einem Brief an Vischer vom 13. Mai 1851 spricht er ausführlicher von seiner Reise „als Kunstreise“ (ausgew. Briefe Nr. 264).

eine Madonna von einem uralten Maler, der sie als Schutzherrin der Gemeinde dadurch darstellt, daß er sie eine Menge Menschen unter ihren Mantel nehmen läßt. Da dies im Verhältnis zur Madonna lauter kleine Figürchen sind, so scheinen die Kinder diese Madonna als die ihrige zu betrachten, wenigstens war die Kapelle, worin das Bild sich befindet, fast mit lauter knienden Kindern besetzt, welches einen rührenden Eindruck machte. Von einer Freundin habe ich heute auch noch Abschied genommen, die ich mir schnell in Venedig erworben, ihr noch einmal die goldenen Haare gestreichelt und die letzten Liebkosungen mit ihr getauscht. Hoffentlich erraten Sie, daß von einer Katze die Rede ist, die mein Herz erobert hat und gewiß auch das Ihrige erobert haben würde, wenn Sie sie gesehen hätten. Denken Sie sich einen alten Palast, der in ein Magazin von verkäuflichen Raritäten, alten Gemälden, Rokokomöbeln aus den alten Zeiten Venedigs verwandelt ist. Gegen die Straße hat er eine Glastüre mit großen Fenstern, hinter diesen Fenstern sitzt auf einem alten Pult beständig ein großer, roter Kater, der sich, wie ich hineintrat, gleich erhob, sich von mir streicheln ließ und mich durch das ganze Etablissement begleitete. Man erzählte mir, der Eigentümer der Sammlung behaupte, ihm könne nichts gestohlen werden, ohne daß ers erfahre; ich bin geneigt, diese Katze für eine Art von Hausgeist zu halten. Heute nun machte ich bloß der Katze einen Besuch, und die Leute, die mich schon kennen, ließen mich ganz unbeschrien kommen und wieder gehen. Da ich einmal an Schönheiten bin, so sei hier beiläufig bemerkt, daß mich in dieser Hinsicht Venedig ganz getäuscht hat; ich habe hier lediglich nichts gesehen, das mir ans Herz gegangen wäre, dagegen in Padua auf dem Theater das Ideal eines Blumenmädchens (das war ihre Rolle im Stück); sie heißt Anna de Martini (so stand's auf dem Zettel) und schien mir höchstens 16 Jahre alt zu sein; das Profil, das ich liebe, dadurch gemildert, daß die Nase, ob-

wohl nach deutschem Maßstab nicht klein, doch nach italienischem eine Neigung zum Stumpfnäschen verriet; allerliebst. Nun muß ich noch einmal auf den Markusplatz kommen, diesen Gesellschaftssaal unter freiem Himmel, von der Größe eines bedeutenden Marktplatzes, durchaus mit Marmorquadern gepflastert, von 3 Seiten mit Palästen und Hallen, auf der 4. durch die Markuskirche geschlossen, die Anfangs dieses Briefs abgebildet ist — (für mich der wunderbarste Bau Venedigs, wie ein aus dem Meer aufgestiegener Nixenpalast). Da geht nun also alles von 7—10, 11 Uhr auf und ab, von den Gaslampen, die rings um den Platz her brennen, beleuchtet, teils unter den Hallen, wo vor den Kaffees besetzte Tische und Stühle stehen, teils auf dem freien Platze selbst; hier treffen sich Bekannte, wie ich z. B. heute den hiesigen deutschen Arzt, dessen Bekanntschaft ich gemacht (gottlob nicht als Patient, obwohl ich gleich anfangs durch Erkältung einen Katarrh bekam), noch einmal zu sprechen hoffe.

Fortsetzung 8½ Uhr im Speisehaus Gallo bei ½ Flasche Ofener Wein. Der Freund in Padua hielt sich trefflich, führte mich überall herum und nahm zärtlichen Abschied. Er hatte mich bis zuletzt nicht für den Dr. St. gehalten; als es sich im Gespräch ergab, gestand er, den hätte er sich anders vorgestellt, und nicht tanto gentile e umano, wie er mich finde. Am meisten gelacht habe ich hier am schrecklichsten Ort, in den alten Kerkern Venedigs, in welche der alte Aufseher sich amtshalber so verliebt hatte, daß er sie als die angenehmsten Logis von der Welt darzustellen suchte. Einen besondern Zahn hatte er auf die Schriftsteller, die so schreckliche Märchen (Lügen, so groß wie der St. Markusplatz, sagte er) über diese Gefängnisse ausgebreitet haben. Die Herren Schriftsteller, sprach er mit Nachdruck, sollen erst kommen und sehen und dann schreiben. Übrigens hat er so unrecht nicht; diese Kerker sind besser als ihr Ruf.

Guten Morgen, l. Emilie! d. h. guten Abend, denn es ist bald 5 Uhr (am 24.).

Mein Tagewerk in Venedig ist nun getan, das Billet auf das Dampfschiff gelöst, mit dem ich diese Nacht nach Triest reisen werde. Diesen Morgen war ich noch in der Gondel in einigen Kirchen am äußersten Saume Venedigs, die ich bis dahin noch nicht besucht hatte, aber nicht unbesucht lassen wollte, weil sie Bilder meines teuren Bellini enthalten. Bei der Gelegenheit kam ich durch mehrere der abgelegenen Quartiere der Stadt, wo man deren traurigen Verfall recht sehen kann. Die Häuser, zum Teil ehemalige Paläste, sind mehr als nur halbe Ruinen, ganzen Stockwerken fehlen oft die Fenster; einen Balkon sah ich, dessen Einfassung herabgefallen und durch einen herumgespannten Strick ersetzt war. Vor den 2 Säulen, die Sie hier oben sehen, steht das Dampfschiff, mit dem ich abfahren werde.

Zum Wappentier sollte sich Venedig eigentlich den Taschenkrebs gewählt haben, wie einen solchen eine griechische Stadt Siciliens wirklich auf ihren Münzen führte, während Venedig vornehmer sich den geflügelten Löwen des heiligen Markus erkoren hat. Das eigentliche, lebendige Stadttier aber ist hier, wie gesagt, der Taschenkrebs. Fährt man durch die Kanäle der Stadt, deren Häuser bekanntlich ins Wasser selbst hineingebaut sind, so sitzt unten an den Mauern, wo das Wasser sie bespült, alles so voll von Taschenkrebsen, wie bei uns zu gewissen Zeiten die Fenster mit Fliegen. Auch die Jugend, wie sie bei uns einen Maikäfer am Faden fliegen läßt, so sah ich gleich in den ersten Tagen ein paar Jungen, die einen armen Taschenkrebs am Faden durch die Straßen zogen.

Der Morgen war hier sehr heiß und hell, jetzt ist's ein wenig weiß überlaufen und windig, doch das ist der tägliche Wechsel schon seit mehr als 8 Tagen, und immer sieht man um 10 Uhr wieder die Sterne, und in der Frühe geht die Sonne wieder heiter auf. Und so, hoffe ich, soll mich das

Schiff ohne Seekrankheit in die deutsche Heimat zurücktragen, die zwar in Triest noch nicht recht anfängt, doch werde ich, nur nach wenigen Stunden Aufenthalt, von da weiter nach Wien gehen, wohin man den größten Teil des Weges schon Eisenbahnen hat. In Wien gedenke ich hierauf etwa eine Woche zu bleiben, um nach 4 wöchentlicher Abwesenheit in meine Stiefheimat München zurückzukehren. Denn die wahre werde ich wohl mein Leben lang nicht mehr erreichen, und gebe mich schon darein, ich, der reiseunlustigste aller Menschen, zum beständigen Flüchtling und Pilgrim bestimmt zu sein.

Von Wien aus erhalten Sie noch einen Brief von mir; jetzt will ich diesen zu befördern suchen; ich sorge immer, trotz der österreichischen Frankokarten, wovon mir der Postsekretär in Verona sagte, damit sei der Brief frei bis ans Ende der Welt, — müssen Sie doch noch etwas dafür zahlen.

Dresden, den 4. Mai 1851.
(Heller Sonntagmorgen.)

Sie werden sich wundern, teuerste Emilie, daß meine Reisebriefe Wien überschlagen, wo Sie sich, wie ich selbst, gleichfalls einen längeren Aufenthalt gedacht haben werden, und daß Sie nun gar einen von Dresden aus erhalten, wohin ich eigentlich gar nicht im Sinne hatte, meine Reise auszudehnen. Allein das Schicksal verfährt mit Ihrem Freunde nach einer unerbittlich strengen Regel: alles Geistige, alles, was mit seiner literarischen Stellung zusammenhängt, gewährt es ihm vollauf; sein bloßer Name genügt, daß an jedem Orte die gebildetsten, besten Menschen sich beeifern, ihm Dienste zu leisten; eine Fülle von neuen Kunstanschauungen und Ideen strömt ihm zu, ein Schatz, an dem er den ganzen Rest seines Lebens hindurch zu zehren haben wird: — aber alles behagliche Glück anderer Menschenkinder, woran auch er seinen Teil haben möchte, das versagt ihm sein Schicksal mit eiserner, ja höhnischer Folgerichtigkeit. So

mußten ihn aus Wien, wo er nach den Mühseligkeiten des fremdartigen Venedigs eine Woche voll Behagens sich versprochen hatte, — sobald das Nötigste gesehen und ein paar literarische Bekanntschaften gemacht waren, nach 4 Tagen die Wanzen wörtlich hinausbeißen (es war nämlich durch einen merkwürdigen Unstern Wien gerade so voll von Fremden, daß in einem wanzenfreien, d. h. neuen Gasthof an kein Unterkommen zu denken war), und nur, um nicht mit diesem Verdruß nach Hause zu kommen, auch weil ich nach so vielem Reiseungemach zweifeln mußte, ob ich so bald wieder zu einer Reise kommen würde, entschloß ich mich, den Besuch Dresdens, den ich eigentlich für den Herbst bestimmt hatte, gleich an die jetzige Reise anzuhängen.

Es ist dies auch ganz gut so, wie ich nun sehe, da der Kreis malerischer Anschauungen, in dem ich mich auf der ganzen Reise bewege, in der hiesigen Galerie seinen würdigsten Abschluß findet. Dieser Galerie wohne ich gegenüber, im Hotel de Saxe, an dem Neumarkt, und bin nun hier zum erstenmal auch mit der Wohnung zufrieden. Die Galerie und ihre Gemälde kann ich Ihnen nicht schildern wollen, ebensowenig die Aussicht von der Elbebrücke oder der Brühlschen Terrasse (und so wenig ich der nur einmal auf der Welt vorhandenen Aussicht vom Markusturm in Venedig in meinem früheren Briefe gedacht habe); nur so viel, daß mich das Studium jener Kunstwerke beglückt, so sehr, daß ich bis jetzt nicht einmal eine literarische Bekanntschaft zu machen gesucht habe, welches ich jedoch heute tun und dem Dichter Gutzkow einen Besuch machen werde.

Auf dieser ganzen letzten Strecke meiner Reise bin ich durch die Heimat meiner Frau gezogen: sie ist in Wien geboren, in Theresienstadt in Böhmen aufgewachsen und hier in Dresden musikalisch gebildet worden; besonders der Anblick von Theresienstadt stimmte mich weich, und

ich gab ihm meinen Segen für alles Gute und Böse, das ich daher empfangen.

Unter dem Guten verstehe ich besonders die Kinder; sie sind doch gesund geblieben, und ich darf bei meiner Rückkehr nicht vor übeln Nachrichten bange sein?

Mittags halb zwei. — Soeben komme ich vom Besuch bei Gutzkow zurück, der mich nach Tisch (hier speist man um 2 Uhr) mit seiner Familie zu einer Landpartie in den Plauenschen Grund abholen wird. Der treffliche Mann dachte schon an eine Gesellschaft aller möglichen hier lebenden Schriftsteller und Künstler, die er meinetwegen zusammenrufen wolle, bis ich ihm bedeutete, daß mir der engste Kreis der liebste, und es mir nur um wenige, aber solche Bekanntschaften zu tun sei, die geeignet sind, im Herzen fortzuleben. Auf den Abend ist Don Juan, und so scheinen die bisherigen musikalischen Leiden[1]) dieser meiner Reise einmal einer musikalischen Freude Platz machen zu wollen. Die Sachsen sind ein freundliches, zutrauliches Völkchen. In einem Gartenkonzert auf der Brühlschen Terrasse fragte mich gestern eine alte Dame nach der Uhr, und ich gab ihr mit Vergnügen Auskunft. Aber die Gute glaubte mir auch den Grund schuldig zu sein, warum sie fragte; wir erwarten, setzte sie hinzu, zwei junge Menschen, Lehrlinge in der Salomonsapotheke, die um 7 Uhr zu kommen versprochen haben. Da es ½8 Uhr vorbei war, so wollte die Dame schon die Hoffnung aufgeben; doch beruhigte ich sie durch die Bemerkung, daß sie vielleicht durch Geschäfte über die Zeit aufgehalten worden seien, und siehe da, indem wir noch redeten, kamen die 2 Lehrlinge in der Salomonsapotheke zur Türe des Gartensaals herein.

Am 5., geschwind noch vor Tisch: Für einen Vater, der ein Töchterchen hat, gibt es nichts Rührenderes als ein Bild, das in den von mir besuchten Galerien häufig wiederkehrt: Maria

[1]) Über seine musikalischen Leiden und Freuden auf der Reise s. den Brief an Kauffmann, Ausg. Br. Nr. 263.

als kleines Mädchen, wie sie sich dem Tempeldienste widmet. Vor dem Tempel eine hohe Treppe, oben der Hohepriester wartend, die Treppen steigt das blonde Mädchen mit einem Lichtlein in der Hand hinauf, ringsum Volk, das auf das Kind hinsieht. Guten Tag, l. Emilie, ich werde zu Tisch gerufen.

Nach Tisch. — Gestern nachmittag machte ich also die Landpartie mit Gutzkow, Auerbach und deren Frauen; die Gegend ist wirklich recht hübsch; kaum ½ Stunde von der Stadt hat man die romantischsten Berg- und Felspartien. Und alles auf Weg und Stegen voll Menschen, d. h. spazierengehenden Dresdenern. Was anderer Leute Frauen betrifft, so habe ich mir zwar seit meinen eigenen Unfällen zum 11. Gebot gemacht: „Du sollst nicht richten über deines Nächsten Weib, noch sein Kind, — Knecht, — Magd, — Ochsen, — Esel etc.", doch weil Loben nicht zum Richten gehört, so darf ich von Gutzkows junger Frau (er ist seit einem Jahr zum zweitenmal verheiratet) sagen, daß sie eines der lieblichsten Geschöpfe ist, die mir jemals vorgekommen. Sie ist eine Frankfurterin, durchaus frisch und naiv und doch von den gewandtesten Formen.

Den 6., Morgens 9 Uhr, in Erwartung eines Malers, der mich in die Galerie abholen soll. Nun, liebste Emilie, fängt mir sogar das Behagen zu kommen an, aber nun muß auch geschieden sein, — morgen, längstens übermorgen reise ich, und zwar ohne Unterbrechung, nach Hause. Eben die Bekanntschaften, die man an einem solchen Orte macht und die uns den Aufenthalt verschönern, sind es auch, die einen wieder forttreiben: sie opfern einem ihre Zeit, und so würde man ihnen in die Länge lästig. Nun erwarte ich sobald als möglich einen Brief von Ihnen zu erhalten; wenn Sie brav waren, so haben Sie unterdessen bisweilen eine Zeile für mich aufgeschrieben, die Sie nun gleich abschicken können, — und doch bin ich wahrscheinlich immer noch vor Ihrem Briefe zu Haus, der übrigens, wenn er vorher kommt, mir wohl aufgehoben wird.

Guten Morgen für heute; später noch eine Zeile, wenn ich den Brief abgehen lasse.

½2 Uhr. Von einem Gang durch die Gemäldegalerie in Begleitung eines Malers und durch die Antikengalerie in Begleitung des Direktors zurückgekehrt, mache ich diesen Brief zum Abgang fertig."

Wie er aber dann nach Hause kam, da war trotz solcher großen und beglückenden Eindrücke die Verstimmung, der er durch die Reise hatte entrinnen wollen, wieder da: wie er sie mit hinausgenommen, so hat er sie auch wieder nach Hause zurückgebracht. Die Wunden waren eben noch zu neu.

Ein kleines Nachspiel dieser Reise war mehr lustig als ärgerlich. Aus Wien hatten ihn, wie er schreibt, schon nach vier Tagen die Wanzen vertrieben. In die Presse aber kam die Nachricht, seine rasche Abreise sei keine freiwillige gewesen, er sei von der k. k. österreichischen Polizei aus Wien ausgewiesen worden. Daß das die demokratische Presse seiner Heimat hämisch glossierte, hat ihn nur in seinem Urteil über sie bestärkt.

Da kommt plötzlich ein Neues in sein Leben. Im Herbst 1851 mußte die Mutter den nunmehr sechsjährigen Sohn dem Vater herausgeben: das war Gerichtsbeschluß. Aber sie fügte freiwillig auch gleich die Tochter hinzu. Was sie dazu bewogen hat, weiß ich nicht. Ich kann mich des Verdachtes nicht erwehren, daß sie es satt hatte, Mutter zu spielen. Bis dahin hatte sie wohl noch gehofft, durch die Kinder zur Wiedervereinigung mit dem Vater zu gelangen. Diese Hoffnung gibt sie jetzt auf, und damit verloren die Kinder für sie an Interesse und Wert. Aber wie gesagt, das ist mein ganz persönlicher Eindruck, mit dem ich ihr vielleicht unrecht tue. Für Strauß aber war damit das Leben „à la Bohêmienne", das so gar nicht zu ihm gepaßt hatte, zu Ende. Er mußte wieder einen Haushalt führen, und als Ort dafür wählte er Weimar, wo es ihm zwei Jahre vorher bei kürzerem Aufenthalt wohl gefallen hatte.

Aber ehe wir ihn dahin begleiten, zuvor noch die Frage: was tat er denn in all der Zeit? Was arbeitete er? Und warum suchte, warum fand er nicht in der Arbeit das Allheilmittel, das ihm alles andere, Kunst, Natur und Menschen, versagte? Von einer seiner Arbeiten haben wir ja eben gesprochen, von seinem „Christian Märklin". Und wirklich: Strauß war inzwischen wieder etwas geworden — Biograph. Doch das ist ein weitschichtiges Kapitel, das uns zuerst noch einmal in die vierziger oder gar in die dreißiger Jahre zurück und dann mit einem Ruck weit hinaus bis gegen die sechziger Jahre hin führen wird. Davon muß im Zusammenhang die Rede sein.

Achtes Kapitel.

Strauß als Biograph.

Wie Strauß zum Biographen wurde? Ich denke, das ist leicht zu verstehen. Das Leben Jesu war freilich keine Biographie, aber doch die Vorarbeit zu einer solchen, wobei nichts darauf ankommt, ob das Resultat dieser Vorarbeit ein positives oder ein negatives war. Biographien schreiben, entsprach aber auch der Natur von Strauß, wie er sie uns selbst öfters, z. B. in dem oben mitgeteilten Brief an Vischer, analysiert hat. Einen „künstlerischen Wissenschafter“ hat er sich da genannt, die Biographie aber ist das Werk eines solchen, zu ihr braucht es der Arbeit des Wissenschafters und der Gestaltungskraft des Künstlers. Wenn sich also Strauß richtig charakterisiert hat, so war das sein Fall und sein Feld, biographische Werke mußten ihm besonders liegen und gelingen. Das hat er schon frühe selbst gefühlt und ja deshalb 1842 an Vischer geschrieben: „Weißt Du mir keinen Helden für eine Biographie? So was würde mir nicht übel passen jetzt zu schreiben.“

Auf die wissenschaftliche Vorarbeit im Leben Jesu war freilich als dessen genuine und von Anfang an geplante Fortsetzung wieder ein wissenschaftliches Hauptwerk „Die christliche Glaubenslehre“ gefolgt. Es konnte aber auch eine künstlerische Biographie Jesu folgen, wie er es im zweiten Leben Jesu mit einer solchen wenigstens versucht hat. Allein noch früher, schon in den dreißiger Jahren, hatte er, neben den kritischen Aufsätzen „Zur Wissenschaft der Nachtseite

der Natur“ in den Charakteristiken und Kritiken, in den Hallischen Jahrbüchern von 1838 die biographische Skizze von Justinus Kerner erscheinen lassen, worin der Geisterseher, der Dichter und der Mensch gleich sehr zu seinem Rechte kommt, und der nicht nur als Beitrag zur geistigen Entwicklung von Strauß interessiert, sondern auch deswegen so anmutig und erfreulich zu lesen ist, weil sie uns Kerner und seine Freundschaft mit Strauß gewissermaßen „noch in frischer Morgenbeleuchtung zeigt“ [1]). Daß sie neben dem Aufsatz „Über Vergängliches und Bleibendes im Christentum“ den Friedlichen Blättern einverleibt wurde, gab ihr überdies eine Art von symbolischer Bedeutung. Wenn Strauß mit diesem Mystiker Freund sein und über alles Trennende hinweg sein Freund bleiben konnte, so deutet er damit auf die romantische Ecke in seinem eigenen Gemüt hin und spricht aus, daß es wohl auch andere fromme Mystiker und Wundergläubige mit ihm wagen könnten. Daß sie es dennoch nicht mit ihm gewagt haben, war nicht seine Schuld.

Den Freund der Welt zu zeigen, wie er war, und sich zugleich mit dem so ganz anders Gearteten und Gerichteten innerlich auseinanderzusetzen, war der Zweck dieses Aufsatzes. Um einen Freund und einen von ihm nicht weniger verschiedenen Menschen handelte es sich auch neun Jahre später in dem Nekrolog auf Ludwig Bauer. Dieser ist einer der weniger bekannten schwäbischen Dichter, der hinter Waiblinger und vollends hinter Mörike, in deren Kreis er hineingehört, weit zurücktritt. Als er 1847 starb, benützte Strauß, der in Tübingen und später in Stuttgart gern und viel mit ihm verkehrt hatte, das Erscheinen einer von Freunden herausgegebenen Auswahl Bauerscher Schriften als Gelegenheit, um ihm in einem feinen kleinen Essay ein liebens-

---

[1]) Ausdruck von Ed. Zeller im Vorwort zum ersten Band der Gesammelten Schriften von Strauß, S. VI

würdiges biographisches Denkmal zu setzen, wie es der liebenswürdigen Gestalt des Freundes entsprach. Weil er aber Bauer bei weitem nicht so nahe stand wie Märklin, war es kein so unmittelbarer Herzenserguß wie das Bild, das er von diesem entwarf, sondern wirklich ein kleines Kunstwerk, dem aber das Persönliche doch die nötige Wärme gab; nur war es nicht die Wärme des Schmerzes über den Verlust, sondern die Freude, einem so guten Gesellen im Leben begegnet und eine Strecke weit mit ihm gewandert zu sein. Denn das war Bauer, eine Natur im Sinn jener Klassifizierung der Menschen in Köpfe, Charaktere und Naturen, deren Art durch das Aufgehen im unmittelbaren Sein und Sichgeben charakterisiert ist. Ihrer Empfänglichkeit und Erregbarkeit fehlt die Widerstandskraft gegen den äußeren Eindruck; aber dieser Mangel wurde bei Bauer ersetzt durch die maßvolle Schönheit, die er seiner Griechenbegeisterung und neuhumanistischen Bildung verdankte. Wer ihm im geselligen Kreis gegenübersaß, der mußte gestehen, daß es einen liebenswürdigeren Gesellschafter nicht geben könne; und um so mehr war er das, je anspruchsloser und absichtsloser er war. Er ließ sich einfach gehen, er brauchte nicht zu pumpen, da es ihm von selber floß und dieser natürliche Fluß des Humors seiner Anspruchslosigkeit genügte. „Es war ihm wohl, und so wurde es auch denen wohl, die ihn sprechen hörten und trinken sahen". So war es auch Strauß bei ihm wohl geworden. Was ihm aber vor allem an dieser „Natur" gefiel und imponierte, das war, daß hier auch einmal der Mensch nicht hinter dem Schriftsteller und dieser hinter seinem Buch verschwand: an diesen Normalzustand uns zu erinnern, wo der Mann und sein lebendiges Tun und Reden noch alles war, dazu ist ein Mensch wie Ludwig Bauer in unser papiernes, tintenklecksendes Säkulum hereingestellt; daher der erquickende, herzerhebende Eindruck, den er überall machte, wie die Luft, die aus dem Walde auf das sonnverbrannte Blachfeld herüberweht. In

alledem ähnelt Bauer Schubart, nur daß dieser eine vulkanische, Bauer mehr eine neptunische Natur war und sein am Griechentum gebildeter Schönheitssinn ihn vor Verirrungen schützte, gegen die Schubart eine ähnliche Schutzwehr nicht besaß.

So stellte Strauß den Freund — in Ähnlichkeit und Gegensatz — immer wieder mit Schubart zusammen. Natürlich; denn als er den Aufsatz über ihn schrieb, war eine andere, seine erste große Biographie eben ihrer Vollendung nahe. Es war „Christian Friedrich Daniel Schubarts Leben in seinen Briefen“.

Äußerlich gab ihm den Anstoß zur Sammlung, Bearbeitung und Herausgabe dieser Briefe sein Freund Vischer, der 110 Stücken Schubartiana auf die Spur gekommen war, die aus der Familie des Dichters Fr. Haug[1]) stammten. Er dachte daran, sie herauszugeben; aber die Arbeit an der Ästhetik hinderte ihn an der Ausführung des Planes, und überdies — er wollte Strauß um jeden Preis wieder an die Arbeit heranbringen, als sich in den unglückseligen vierziger Jahren so gar nichts gestalten wollte. Und so tat er wirklich ein gar gutes Werk an ihm, als er ihm den Ankauf jener Briefe überließ; denn er hatte bemerkt, daß Strauß sich dafür interessierte und sein biographischer Trieb daran erwachte und erstarkte. Durch Schubarts Schwestersohn, einen pensionierten Oberamtmann Hoyer in Ludwigsburg, kamen dann noch 87 weitere Stücke hinzu, und Freund Künzel in Heilbronn, ein eifriger Autographensammler, trieb auch noch etliches auf. Nun konnte Strauß an die Arbeit gehen, die der Hauptsache nach in das Jahr 1847 fällt und ihm wirklich über die schlimme Zeit der Auseinandersetzung mit der Frau einigermaßen hinweggeholfen hat. „Mit der Arbeit

---

[1]) Geb. 1761, gest. 1829; 1807—1817 Redakteur des Morgenblatts; bekannt vor allem durch seine Epigramme.

an diesem Schubartsbüchlein habe ich mir das Schmerzensjahr 1847 vertrieben". Erscheinen konnten die zwei Bände dieser Biographie freilich erst im übernächsten Jahr. Nur mit Mühe hatte Strauß durch Varnhagens Vermittlung einen Verleger dafür gefunden, Duncker in Berlin, der sie für 500 Tlr. übernahm, aber in der Revolutionszeit den Druck so schläfrig und mutlos betrieb, daß das Buch erst im Mai 1849 zur Ausgabe gelangte.

Strauß ist hier in erster Linie Herausgeber einer großen zweibändigen Sammlung von Schubartbriefen und Schubartdokumenten: er hatte ihrer nach und nach 317 zusammengebracht. Aus diesen vergilbten Blättern ließ er ein interessantes Stück Menschenleben vor den Augen seiner Leser aufsteigen und sich abspielen. Aber er war nicht bloß Sammler und Herausgeber, er war auch Biograph. Von Abschnitt zu Abschnitt, achtmal, hat er das einförmige Nacheinander der chronologisch geordneten Briefe unterbrochen und selber das Wort ergriffen: es sind „pragmatische Übersichten, in denen er Personen und Ereignisse zu gruppieren und in das rechte Licht zu stellen sich bemüht und zugleich den in der Briefsammlung einigemal unterbrochenen geschichtlichen Faden aus den sonst vorhandenen Mitteln weiterspinnt"; dazu kommt dann noch eine Schlußbetrachtung mit zusammenfassendem Urteil über den Helden des Werkes. Nehmen wir endlich schon hier den Nachtrag von 1857 hinzu: Leben und Schicksal einer gewissen Barbara Streicherin aus Aalen, jener Magd, um derenwillen Schubart seiner Frau untreu geworden war und in Ludwigsburg Schiffbruch litt, wovon uns Strauß in zwölf ganz kurzen Kapiteln im scheinbar größten Ernst und in echt historischer Manier berichtet, wie wenn es sich um eines der interessantesten „Lebensbilder aus der Sturm- und Drangperiode unserer Literatur" handelte: so erhalten wir ein volles Bild des Menschen und des Schriftstellers. Nur der Musiker Schubart kommt nicht zu seinem Recht,

mit ihm sind wir erst neuerdings durch Holzer [1]) bekannt gemacht worden.

Um ein deutsches Dichterleben handelt es sich in dieser Biographie in Briefen, um das Leben eines schwäbischen Dichters aus dem 18. Jahrhundert. Keiner von den Größten und Großen, aber doch ‚ein genialer Mensch, ein echter Stürmer und Dränger, eine vulkanische, titanenhaft wollende Natur; ein Temperaments- und Stimmungsmensch, ein warmherziger Patriot, ein liebenswürdiger Gesellschafter, ein wackerer Zecher und dabei laut und lärmend, oft selbst wild und wüst und roh. Daß ein solcher Mensch es auch als Dichter zu nichts Rechtem brachte, ein verunglücktes und verbummeltes Genie, ein bloßer Improvisator blieb, nimmt nicht wunder. Etwas Größeres zu gestalten hatte er nicht die Energie und nicht die Geduld; wenn er es mit einem Epos oder einem Roman versuchte, versiegte die Stimmung rasch, und über Anfänge kam er dann nicht hinaus. Dagegen stellte er als Lyriker vor allem da seinen Mann, wo ihn Zorn oder Schmerz die rechten Worte finden ließen; und ebenso gelang ihm Religiöses und Humoristisches gelegentlich trefflich. Das Beste leistete er auf dem Felde des Volksliedes; denn das Volk verstand er, in dessen Stimmungen wußte er sich hineinzuversetzen, weil er mit ihm lebte und für die beste Gesellschaft nicht die zu halten pflegte, die sich selber die gute nennt. Heiligem Zorn entsprungen ist sein bekanntestes Gedicht „Die Fürstengruft“:

> Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,
> Ehmals die Götzen ihrer Welt.

Wie das und wie überhaupt der Mann und sein Schicksal

[1]) Schubart als Musiker. Von E. Holzer (Darstellungen aus der württembergischen Geschichte, 2. Bd.), 1905. Die unfreundliche Art, wie H. von Straußens Schubartwerk spricht, hängt teilweise mit der Ansicht zusammen, daß „ihm, im Grunde genommen, der so ganz anders gerichtete Schubart unsympathisch“ gewesen sei. Darüber rede ich nachher.

auf Schiller gewirkt hat, ist bekannt. Dem sehnsuchtsvollen Schmerz des auf dem Asperg Gefangenen leiht das herrliche Gedicht „Die Aussicht“ Worte. Voll köstlichen Humors ist der „Zinkenistentrost“:

Wie glücklich ist der Zinkenist,
Der Herr und sein Geselle!
Er kommt, wenn er gestorben ist,
Gewiß nicht in die Hölle:
Denn Gott hält oft ein Freudenfest
Mit auserwählten Christen,
Und weil man da Posaunen bläst,
So braucht man Zinkenisten.

Das religiöse Gedicht „Urquell aller Seligkeiten“ mit dem schönen Vers:

Geber aller guten Gaben!
Festen Glauben möcht' ich haben!
Wie ein Meerfels unbewegt,
Wenn an ihn die Woge schlägt,

ist sogar in die Gesangbücher aufgenommen worden. Den Volksliederton aber traf er doch am besten in seinem „Kaplied“:

Auf, auf, ihr Brüder und seid stark
Der Abschiedstag ist da,

oder in dem „schwäbischen Bauernlied“:

So herzig wie mein Liesel
Gibt's halt nichts auf der Welt.

Aber er war nicht bloß Lyriker, er war auch Journalist, und hier erst zeigt er ganz, was er kann und was er ist. Zum Zeitungsschreiber war er geboren, und so steht er auf der Höhe seiner selbst doch nur als solcher. In seiner Deutschen Chronik kämpft er mannhaft gegen den Despotismus im Staat und gegen Ultramontanismus und Jesuitismus in der Kirche, da schlug er in Süddeutschland ungewohnte deutschnationale Töne an und fühlte wie Goethe fritzisch, weshalb er, der erste Schwabe, energisch für Preußen eintrat. Seinem

deutschen Vaterland aber wünschte er einen Hut voll englischer Freiheit: nur zu bald wäre er für sich mit einem Fingerhut voll zufrieden gewesen.

Die großartigsten und äußerlich glänzendsten Jahre seines Lebens hat Schubart als Organist und Musikdirektor in Ludwigsburg verbracht, die traurigsten in der Nähe von Ludwigsburg als Gefangener des Herzogs Karl von Württemberg auf der Festung Hohenasperg. So lag der Mann und sein Schicksal den beiden Ludwigsburger Freunden, Vischer und Strauß, besonders nahe. In Ludwigsburg war es der zelotische Spezial Zilling, der neidisch war auf seinen Organisten, weil man diesen lieber hörte als die langweiligen Predigten des Herrn Dekan: und da Schubart ein loses Maul hatte und gelegentlich auch der Mode der Freigeisterei huldigte, ohne mit dem Herzen Freigeist zu sein, und überdies sein Lebenswandel, insbesondere das anstößige Verhältnis zu der Barbara Streicherin, öffentliches Ärgernis gab, so gelang es Zilling, seine Absetzung und Landesverweisung durchzusetzen. Also ein Opfer theologischer Engherzigkeit auch dieser von viel anderer Engherzigkeit bedrängte Mann: das mußte Strauß reizen. Und dann drängte sich der Herzog Karl von Württemberg unberufen in sein Schicksal ein und ließ ihn widerrechtlich auf dem Asperg gefangen setzen und durch seinen Oberst Rieger, einen fanatischen Pietisten, Bekehrungs- und Erziehungsexperimente mit dem Ärmsten anstellen. Württembergische Regierungswillkür und pietistischer Fanatismus sah man also hier zusammen an der Arbeit, da konnte Strauß als ein male expertus mitreden. Und was bei solcher kurweisen Anwendung des Christentums auf eine Natur wie die Schubartsche herauskam, das konnte sogar den Verfasser der christlichen Glaubenslehre und den späteren Verfasser des alten und neuen Glaubens interessieren. Er hat es so formuliert: „Den Zwiespalt, das Auseinanderstreben von Geist und Sinnlichkeit konnte und kann das Christentum nicht heilen, weil es ihn nicht bei der Wurzel angreift. Eigent-

lich möchte es die Sinnlichkeit ausrotten: da es dies nicht kann, so drückt es ein Auge zu und läßt sie unter der Hand gewähren, sofern sie nur in gewissen Schranken bleibt. Aber das ist auch alles: von Anerkennen und positiv bildendem Eingehen auf dieselbe ist nicht die Rede. Der Christ ist im besten Falle nur ein auf einem gezähmten Tier reitender Engel, kein Mensch aus einem Guß. Eben deswegen bleibt aber immer die Gefahr, daß die gebändigte Bestie sich gelegentlich wieder emanzipiere; wie wir dies bei Schubart nach seiner Befreiung, ja gleich nach der ersten Lüftung seiner Fesseln alsbald erleben. Die natürliche Grundlage des menschlichen Wesens nicht zu unterdrücken, sondern aus sich selbst heraus zu humanisieren, das haben nur die Griechen verstanden. Mit der Wiedererweckung ihrer Schriften und ihres Geistes ist den christlichen Völkern erst wieder der Begriff dieses wahrhaft menschlichen Daseins aufgegangen. An ihnen großgenährt haben unsere beiden klassischen Dichter diese Durchdringung des Natürlichen mit dem Geist, der Sinnlichkeit mit der Sitte, im Leben wie in der Poesie, in den beiden Hauptformen des ruhigen Werdens wie des mächtig erkämpften Sieges dargestellt. In Goethe und Schiller als Dichtern und als Menschen war eben damals erfüllt, was Schubart fehlte, als er, ohne auch nur den Weg dazu gefunden zu haben, seine schicksalsvolle Irrfahrt endigte."

Endlich, es gab in diesem Menschenleben auch Mythisches, und so konnte man auch hier Kritik üben und Mythen zerstören. An das Begräbnis Schubarts (12. Oktober 1791) knüpfte sich eine Sage, die noch Strauß in seinen Knabenjahren hatte erzählen hören: daß der unglückliche Dichter lebendig begraben worden sei; aber als man, durch Scharren und Kratzen aufmerksam gemacht, das Grab geöffnet habe, sei es zu spät gewesen. Die einfache Deutung dieser Sage fiel seinem Biographen, dem feinsinnigen Anatomen alles Mythischen, natürlich nicht schwer. „Tief hatte sich dem

schwäbischen Volke der Kontrast eingeprägt, welchen mit dem schranken- und rastlosen Geiste des Dichters dessen langwierige enge Kerkerhaft bildete; es schaute in Schubart ein Leben an, das freiheitsuchend in dumpfer Luft erstickt; er war der Lebendigbegrabene schon auf dem Asperg gewesen und hatte sich auch selber mündlich und schriftlich wiederholt so genannt: jetzt nach seinem Tode wurde die bildliche Anschauung zur sagenhaften Wirklichkeit."

Aber es waren doch nicht bloß solche im äußeren Erleben Schubarts liegende Momente, die Strauß reizten und trieben, sich jahrelang mit ihm zu beschäftigen. Was es war, das ihn an diesem Poeten dritten oder gar vierten Ranges interessierte, wie er, gerade er dazu kam, sein Biograph zu werden, das liegt tiefer; beantworten können wir es aber besser erst, wenn wir gleich auch die beiden nächsten großen Biographien von Strauß dazu nehmen, die von Frischlin und von Hutten. Dagegen sei hier noch bemerkt, was sich eigentlich von selber versteht, daß die Schubartbriefe buchhändlerisch keinen Erfolg hatten. Sie waren wirklich „zur ungünstigsten Stunde" erschienen. Wer hatte 1849 Zeit und Lust, die Briefe eines Poeten aus dem 18. Jahrhundert zu lesen? Und da der Verleger überdies den unklugen Einfall hatte, für die zwei Bände den Preis auf mehr als 5 Taler festzusetzen, so blieb ihm der größte Teil der Auflage liegen und konnte auch durch die spätere Herabsetzung des Preises nicht mehr flott gemacht werden. Und wie nun — wir haben es bereits vorausgenommen — im folgenden Jahr auch der Christian Märklin nicht sonderlich aufgenommen wurde, so wollte sich vor dieser rauhen Temperatur, von der er seine ersten Schößlinge empfangen sah, der neu erwachte schriftstellerische Frühlingstrieb alsbald empfindlich wieder zurückziehen. Allein die tatenlose, die schreckliche Zeit der vierziger Jahre lag nun einmal hinter ihm, und mit dem „man wollte mich nicht mehr lesen, gut, so wollte ich auch nicht mehr schreiben" war es ihm so Ernst doch nicht mehr;

der Trieb war nun einmal da, er mußte ihm folgen, er mußte schreiben, ob man ihn lesen wollte oder nicht.

Aber was sollte er schreiben? Von Schubart aus führten zwei Wege weiter. Der eine wieder rückwärts zur Theologie, der andere vorwärts zur weltlichen Biographie. Daß ihm jener erstere nicht gar so fern lag, zeigt der oben zitierte Schluß des Schubart. Vom Christentum war da die Rede und von seinem Verhältnis zum Natürlichen und Sinnlichen: so konnte auf die Kritik der christlichen Glaubenslehre nun eine Kritik der christlichen Sittenlehre folgen. Und wirklich, das war der Plan, als er von Stuttgart nach München flüchtete und sich dort nach Arbeit umschaute. Am 11. Februar 1849 schreibt er darüber dem Bruder: „Ich habe wieder eine wissenschaftliche Arbeit vorgenommen, die gerade so weitaussehend ist, daß, bis sie zustande kommt, vielleicht auch unsere öffentlichen Zustände in Ordnung gebracht und für ein nichtpolitisches Buch wieder Leser vorhanden sein können. Ich möchte nämlich, wenn's gelänge, die christliche Moral ebenso wie die Dogmatik kritisch und historisch bearbeiten, und lese und exzerpiere hierzu jetzt Folianten und Oktavbände; der Stoff ist aber noch viel weitschichtiger als für die Dogmatik." Doch schon am 12. April berichtet er, daß ihm die endlose Vorstudien erfordernde Arbeit an der Moral zu wenig Lust und Befriedigung für den Augenblick gewähre, daher wolle er versuchen. ob ihm — der „Voltaire" kommt in Sicht! — nicht die französischen Enzyklopädisten, und zwar zuerst Diderot, Stoff zu Monographien, gleichsam biographisch-literargeschichtlichen Porträts, darbieten könnten. Allein andere Arbeiten, kleinere Aufsätze über A. W. Schlegel, über Immermann, eine Rezension von Vischers Ästhetik drängten sich voran; dann kam Märklins Tod und die Pflicht, diesem ein biographisches Denkmal zu setzen; und zuletzt noch ein Abschwenken in das Gebiet der Kunst, die „Schnurre" über Beethovens neunte Symphonie, und Aufsätze über

Gemäldesammlungen und über Maler. Von dem allem wird noch die Rede sein.

Uns treibt es hier in raschem Sprung vorwärts zu dem nächsten großen Werk, zu der Biographie des Dichters und Philologen Nikodemus Frischlin, die im August 1855 fertig geworden und 1856 erschienen ist. Wie Strauß auf diesen Mann gekommen ist? Durch Schubart. Dieser hat selbst auf Frischlin und seine Ähnlichkeit mit ihm in Wesen und Ergehen hingewiesen.

Wo liegt Frischlin, der Bruder meines Geistes?

fragt er zu der Zeit, wo er auf dem Asperg auch der Bruder seines Schicksals geworden war. Allein auch in der Gegenwart war Frischlin in Schwaben nicht ganz vergessen. Neben Kepler und Schubart hat Justinus Kerner auch ihm in seinen Gedichten ein „Denkmal" gesetzt [1]); und Gustav Schwab wußte in seinem wanderfrischen Buch über die

---

[1]) Die zwei in Justinus Kerners „Gedichten" zu findenden „Denkmale" lauten:

Frischlin.

Ihn schlossen sie in starre Felsen ein,
Ihn, dem zu eng der Erde weite Lande.
Doch er, voll Kraft, zerbrach den Felsenstein
Und ließ sich abwärts am unsichern Bande.
Da fanden sie im bleichen Mondenschein
Zerschmettert ihn, zerrissen die Gewande.
Weh! Muttererde, daß mit linden Armen
Du ihn nicht auffingst, schützend, voll Erbarmen.

Schubart.

Ihn stießen sie aus frischen Lebensgärten
In dunkle, modernde Gewölbe nieder,
Mit Ketten seine Hände sie beschwerten:
Da stiegen Heil'ge liebend zu ihm nieder
Und wurden fortan Freund' ihm und Gefährten:
So sang begeistert er die frommen Lieder,
Und als den Kerker sie ihm aufgeschlossen,
Schien ihm die Welt von Grau'n und Nacht umflossen.

schwäbische Alb[1]) „die Kunde von dem tragischen Ausgang des Dichters an die Trümmer und Felsen Hohenurachs in einer Weise anzuknüpfen, welche zur Wiedererweckung seines Andenkens nicht wenig beigetragen hat". An einen mehr sachlichen Anknüpfungspunkt mag uns der schon zitierte Schluß des Schubart mahnen. Dem Zwiespältigen im Christentum stellte Strauß — seit dem „Julian" — als Neuhumanist immer häufiger das Humane des Griechentums gegenüber und freute sich, daß mit der Wiedererweckung seiner Schriften und seines Geistes durch den älteren Humanismus auch den christlichen Völkern der Begriff eines wahrhaft menschlichen Daseins aufgegangen sei. Das Kritische in seiner Geistesart hat ihn an eine Monographie über einen französischen Enzyklopädisten denken lassen, das Humane und rein Menschliche seines Wesens treibt ihn jetzt tatsächlich zu den Menschen des 16. Jahrhunderts, zu den Humanisten zurück. „Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts" lautet darum der Untertitel seines Buches über Nikodemus Frischlin.

Auch dieser war keiner von den Großen, er war sogar noch unbedeutender als Schubart, ein Epigone des deutschen Humanismus im 16. Jahrhundert, einer aus der Zunft der „Poeten", deren Können vor allem in einer virtuosen Handhabung der lateinischen Sprache und in der federgewandten Anfertigung von formal korrekten, aber inhaltlich oft recht leeren Gedichten und Komödien bestand. Als solcher war er Johannes Sturm, dem Gründer des Straßburger Gymnasiums, das unter dessen Händen zu einer Rhetorenschule werden sollte, näher verwandt als der musica natura Agricolas oder dem feinen und geistreichen Erasmus von Rotter-

[1]) Dieses Buch ragt auch in meine Jugend herein und hat in mir frühe schon den Sinn für die Naturschönheit meiner schwäbischen Heimat wecken helfen.

dam. Er war philologischer Lektor in Tübingen; aber da er eine unstete und wenig seßhafte Natur war, so nahm er es — wie es übrigens nach Mohls Schilderung [1]) bei den Tübinger Dozenten noch bis in das 19. Jahrhundert herein Sitte war — mit seinen Pflichten nicht allzu genau und suitisierte und kneipte gelegentlich lieber mit den Studenten, als daß er ihnen regelmäßig Kolleg las. Vor allem aber war er ein streitbarer, fehdelustiger Mann. Daher lebte er mit einzelnen seiner Kollegen, vor allem mit seinem nächsten Fachgenossen, dem Philologen Martin Crusius, aber auch mit dem akademischen Lehrkörper im ganzen, mit Rektor und Senat in ewigem Streit und wußte dabei durch witzige und bösartige Satiren zwar nicht den Erfolg, wohl aber die Lacher stets auf seine Seite zu bringen. So kam er in den Ruf eines übeln Händelsuchers und war infolgedessen natürlich bei den Kollegen und den Würdeträgern der Universität recht wenig beliebt: „sein Geist war ihnen zu überlegen, sein Selbstgefühl zu laut, seine Zunge zu scharf, wohl auch sein Wandel zu wenig geordnet", sagt Strauß. Schlimmer für ihn war sein Zerwürfnis mit dem württembergischen Adel. Im Haus und bei den Gelagen der Edeln und Herren war er ein gern gesehener Gast, freilich in den Augen vieler kaum mehr als ihr Lustigmacher und Hofnarr. Kam er daher einem von ihnen mit seinen Witzen und spitzigen Reden zu krumm, so mußte er auch einmal eine Ohrfeige hinnehmen. Das waren zunächst nur einzelne. Wie nun aber seine Oratio de vita rustica auskam, in der er das Leben der Edelleute im ganzen sehr zu ihren Ungunsten mit dem der Bauern verglich, da erhob sich unter dem ganzen Adel im Lande — und selbst über die Grenzen Schwabens hinaus — gewaltige Aufregung, es kam zu Klagen und Prozessen, zu Attentaten und persönlichen Verunglimpfungen. So vermehrte sich die Zahl seiner einflußreichen Gegner recht

---

[1]) R. v. Mohl, Lebenserinnerungen, S. 214.

erheblich. Dafür stand er trotz alledem als Hofpoet und „Pfalzgraf“ bei dem Herzog Ludwig von Württemberg, der, auch ein lustiger Zechbruder, bei seinen Gelagen den witzigen Kumpan und bei seinen Hoffesten den gewandten Poeten nicht entbehren mochte, lange Zeit in großer Gunst. Was ihn natürlich in Tübingen nur um so frecher und unleidlicher sich gebärden ließ. Aber seine Aufnahme in die philosophische Fakultät konnte auch der Herzog nicht erzwingen; und solange er ihn auch gegen die Anfeindungen des Adels schützte, schließlich machte es ihm der ungebärdige Mann selber unmöglich, ihm länger die Stange zu halten und Schutz zu gewähren. Er verlor allmählich die Gunst des Herzogs und mußte schließlich sogar die Heimat fliehend verlassen. Nun führte er — auch darin ein echter Nachfahre der humanistischen Poeten — einige Jahre ein schweifendes Abenteurerleben, das ihn nach Laibach und Prag, nach Wittenberg und Braunschweig, nach Straßburg und Frankfurt gebracht hat. Dabei erwarb er sich gelegentlich den Ruf und das Lob eines tüchtigen Pädagogen[1]) und Schulreformers, verdarb sich aber jede Stellung durch seine unselige Händelsucht, die ihn namentlich auch in die innerkonfessionellen Streitigkeiten der Protestanten sich einzumengen trieb. Die Not ließ ihn endlich wieder an den württembergischen Herzog sich wenden; aber als er eine wenig entgegenkommende Antwort erhielt, reizte er durch einen unverschämten Brief („Famosschrift“) an die württembergische Hofkanzlei die herzoglichen Räte und schließlich auch den Herzog selber, der „so lange als eine heitere, erwärmende Sonne in Frischlins Leben hereingeschienen hatte“, so sehr, daß ihn dieser durch einen besonderen Abgesandten aufsuchen, in Mainz verhaften und als Gefangenen auf die Festung Hohenurach verbringen ließ. Ein halbes Jahr blieb

[1]) Dieses Zeugnis hat ihm der berufenste jener Zeit, Joh. Sturm, ausgestellt.

er hier eingekerkert. Allein der an ein freies Umherschweifen gewöhnte Mann hielt das Eingeschlossensein weder leiblich noch geistig aus. Er dachte auf Flucht. An der steilsten Stelle der Burg suchte er sich herabzulassen und so der Gefangenschaft zu entrinnen. Doch die zusammengeknüpften Leinwandstreifen reichten nicht bis zur Erde oder rissen, Frischlin stürzte über die Felsen hinab und fand so am 29. November 1590 ein seinem abenteuernden Leben entsprechendes abenteuerliches Ende.

Was war es nun, das Strauß für seine biographische Arbeit gerade nach diesen beiden Helden, Schubart und Frischlin, greifen ließ? so fragen wir wieder. Denn sie gehören zusammen. Die Ideenassoziation ist klar. „An zwei alte Bergfesten des Württemberger Landes“, so begann die Vorrede zum Frischlin, „knüpfen sich die Namen unglücklicher Dichter: Schubarts an Hohenasperg, an Hohenurach Nikodemus Frischlins. Landsmännische Neigung hatte mich getrieben, für das Andenken des ersteren etwas zu tun: es lag nahe, auch für das des andern, seines Geistes- und Schicksalsverwandten, ähnliches zu versuchen.“ Schicksalsgenossen also, widerrechtlich von württembergischen Fürsten gefangen gesetzt beide, gewaltsam aus ihrer Bahn gerissen, nicht ohne eigene Schuld um des allzufreien Gebrauchs willen, den sie von ihrer spitzen Zunge und ihrer scharfen Kritik gemacht hatten: das mußte Strauß als ein auch seinem eigenen Schicksal Verwandtes locken zu einer Ehrenrettung, wie Lessing solche „Rettungen“ vorgenommen hatte. Und wie bei Schubart der zelotische Dekan von Ludwigsburg, so mochten ihn bei Frischlin die Gegner aus der philosophischen Fakultät in Tübingen besonders reizen. Also schon im Jahr 1570 hatten sich diese ebenso kleinlich und neidisch und hämisch benommen, wie sie sich 1833 dem Repetenten Strauß gegenüber gezeigt hatte. Wenn er von „dem gemeinen Brodneid und der zunftmäßigen Geistesträgheit“ der Tübinger Professoren erzählt oder von „der

Angst eines Crusius[1]), im grammatischen und rhetorischen, eines Liebler, im physischen, eines Hailand, im Vorlesungs- und Lehrbüchermonopol beeinträchtigt zu werden", so mochte er mit ironischem Vergnügen an die Sigwart und Eschenmayer und Tafel zurückdenken und wie sich diese einst gegen ihn benommen. Daß er dabei mit keinem Wort die Parallele zieht, zeigt, wie vornehm und wie wenig rachsüchtig er im Grunde doch gewesen ist.

Aber nicht bloß Schicksals-, auch Geistesverwandte waren seine Helden. Sie glichen sich in der gewaltigen Sinnlichkeit und wilden Leidenschaftlichkeit, Temperamentsmenschen waren beide und Sanguiniker durch und durch, Menschen von der Art seines Freundes Bauer, die Strauß mit Goethe „Naturen" nannte. Allein ist es dann nicht erst recht seltsam, daß der fast übergeistige Strauß gerade solche „Naturen" sich zu Helden seiner biographischen Kunst gewählt hat? Darauf antwortet Strauß selber: „Was ich vor allem an einem Menschen verlangte, wenn er mir das rechte biographische Interesse einflößen sollte, war Fleisch und Blut. Ich wollte warme, lebensvolle Persönlichkeiten haben, die mir die menschliche Natur als solche, unverstümmelt und unverkünstelt, zur Anschauung brachten. In dieser Hinsicht waren Schubart und Frischlin unstreitig zwei

[1]) Hermann Fischer meint a. a. O.: „Crusius sei von Strauß in seiner Bedeutung für die Geschichte der Philologie nicht völlig gewürdigt worden". Ich kenne Crusius aus der Geschichte der Pädagogik, die ja damals mit der der Philologie fast zusammenfällt; daher weiß ich, wie sehr ihm Frischlin auf diesem Gebiet überlegen war. Und auch der Philologe B. A. Mystakidès (in der Revue des Études grecques 1898) weiß ihn doch nur als „Philhellenen und Hellenisten" und als einen Vielwisser zu rühmen. Das alles hat ihm auch Strauß gelassen; aber wenn er (S. 56) sagt: „er habe eine Gelehrsamkeit besessen, die nicht nur für den Charakter, sondern selbst für den Geist beinahe unfruchtbar geblieben sei; so weit der Umfang seiner Kenntnisse, so eng ist bei dem Manne Kopf und Herz", so wird das gewiß richtig sein.

Prachtexemplare.“ Doch lag ihm Schubart mehr, nicht nur weil der Genius der Sturm- und Drangperiode, zeitlich näher als der des ausgehenden 16. Jahrhunderts, ihn mehr ansprach, sondern auch deswegen, weil Schubart bei aller Wildheit doch weit liebenswürdiger, weicher und innerlicher und wohl auch, weil er genialer und gehaltvoller und mehr Künstler war als das vorwiegend auf die Form beschränkte Talent Frischlins.

Nun kann man freilich noch einmal fragen, wie sich gerade Strauß, bei dem alles so geordnet und geregelt, alles so geistig sublimiert war, zu diesen vulkanisch rohen und wüsten, zu diesen sinnlich robusten und naiven Kraft- und Genußmenschen hingezogen fühlen konnte? Nicht weil er ihnen verwandt war, wird man zunächst zu sagen haben. Das haben zwar seine Gegner triumphierend verkündigt: „Das sind seine Ideale. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist!“ [1]), und seine eigene Frau Agnes Schebest hat daraus sogar Waffen gegen ihn geschmiedet und höhnisch auf seine Vorliebe für einen „Lumpen“ wie Schubart hingewiesen. Aber so etwas konnten doch nur solche behaupten, die ihn nicht kannten oder nicht kennen wollten. Nein, gerade deswegen hat er sich so liebevoll in das Wesen dieser beiden versenkt, weil sie den Gegensatz zu ihm und damit so etwas wie eine Ergänzung seines Wesens bildeten. Genußsüchtig und genußfreudig haben sie gelebt, sich in den Strom des Lebens hineingestürzt und in vollen Zügen das Leben genossen. Dazu war Strauß nicht robust genug. Er war ein Mann der Ordnung und der haushälterischen Sparsamkeit, wo jene skrupellos darauf loswirtschafteten und chaotisch und vulkanisch sich auslebten, ein reinlicher und schüchterner Anbeter aus der

[1]) So formuliert Kuno Fischer, D. Fr. Strauß als Biograph (Über D. Fr. Strauß, Gesammelte Aufsätze, Heidelberg 1908, S. 32), diese gegnerischen Stimmen.

Ferne, wo jene zugriffen und mitnahmen, was gerade kam. So blieb er zaghaft am Ufer des Lebens stehen und wagte sich nicht als kecker Schwimmer mitten in seinen flutenden Strom. Ihm fehlten die kräftigen Organe, mit denen man sich des Lebens bemächtigen, den Becher seiner Freuden ergreifen und bis zur Neige leeren kann. Das lag teilweise an seiner Erziehung im Seminar und Stift, wo man, wie schon gesagt, viel lernt, aber eines nicht lernen kann — leben, und wo man leicht vor der Zeit müde und alt wird. Darum sah Strauß mit einem gewissen leisen Neid auf jene frischen, kecken Gesellen; indem er von ihnen erzählte, konnte er ihr wildes, kraftgenialisches Wesen wenigstens in der Phantasie mit- und nacherleben, dadurch wurden sie ihm interessant und lieb. Aber ich habe allerdings die Meinung, als ob damit nicht alles gesagt sei, und habe daher Lust, nicht bloß Kuno Fischer, sondern auch Strauß selber zu widersprechen und mich nun doch noch auf die Seite seiner Gegner zu schlagen. Strauß hat die Schubart und Frischlin und Hutten allerdings auch deswegen zu Gegenständen seiner biographischen Arbeit gewählt, weil sie ihm wesensverwandt waren. Ja, wenn er der kühle Verstandesmensch gewesen wäre, als der er der Welt gewöhnlich gilt, dann müßte man die Wahl dieser robusten Temperaments- und Sinnenmenschen als Helden seiner Darstellung lediglich aus dem Kontrast gegen diese seine eigene Natur erklären. Aber Strauß war kein bloßer Verstandsmensch, war keine vertrocknete Gelehrtennatur, er war nicht kühl und gefühlsarm, sondern selber durch und durch Temperaments- und Stimmungsmensch, ein Poet wie seine drei Helden, und auch an gesunder Sinnlichkeit hat es ihm nicht gefehlt; sie hat ihm gerade damals, als er so plötzlich wieder auf ein zölibatäres Junggesellenleben zurückgeworfen war, ganz natürlich zu schaffen gemacht. Auch den Becher wußte er unter Freunden wohl zu schwingen, und da ließ er dann seiner spitzen, scharfen Zunge gelegentlich freien Lauf, ein Witzwort, das ihm auf der Zunge lag, hat

er sich nicht leicht verkniffen [1]). Und auch an jene Zeit dürfen wir uns hier erinnern, wo die Menschen seine Hand, die er ihnen so sehnsüchtig zum Frieden entgegenstreckte, brutal beiseite schlugen: das hat nicht nur sein leidenschaftliches Gemüt zornig erregt, sondern auch seinem liebebedürftigen, empfindlichen Herzen weh getan bis hinab in seine tiefste Tiefe. Deswegen konnte er seinen vom Schicksal und von Menschen schwer mißhandelten Helden nachfühlen, weil er ja selber ähnliches erlebt hatte. Und nun zu alledem jener leise Neid, weil er war wie die Schubart und Frischlin, und doch nicht zu sein, zu leben wagte, wie sie gelebt, geliebt und genossen haben in vollen Zügen. Zum Leben hat sich Strauß, im Gegensatz zu ihnen und im Unterschied von ihnen, „immer nur sentimentalisch und elegisch verhalten"; aber daran hat er deswegen so schwer getragen, weil er „das natürliche Verlangen nach den Freuden des Lebens" gehabt hat wie sie. Unter diesem Widerspruch seines Wesens hat er gelitten; befreit von diesem Leiden aber hat er sich durch die Schilderung von Menschen, die waren wie er und die doch ihr Leben so ganz anders gelebt haben, als er das seinige gelebt hat. Darum sind die Bilder, die er von ihnen zeichnete, so meisterhaft ausgefallen, Verwandtschaft und Gegensatz zugleich haben daran mitgearbeitet: daher dieses volle Verstehen und dieses künstlerische sich in sie Einfühlen.

Aber ganz war es mit diesem persönlichen Interesse an seinen Helden doch nicht getan, sie mußten daneben noch andere Qualitäten haben, die sie ihm anziehend machten; oder wie er selbst sagt: „sie mußten geistige Interessen zeigen, geistige Taten aufzuweisen haben, und zwar in einer Richtung, die der meinigen verwandt war; sie mußten dem Lichte, der Freiheit zugekehrt, Feinde der

[1]) Aus Heilbronn, Heidelberg, Bonn werden uns solche scharfen Witzworte von ihm erzählt. In Godesberg soll ihm und seinen Begleitern einmal ein solches recht verübelt worden sein und eine unangenehme Szene herbeigeführt haben.

Despoten und der Pfaffen sein". Bei Schubart denken wir dabei nicht bloß an seine Kämpfe mit dem protestantischen Zilling und den Jesuiten in Bayern oder an seinen freilich schließlich gebrochenen Widerstand gegen die Bekehrungsversuche des Herzogs Karl und seines frommen Kommandanten Rieger, sondern auch an die nationaldeutsche Gesinnung und Haltung seiner Deutschen Chronik und an sein mannhaftes Eintreten für den Staat Friedrichs des Großen. Und bei Frischlin war es neben seinen Händeln mit einer engherzigen Professorenzunft und einem dummstolzen, brutalen Adel sein Verhältnis zum klassischen Altertum, das ihn anzog: wie dieser Humanist, so besaß auch Strauß eine staunenswerte Belesenheit in den römischen Dichtern und eine virtuose Meisterschaft der Nachahmung — nur nicht wie jener in lateinischen Versen, sondern in deutschen Übersetzungen, wovon uns ja eben der „Frischlin" zahlreiche Proben gibt. Ein Formtalent wie Frischlin war auch Strauß, und ein Humanist war er ohnedies. Dazu nehme man noch einmal die Verwandtschaft des Geschicks von Schubart und Frischlin mit dem von Strauß: — wie sie, war auch er gescheitert in seinem Kampf mit den „Pfaffen", und gefangen wie sie saß auch er, nicht äußerlich, aber in der Schwermutshöhle, auf dem Tränenberg schmachtete auch er und konnte und durfte nicht, was und wie er wollte und was seine Natur forderte und zu fordern berechtigt war; in Fesseln geschlagen und in unwürdige Bande, denen er sich nicht entwinden konnte, beruflos, heimatlos, unstet wandernd von Ort zu Ort — so fühlte er sich ganz in die beiden hinein und ganz mit ihnen in eins zusammen.

Aber wir können Strauß als Biographen nicht gerecht werden, wenn wir nicht sofort auch von seiner dritten großen Biographie, dem „Ulrich von Hutten" reden, an den er sich gleich nach der Vollendung des „Frischlin" machte und der dann 1858 in zwei stattlichen Bänden erschienen ist. Denn was von Schubart und von Frischlin gilt, das gilt ebenso, nur

sozusagen auf höherer Stufe und Potenz, auch von Hutten. Von Frischlin zu Hutten — das war ein gerader Weg; von dem Epigonen des deutschen Humanismus zu einem ihrer Protagonisten, von seinen frostigen Komödien zu der welthistorischen Satire der Epistolae obscurorum virorum und ihren Verfassern, das war zugleich ein gewaltiger Aufstieg. In diesem fränkischen Ritter hatte Strauß wirklich einen Helden gefunden, der eines biographischen Meisters würdig war. Und auch hier trat ihm wieder dasselbe entgegen, was ihn dort angezogen: das Temperamentvolle und Feurige, das robust und keck Zugreifende, Sinnenlust und Sinnesfreude, Kampflust und Kampfesmut, und dazu in allem, was er schrieb, der Stempel des Inspirierten und Unmittelbaren, des Ursprünglichen und Genialen. Ein Humanist war Hutten, wie die andern, aber er war zugleich auch ein Ritter, und das hieß ein Kämpfer sein, ein Mann erfüllt von echt germanischem Freiheitsgefühl, daher auch er kühn sich auflehnend gegen „Despoten und Pfaffen". Sein Kampf gegen den Herzog Ulrich von Württemberg als den Mörder seines Vetters Hans gab für Strauß auch hier wieder den spezifisch landsmannschaftichen Hintergrund, der den Schwaben doch immer zuerst anzog. Seine Flucht aus der Enge des Klosters hinaus in die Weite der Welt, sein Eingreifen in den lustigen Epistelstreit mit den Viri obscuri, den Scholastikern und den Mönchen, sein laut und hell in die deutsche Welt hineinschmetternder Schlachtruf: Los von Rom und römischer Fremdherrschaft! — das alles fand in dem freien Geist und in der nationalen Gesinnung Straußens seinen vollen Widerhall. Und die Verbindung dieses größten deutschen Humanisten mit Luther und seinem damals noch nicht in Dogmen erstarrten Protestantismus, sein Versuch, aus der Reformation eine Revolution werden zu lassen und so in kühnem Ansturm das ganze Deutschland dafür zu gewinnen, brachten auch ihm die Bilder froher Jugendtage, erste Lieb' und Freundschaft,

erste Kämpfe und Feindschaften mit herauf — seine erste Liebe, die Theologie, seine eigene revolutionäre Tat, das Leben Jesu, und die ritterlichen Kämpfe der Streitschriften mit den vielen Feinden ringsum. So fehlte es auch hier weder an Gegensatz und Verwandtschaft noch an geistigen Interessen aller Art. Und endlich, es war ein mächtiger Stoff, eine Fülle von Gestalten: Humanisten und Gelehrte, Kaufleute und Geistliche, Ritter und Fürsten, und darunter Menschen wie Erasmus der feine, Franz von Sickingen der kühne und Luther der sie alle überragende große; und eine Fülle und ein Reichtum von Schicksalen, ein Epos und ein Drama zugleich, tragisch der Kampf des Lebensfrohen mit der tückischen Krankheit und tragisch das einsame Sterben auf der Ufnau nach dem Scheitern aller seiner Hoffnungen und Entwürfe.

So war es eine große Aufgabe, die dem Biographen gestellt war. Es ist darum hier zu fragen, ob Strauß einer solchen Aufgabe auch wirklich gewachsen war? und das führt auf die andere Frage zurück: wie er überhaupt dazu kam, Biographien zu schreiben und Biograph zu werden? Zweierlei Aussagen darüber haben wir von Strauß selber, einmal als er von der biographischen wieder zur theologischen Schriftstellerei zurückkehrte, die Anwendung eines ursprünglich an Goethe gerichteten Wortes von Merck auf diese Arbeiten: „solchen Quark mußt Du nicht mehr machen, das können die andern auch"; nur das Theologische sei sein eigentümlicher Beruf und entspreche seinem Genius ganz. Daneben aber, vorher, als er sich dem Biographischen zuwandte, das andere: diese „Abschweifung auf das biographische Gebiet war für mich ein Bedürfnis meiner Natur". Halten wir uns zunächst an dieses letztere. Auch Strauß war ein Poet; darum sind es drei Poeten, deren Biograph er wird. Daß er etwas von einem Dichter an sich hatte, das haben wir — ganz abgesehen von den Versen, die wir gelegentlich von ihm zitiert haben und noch zitieren werden — längst schon bemerken müssen, überall da, wo wir von der Stimmung

sprachen, ohne die er nicht schreiben konnte. Solches Schreiben und Schaffen aus der Stimmung heraus ist nicht Sache und Art eines Gelehrten, so schafft der Dichter. Aber freilich, trotz der Gedichte, die er in großer Zahl gemacht hat, ein voller und ganzer Dichter war er doch wieder nicht. Das wußte er selber am besten. Deshalb hat er sich einen „künstlerischen Wissenschafter“ genannt und seinen geistigen Organismus scherzweise mit dem Vogel verglichen, dessen Namen er trug. „Wenn man sagen wird“, heißt es in den Literarischen Denkwürdigkeiten, „die von mir eingestandene Art zu arbeiten, der Einfluß der Stimmung, das Schaffen aus einer Intuition heraus, dann die Freude am Formen und künstlerischen Ausgestalten des Stoffs, alles das sei nicht die Art, wie ein Gelehrter, ein Mann der strengen Wissenschaft zu Werke geht, sondern so mache es ein Poet: so bin ich's nicht, der etwas dagegen einwendet. Und wenn man hinzusetzt, ein Poet sei ich nun aber doch auch nicht, und mich fragt, was ich denn nun also eigentlich und schließlich sei? so werde ich antworten: das ist es eben. Soviel ist gewiß, wie ich 18 Jahre alt war, wenn ich damals das Zeug in mir gefunden hätte zu einem Dichter, so hätten Philosophie und Theologie vor mir gute Ruhe gehabt. Aber so klug war ich doch bald, durch die große Lust mich über die schwache Kraft nicht täuschen zu lassen, und so machte ich mich ernstlich an das wissenschaftliche Studium. Indessen ich konnte es doch immer nur betreiben und so auch später darin produktiv werden nach Maßgabe meiner besonderen Geistesart. Das Stück von einem Poeten, das in mir war, ließ sich nicht hinauswerfen, um so weniger, als es in der Tat die Grundlage bildete, worauf mein ganzer geistiger Organismus aufgebaut war. Es ist spaßhaft, aber ich kann diesen nicht anschaulicher machen, als wenn ich von meinem Namen ausgehe, der hier in der Tat ein Omen ist. Das mir gleichnamige Tier ist ein Vogel, aber kann nicht fliegen; statt der Flügel hat es nur Stummeln, aber diese beflügeln

seinen Lauf. So kann ich nicht dichten; aber ich habe nichts, weder Großes noch Kleines, geschrieben, wobei mir der Poet in mir nicht zustatten gekommen wäre. Gewiß war er mir ebenso auch hinderlich; ohne ihn wäre ich sicher ein größerer Gelehrter geworden; aber ein geringerer Schriftsteller geblieben, und so wollen wir uns eben nehmen wie wir sind. Dies ist freilich leichter gesagt als getan. Oft schon habe ich scherzweise gedacht, ich sei wohl im Grunde darum ein so treuer Anhänger von Preußen, weil, wollte man meine Geistesanlage zeichnen, eine Figur herauskommen würde, wie die Preußens auf der Karte (vor den Annexionen von 1866). Ein Stück hier und ein Stück da, und in der Mitte kein rechter Zusammenhang. Das ist so wenig für den einzelnen eine behagliche Begabung, als es für einen Staat eine behagliche Gestaltung ist. Weder dem einen noch dem andern wird es dabei in seiner Haut recht wohl. Darum begreife ich den Annexionstrieb Preußens so gut: er würde mir auch nicht fehlen, wenn man Talente annektieren könnte."

Strauß fehlte es zum Dichter nicht an Gefühl, das die Eindrücke, äußere wie innere, in sich aufnimmt und verarbeitet, wie der Brennspiegel die Sonnenstrahlen konzentriert und potenziert, und damit den Drang erzeugt, das volle Herz durch Mitteilung nach außen zu erleichtern, nicht an der dichterischen Stimmung, die er vielmehr in so vollem Maße besaß, daß er unter ihr wie jeder echte Dichter gelegentlich auch schwer gelitten hat. Was ihm dagegen fehlte, das war die Phantasie als Werkstätte poetischer Empfindung, in der der verdichtete Gefühlsinhalt aufquillt und zu idealen Formen sich gestaltet und dem Dichter seine Personen, ihre Charaktere, Situationen und Konflikte, dem Maler seine Gestalten und Gruppen, dem Musiker seine Melodien und Akkorde entstehen. So wäre er nie imstande gewesen, die kleinste wirkliche Novelle, das einfachste Drama zu erfinden. Die Phantasie wirkte bei ihm höchstens als Gabe der Metapher, des Bildes,

mithin nur akzidentiell oder dekorativ. In dieser Art freilich hat sie ihm die bedeutendsten Dienste geleistet. Das war der Schwingenschlag des Straußes, der, ohne ihn vom Boden zu heben, doch seinen Gang beflügelte. Und ein schmales Endchen wirklicher substantieller Erfindungsgabe zeigte sich dabei schließlich doch, die Neigung, bei lebhafter Erörterung, namentlich in Streitschriften, in die dialogische Form zu fallen, Meinung und Gegenmeinung in verschiedenen Personen zu verkörpern: womit man noch einmal Schweitzers [1]) wunderliche Behauptung vergleichen mag, Strauß sei in seinen Streitschriften ein ungeschickter Debatter gewesen.

Dieser Poet nun, der er war, war in den gelehrten Werken, im Leben Jesu und in der Glaubenslehre, natürlich nicht ganz zu seinem Recht gekommen, wenn auch die Gabe der Metapher und — ein letztes Stück dichterischer Begabung — die Fertigkeit der Fingerspitzen, die Gabe, für jede Art von Inhalt ungesucht und ohne viel Besinnen die passende Form, den geeigneten Ton zu finden, selbst diesen wissenschaftlichen Schriften den Stempel des Künstlerischen aufdrückten. Dem gegenüber hat er wohl zuweilen daran gedacht, Romane zu schreiben. Aber er konnte es nicht, es fehlte ihm ja die Freiheit der Erfindung. Da entdeckte er in der Biographie die Form des Romans, wie er ihn schreiben konnte. Hier war gegeben, was der Romanschriftsteller von sich aus frei erfinden muß und was Strauß nicht erfinden konnte, — die Fabel, die Personen mit ihren Charakteren und Schicksalen, ihren Situationen und Konflikten. Was ihm dagegen zu Gebote stand, „die Gabe lebendiger Mitempfindung", lebhafter Vergegenwärtigung, warmen Mitgefühls, plastischer, Gemüt und Phantasie des Lesers anregender Darstellung, das konnte hier natürlich ganz anders als bei jenen theologischen Arbeiten zur Anwendung und zur Geltung kommen. Das

[1]) Schweitzer a. a. O. S. 96.

Wort: „Ich kann über niemand schreiben, den ich nicht liebe", hat hier seine Stelle. Weil in seinen Biographien keine Situation geschildert, kein Ereignis erzählt ist, worein er sich nicht lebendig versetzt, die er nicht mit den Personen seiner Erzählung warm und innig durchempfunden hätte, sind sie so glaubhaft und so anschaulich, so anziehend und so liebenswürdig geworden. Und was er im Leben Jesu und in der Glaubenslehre so virtuos geübt hatte, die Fertigkeit der kritischen Sichtung, der geschickten dialektischen Entwicklung und Abwicklung, der durchsichtigen Klarheit und der logischen Gliederung, auch davon war in den Biographien wohl Gebrauch zu machen. So kam in ihnen erst seine „wunderlich zusammengesetzte Natur" ganz zur Geltung, und darum ist er dieser unvergleichliche Meister biographischer Kunst, dieser schriftstellerische Künstler allerersten Ranges geworden.

In dem Wort: „Ich kann über niemand schreiben, den ich nicht liebe", liegt aber freilich auch eine Gefahr, die Gefahr, parteiisch und einseitig zu werden; und ihr erliegt der Biograph leichter als jeder andere. Strauß war davor geschützt durch seinen kritischen Geist und seine unbestechliche Wahrhaftigkeit. Woher wissen wir denn bei Schubart und Frischlin und Hutten alle die Fehler und Flecken, alle die Ausschweifungen und Verirrungen ihres überschäumenden Temperaments und ihrer ungezügelten Sinnlichkeit? Von ihrem Biographen Strauß, der nichts verborgen und vertuscht, nichts abgeschwächt und verschönert hat. Schubarts anstößiges Zusammenleben mit seiner Magd, der Barbara Streicherin von Aalen, Frischlins Ehebruch, der Verlauf der venerischen Krankheit, an der Hutten 15 Jahre lang gelitten hat und schließlich zugrunde gegangen ist, — wer hat darüber offener und unumwundener gesprochen als Strauß? Mit Recht sagt daher Kuno Fischer [1]) mit Beziehung

---

[1]) Kuno Fischer a. a. O. S. 35.

auf die Hutten-Biographie: „Es ist nicht wahr, daß die Liebe blind ist, d. h. die blinde Liebe ist blind, die wahre sieht mit durchdringenden Augen.“

Zum Biographen im großen Stil gehört dann weiter, daß er nicht nur Künstler und Poet, sondern daß er auch Historiker ist. Als solcher hatte sich Strauß im Leben Jesu, etwa so wie Schwegler in seiner römischen Geschichte, d. h. wesentlich kritisch zersetzend, in der Glaubenslehre dagegen ganz modern entwicklungsgeschichtlich betätigt. Zugleich zeigt sich darin, daß er der Glaubenslehre ein Leben Jesu vorangehen ließ, vom ersten Spatenstich seiner Arbeit an seine Vorliebe für das Individuelle und Lebendige in der Geschichte. Daß daraus dort, bei Jesus, kein positives Lebensbild geworden ist, daran war nicht er, sondern waren die Quellen schuld. Aber dann kam in den „Friedlichen Blättern“ schon ein solches Positives nach, das fein und mit Liebe gezeichnete Bild von Justinus Kerner und seinem Haus; es kam jener Aufsatz über Daub und Schleiermacher, der es nicht nur mit ihren Systemen dogmengeschichtlich, sondern mit einer scharf umrissenen Zeichnung und Parallele ihrer Persönlichkeiten zu tun hatte. Gerade da sieht man, wie für Strauß hinter dem Unpersönlichen der Lehre und der Weltanschauung stets das Persönliche und das Menschliche das Interessanteste gewesen ist, und wie er von Anfang an verstanden hat, dasselbe porträtähnlich herauszuarbeiten. Auch im Julian ist es ein Mensch oder sind es zwei Menschen, der romantische Cäsar und der romantische Preußenkönig, deren Bild er, diesmal freilich nicht ohne Tendenz, aber darum doch historisch richtig entwirft. Und dann endlich die eigentlichen Biographien: noch unsicher und skizzenhaft, weil bloß als Umrahmung der Briefe, der „Schubart“; voll Liebe das Genrebild „Märklin“; und zuletzt, nach diesen Vorübungen, die großen Meisterwerke „Frischlin“ und „Hutten“, wozu wir hier schon als drittes und letztes den „Voltaire“ stellen müssen. In ihnen steht

Strauß auch historisch auf voller Höhe. Freilich ein geschulter Historiker war er nicht. Daher machten ihm die gelehrten Vorarbeiten, recht mühsame und zeitraubende Vorarbeiten, bei Frischlin mit seiner entsetzlichen Handschrift und ebenso bei Hutten, dessen Werke damals noch nicht in einer Gesamtausgabe leicht zugänglich und dessen Briefe wenigstens teilweise noch aus dem Manuskript zu entziffern waren, — dieses Stoffsammeln und Excerpieren machte ihm darum viel Mühe, er nennt sich selber dafür nicht „findig“ genug. Und jedenfalls war ihm dieses gelehrte Tun weit weniger genußreich, als die künstlerische Ausarbeitung und Gestaltung des gesammelten Stoffes, woran er deshalb immer erst ging, wenn er mit jenem ganz fertig war. Aber trotzdem hat er sich auch jener gelehrten Arbeit gewissenhaft unterzogen und sich darin allmählich immer besser zurechtgefunden; auch ist ihm ein Mangel oder eine Unterlassung nach dieser Seite hin niemals vorgeworfen oder nachgewiesen worden. Wissenschaftlich, gelehrt-historisch beherrschte er seinen Gegenstand vollständig, nur subjektiv, in der fehlenden Freude an solcher Gelehrtenarbeit und in dem Genuß, mit dem er nach ihrer Erledigung an das Formen und Gestalten ging, sieht man, daß er zuerst Künstler und nur um des Zweckes willen auch Historiker war. Und doch hängt ein — Mangel dürfen wir nicht sagen, aber ein bestimmter Zug seines biographischen Schaffens recht charakteristisch mit dieser seiner Geistesart und Arbeitsweise zusammen. Der Huttenbiographie fehlt, was wir zunächst erwarten, fast fordern möchten, der breit und satt ausgemalte Hintergrund des ganzen Renaissance- und Reformationszeitalters, von dem sich die Gestalt des Helden abhebt und in den sie sich auch wieder einzufügen, gelegentlich unterzutauchen hat. Und beim „Frischlin“ kann man, soweit es sich um seine Tätigkeit als Rektor in Laibach oder in Braunschweig und um seine grammatischen Kämpfe und Reformpläne handelt, ein Bild von dem uns heute aus der Geschichte der Pädagogik bekannten Schulbetrieb jener Zeit im

allgemeinen und großen wirklich vermissen; Frischlins Können und die Bedeutung seiner Arbeiten würden dadurch erst ihr volles und ihr richtiges Gewicht bekommen haben. Die Huttenbiographie ist, ebenso wie der „Frischlin“ und später der „Voltaire“, durchaus individualistisch, alles dreht sich um den einen und konzentriert sich in dem einen, eine Milieuschilderung ist es nicht. Das hängt, wie gesagt, damit zusammen, daß Strauß von Haus aus kein Historiker, sondern seiner Begabung und Neigung nach eher etwas wie ein Romanschriftsteller war; ein Romanschriftsteller nicht in der Art Zolas, sondern in der Art Goethes im Wilhelm Meister. Strauß interessierte das Psychologisch-Menschliche mehr als das Milieu, es interessierte ihn eigentlich ausschließlich. Und das führt uns noch auf ein zweites. Strauß gehört mit seiner ganzen Denk- und Seinsweise dem individualistischen Zeitalter an, in das er hineingeboren und hineingewachsen war, wirklich noch dem Zeitalter Goethes, wie dieser uns in Wilhelm Meisters Lehrjahren die Entwicklungs- und Erziehungsgeschichte eines Individuums erzählt hat, und dem Zeitalter des Neuhumanismus, der durchaus individualistisch und aristokratisch war. In die neuhumanistische Welt- und Lebensanschauung ist Strauß schon durch seinen Lehrer Kern in Blaubeuren eingeführt worden, an Goethe hat er sich gebildet und diesen daher auch früher schon gegen die törichten Angriffe eines Bildungsphilisters wie Menzel verteidigt, und Wilhelm Meisters Lehrjahre sind für ihn als Biographen immer vorbildlich gewesen. Nicht die Wanderjahre: diese sind sozialistisch. Aber damit war Goethe seiner Zeit vorangeeilt; das soziale Zeitalter war in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts erst langsam im Anzug und Werden, und der einsame und ganz nur auf sich gestellte Strauß war darum keine soziale, sondern eine ganz individualistische Natur, obwohl wir auch davon später einen Abzug werden machen müssen.

Aber wenn bei Frischlin infolge dieser individualistischen Art der Darstellung das Bild etwas einsilbig und dünn ausgefallen ist, obgleich das Tübinger Milieu und das gelehrte Zunftwesen an dem Schicksal des einen doch recht klar herauskommt: bei Hutten jedenfalls wie später bei Voltaire war dieses Einzelleben reich genug und reichte darum auch vollständig aus zu einer Schilderung für sich, ja es war reich genug, um von diesem einen Punkt aus zugleich auch das nötige Licht auf das Ganze zu werfen, auf die Zeit und Welt, in der Hutten mitten inne stand. Nicht nur die Freunde Crotus Rubianus, Eoban Hesse, Mutianus Rufus und späterhin Franz von Sickingen, selbst wieder Individuen von besonderer Art, lernen wir zum Greifen deutlich kennen: auch die großen Bewegungen der Zeit, der Humanismus und seine Kämpfe mit einer schal und barbarisch gewordenen Scholastik, die nationalen gravamina der Deutschen gegen Rom, die beginnende Reformation und Luthers alle überragende Größe, sie alle treten uns an der Gestalt Huttens, an seinen Kämpfen, seinen Schriften, seinen Schicksalen klar vor Augen. Hutten ist eben groß und bedeutend genug, so daß in ihm seine ganze Zeit sich malt und abspiegelt; in ihm laufen die Fäden und die geistigen Strömungen jener gewaltigen Sturm- und Drangperiode unseres Volkes wie in einem Brennpunkt alle zusammen, wir brauchen sie nicht noch besonders uns ausspinnen und ausziehen zu lassen, in ihm sind sie alle wie konzentriert und werden darum auch allen sichtbar und verständlich. So ergänzt sich sozusagen von innen heraus, was von außen angesehen etwa fehlt.

Darum ist aber auch die Huttenbiographie ein so gutes und, entsprechend der Größe ihres Gegenstandes und seiner Zeit, ein so machtvolles Buch geworden. Daß die Arbeit gut war, bewies diesmal auch die Aufnahme. Frischlin hatte nur ein spärliches Echo gefunden; aber das überraschte Strauß nicht und verdroß ihn nicht. Das war Kaviar fürs Volk, ein Stück Gelehrten- und Universitäts-

geschichte, also trotz des glänzenden Stils und der künstlerischen Gestaltung des Stoffes kein Buch, das auf weite Leserkreise berechnet war und sich Hoffnung machen konnte. Ganz anders der Hutten. 1857 war in Deutschland eine böse Zeit, die politische Reaktion noch in voller Blüte, Einheit und Freiheit scheinbar ferner als je. „Es waren die Jahre, da Germania nach einer erschöpfenden Fehlgeburt in tiefer Schwäche lag, da die großen und kleinen Dränger ihrer von neuem Meister geworden waren, da übermütige Nachbarn sie verhöhnten, da selbst jene schwarzen Vögel, als wäre sie schon eine Leiche, herangeflogen kamen und sie krächzend umschwärmten. Es war die Zeit der Konkordate, jener Knechtungsverträge mit Rom, von denen, nachdem Österreich vorangegangen, auch die übrigen Staaten des südlichen Deutschlands sich bedroht sahen.“ In diesem Augenblick kam zur guten Stunde der Ruf: ist denn kein Hutten da? und weil unter den Lebenden keiner war, unternahm es Strauß, das Bild des Verstorbenen zu erneuern und ihn dem deutschen Volke vorbildlich[1]) vor Augen zu stellen. Und sein Unternehmen war nicht umsonst, es kam sogar in diesem Augenblick eben recht. 1859 war es mit der Reaktion zu Ende, es folgte in Preußen die Ära Wilhelms I. und in Deutschland 1866 und 1870 die Ära Bismarcks, es kamen,

[1]) Ich habe absichtlich das Wort „vorbildlich“ in diese dem Vorwort zur zweiten Auflage des Straußschen Hutten entnommene Stelle eingefügt, um dabei an eine recht merkwürdige Bemerkung Fr. Paulsens in seiner „Geschichte des gelehrten Unterrichts“, 2. Aufl. I, 1896, zu erinnern. In jener fast gar mit Janssen und Denifle wetteifernden Schilderung des humanistischen Zeitalters heißt es S. 86: „Befremdlich bleibt, wie Strauß den fränkischen Ritter, der, an elender Krankheit dahinsiechend, allezeit ohne Geld im Beutel, aber voll großartiger Ansprüche umherzog und mit lateinischen Versen die Liberalität von geistlichen und weltlichen Herren stimulierte, als Vorkämpfer deutscher Freiheit und Bildung dem deutschen Volke hinstellen konnte. — Aber er hat Rom angegriffen. — Ich denke doch, daß es besserer Waffen und besserer Männer im Kampf für deutsche

kaum daß zehn Jahre um waren, Kaiser und Reich. So verstand diesmal das deutsche Volk Strauß und was er mit seinem Helden gewollt hatte. Es fand in dem Zorneifer des fränkischen Ritters gegen das licht- und freiheitfeindliche Rom und in dessen Mahnung an seine Deutschen, einig und selbstbewußt zusammenzustehen gegen den Übermut der Fremden, ein Wort zu rechter Zeit. Zwar eine zweite Auflage erlebte das Buch erst vierzehn Jahre später: die Auflage war zu stark genommen worden und die Form des Buches durch die vielen lateinischen Quellenstellen noch immer eine zu gelehrte; deshalb ließ Strauß 1871 den Ritter durch solches Gepäck weniger beschwert seinen zweiten Ausritt antreten. Aber gleich bei seinem ersten Erscheinen kam ihm doch von vielen Seiten ein freundlicher Widerhall entgegen: „das Buch ist, als es im Sommer 1857 herauskam, mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden", sagt er selber. Jetzt hatte Strauß das Ohr seines Volkes, man freute sich an der schönen Form und an dem freien Geist, der sie belebte, man freute sich des Ritters und lobte seinen Biographen. Das war für Strauß ein ungewohntes Erlebnis. Er, der Ausgestoßene und Verfehmte, der fast schon Vergessene, war rehabilitiert und mehr als das, er war ein beliebter Schriftsteller, ein gerne gehörter Rufer im Streit, einer der Führer und Vorkämpfer seines deutschen Volkes geworden. Das mußte ihm nach langer böser Zeit tief innerlich wohltun: „es wäre Affektation, wenn ich das leugnen wollte", hat er in seiner allerletzten Schrift noch bekannt. Zu dem Glück-

---

Freiheit und Bildung bedurfte und noch alle Tage bedarf." Paulsen ahnte damals noch nicht, daß er bald darauf selber genötigt sein werde, als philosophus militans „Rom anzugreifen" und sich gegen seine Ansprüche für deutsche Freiheit und Bildung zu wehren. Ich finde überhaupt in den kurzen Schlußbemerkungen von Strauß in seinem Hutten S. 530 ff (Ges. Schriften Bd. 7) mehr geschichtliches Verständnis für das Verhältnis des Humanismus zur Reformation als in allem, was Paulsen darüber geschrieben hat.

losen kam das Glück, oder vielmehr, es war schon vorher, schon während und durch die Arbeit am Hutten bei ihm eingekehrt. Denn wir wissen schon, wenn bei Strauß ein Werk abgeschlossen war, dann folgte allemal erst eine Periode der Verstimmung oder, wie er einmal sagt, „der Lebensstockung“.

Doch ehe wir zu solchem Persönlichen weiter- oder vielmehr zurückgehen, müssen wir in diesem Zusammenhang neben den drei oder vier großen Biographien, die Strauß etwa ein Jahrzehnt hindurch beschäftigt haben, noch einer Reihe kleinerer biographischer Skizzen gedenken, wie sie, da und dort erschienen, 1862 in einer ersten, 1866 in einer zweiten Sammlung „Kleiner Schriften“ vereinigt worden sind. Von dem 1839 erschienenen Essai über Justinus Kerner war schon mehrfach die Rede, und ebenso ist des Nekrologs auf Ludwig Bauer als eines Vorspiels zum Christian Märklin bereits gedacht. 1849 folgen die beiden Aufsätze über August Wilhelm Schlegel und Karl Immermann, für Brockhaus' „Gegenwart“ bestimmt. Schlegel hatte Strauß auf seiner Rheinreise im Jahr 1838 persönlich kennen gelernt. Köstlich schildert er den Besuch bei dem eiteln Mann. „Es war im Herbst des Jahres 1838, als der Verfasser, eingeführt durch seinen Landsmann Rehfues[1]), zu Bonn in A. W. Schlegels Besuchzimmer trat, erfüllt von all der Hochachtung, welche des Mannes Verdienste um die deutsche Literatur jedem einflößen müssen, der sie in ihrem Umfange kennt und nach ihrem Gewicht zu schätzen versteht. Vom Armoir blickte des Bewohners Marmorbüste nieder und hinter ihr noch ein in Öl gemaltes Bildnis desselben hervor, während er selbst in brauner, jugendlich lockiger Perücke, in blauem Frack und grauen faltigen Pantalons, mit munterer, fast frivoler Beweglichkeit uns entgegentrat

---

[1]) Philipp Joseph Rehfues war Kurator der Universität Bonn von 1819—1842.

und den Fremdling freundlich willkommen hieß. Da wir unterbrochen wurden, so lud er diesen ein, ihn abends noch einmal zu besuchen. Am französischen Kamin, in welchem ein lieblich duftendes Feuer loderte, saß jetzt ein altes Männchen, im Schlafrock ohne Perücke, das kahle Haupt mit einem schwarzseidenen Mützchen bedeckt. Um so mehr sollte nun aber seine geistige Toilette überraschen. Aus dem speziellen Fache des Verfassers brachte er eine Masse von Notizen und Problemen hervor, zum Teil als Fragen an diesen, worauf aber keine Antwort abgewartet, sondern alsbald zu andern und wieder andern Gegenständen übergesprungen wurde. An einen zusammenhängenden Gedankengang von seiner Seite oder an eine wechselseitige Unterhaltung, in welcher beide Teile sich menschlich näher hätten kommen können, war nicht zu denken, und der so seltsam umgewirbelte Gast hatte sich von einem wahren Schwindel zu erholen, als er sich, aus dem Hause getreten, wieder auf der nächtlichen Straße befand. Solange er frisch ist, verstimmt ein solcher Eindruck immer und trübt das Bild, das man sich von einem merkwürdigen Manne entworfen hatte, den man bisher nur gleichsam von seiner unsterblichen Seite kannte und nun auch von der sterblichen kennen gelernt hat: doch gleicht sich dies bei demjenigen, der von den Verdiensten eines solchen Mannes eine klare Erkenntnis hat, bald wieder aus." Und darum folgt nun auf diese anschauliche Schilderung des eiteln Alten eine feinsinnige Charakteristik des Schriftstellers und eine gerecht abwägende Würdigung dessen, was er für Sprache, Literatur und Bildung des deutschen Volkes geleistet hat. Es gehört vor Hayms großem Werk zum Besten, was bis dahin über die romantische Schule gesagt worden war, und war zugleich so etwas wie eine Abrechnung Straußens mit seiner eigenen romantischen Erstlingsperiode.

Immermann hat Strauß nicht persönlich gekannt; aber die anschauliche Schilderung seiner Persönlichkeit fand er im

„Münchhausen“, und das Biographische über seine Jugend konnte er seinen leider unvollendet gebliebenen „Memorabilien“ entnehmen. So geht auch hier dem Literarhistorischen und Kritischen ein Bild des Menschen voran, der ihm diesmal besser gefiel als der Schriftsteller und Dichter. Was er über die beiden Hauptwerke — die Epigonen und den Münchhausen — sagt, ist trefflich. Der verfehlte Schluß des ersteren ist ihm nur wieder ein Zeichen der „romantischen Krankheit, gleichsam einer Selbstzerstörungslust, entspringend aus dem geheimen Zweifel des Poeten an der Realität seiner Schöpfungen“. Der Münchhausen ist — und das hat sich ja inzwischen durchaus bewahrheitet — „seinem einen Bestandteil nach ebenso gewiß totgeboren, als nach dem andern — der Schilderung des Oberhofs und der knorrigen Eiche, seines westfälischen Hofschulzen — unsterblich“. Wenn er aber etwa mit dem Dichter Immermann allzu scharf ins Gericht gegangen sein sollte, den Menschen, den Charakter, seine tüchtige und kräftige Persönlichkeit hat er gewiß nicht verkannt.

Zu Ludwig Timotheus Spittler führten ihn der Hauch Lessingischen Geistes, den er in ihm fand, und die landsmannschaftliche Vorliebe. Spittler war ja „ein württembergischer Theologe, natürlich also aus dem in solchem Falle unvermeidlichen Tübinger Stift“. Zugleich interessierte ihn, gleich nach der Vollendung des Hutten im Jahr 1857, dieser bedeutendste schwäbische Historiker als solcher und als freigesinnter Politiker; seine schiefe Stellung unter dem absolutistischen König Friedrich von Württemberg füllte überdies eine Lücke aus zwischen dem Herzog Karl, der ihm durch Schubart nahegetreten war, und dem König Wilhelm I., unter dem er selbst zu leiden gehabt und von dem er nach seinem Tode im Jahre 1864 ein nicht eben geschmeicheltes, aber durchaus gerechtes Bild entworfen hat.

Und Landsleute waren auch die Maler, von denen uns Strauß in einer Reihe von Aufsätzen erzählt. Die Ge-

mäldesammlung des Freiherrn von Üxküll in Karlsruhe, die er 1853 kennen gelernt hatte, führte ihn auf die deutsche Malerei um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert. Aus dem Nachlaß Üxkülls gab er Joseph Kochs Gedanken über ältere und neuere Malerei heraus, soweit sie sich für den Druck eigneten, und kam dann weiter zu Üxkülls Freund, dem 1852 verstorbenen Historienmaler Eberhard Wächter, der freilich in Rom nach schlechter romantischer Sitte Konvertit geworden war, dessen Hauptwerke aber, sein Hiob und sein Sokrates, nicht romantisch, sondern durchaus klassisch gedacht und empfunden sind; der letztere ist mir in meinem Arbeitszimmer noch heute ein lieber Freund. Der Aufsatz über ihn war zugleich ein Nekrolog auf den eben (1852) gestorbenen. Neben ihm (und Carstens) steht dann weiter, als „einer der Erneuerer der deutschen Malerei", Gottlieb Schick, der uns heute von Wilhelm v. Humboldts römischem Aufenthalt her bekannter ist, als er es damals war [1]). Die schwäbische Heimat auf den von ihr schlecht Behandelten und allzu schnell Vergessenen hinzuweisen, sollte der Aufsatz „Zur Lebensgeschichte des Malers Gottlieb Schick" dienen. Nehmen wir dazu noch die Miszellen, „der Bildhauer Isopi und die Wappentiere vor dem Stuttgarter Schloß" und „den musikalischen Brief eines beschränkten Kopfes über Beethovens neunte Symphonie und ihre Bewunderer", von dem noch zu reden sein wird, so sehen wir, wie es nicht bloß die Literatur und ihre Geschichte, sondern die Kunst überhaupt ist, die Strauß interessiert, sehen aber auch, wie es — abgesehen von dem musikalischen Brief — auch hier fast durchweg das Biographische war, das seine Feder dafür in Bewegung setzte. Überall sucht er hinter dem Kunstwerk den Menschen,

[1]) Sein Bild von Adelheid und Gabriele von Humboldt aus dem Jahre 1809 steht an der Spitze der Biographie Gabriele von Bülows.

und wenn er ihn gefunden hat, redet er mehr von ihm als von seinen Werken. Und wieder ist es das Humanistische oder Klassizistische und das Schwäbische, was ihm die Themata stellt und ihn zum Schreiben reizt.

Erinnern wir hier auch noch einmal an den Aufsatz „zum Andenken an meine gute Mutter“ (1858) und nehmen die zwei Leichenreden (auf Dr. Sicherer 1861 und seinen Bruder Wilhelm 1863) hinzu, die in den Kleinen Schriften mit Aufnahme fanden, so gilt von der zweiten Sammlung noch mehr als von der ersten, was Strauß im Vorwort zu dieser über das bunte Allerlei, das hier versammelt war, schreibt: „Nun weiß ich wohl, daß man die Herausgabe einer derartigen Sammlung bei Leibesleben einem Autor eigentlich verübelt. Er soll warten, ob man nach seinem Tode der Mühe Wert finden wird, eine solche zu veranstalten. Dagegen will ich im allgemeinen hier nicht disputieren, sondern nur angeben, was mich veranlaßt, solange nicht zu warten. Dem Schriftsteller mag es noch so sehr um die Sachen zu tun sein, über welche er schreibt: hat er einmal ein Vierteljahrhundert lang geschrieben, so wünscht er billig, vom Publikum auch sich selbst nicht mehr schief und einseitig beurteilt zu sehen. Welche Veranlassung hiezu in seinen frühesten Werken lag (obwohl immer nur für solche, deren Blick nicht unter die Oberfläche von Büchern und Geistern drang), verkennt der Verfasser des Lebens Jesu nicht. Aber sogar noch neuestens aus Anlaß seiner Hutten-Biographie sind ihm öffentliche Urteile über seine Geistesart zu Gesichte gekommen, die ihm durch ihr Fehlschießen Spaß gemacht, zugleich aber auch den Seufzer ausgepreßt haben: Ich wollt', ich wäre der reine Verstand, wofür ich euch gelte, so wäre mir manches Ungemach im Leben erspart geblieben! Ein zwangloses Allerlei vermischter Schriften zeigt den Verfasser nun doch wohl von mehreren Seiten als ein in einer bestimmten Richtung verfaßtes Werk, und kann dazu beitragen, das abstrakte Gespenst einer einseitigen Vorstellung von ihm,

das ihm nachgerade unbequem geworden, zu verscheuchen." Und von der neuen Folge sagt er 1866 ähnlich: „Eine bunte Gesellschaft! wird beim Überblick dieses Inhalts mancher kopfschüttelnd ausrufen. Allein ich wollte einmal mein ganzes Orchester vorführen, d. h. von den verschiedenen Instrumenten, die ich zum Trost oder zur Kurzweil nach und nach erlernt, auf jedem ein Stückchen zum besten geben. Vom Piccolo darf man kein Adagio verlangen; aber der Tag hat mehr als zwölf Stunden, das Leben unzählige Lagen und Stimmungen: und da ist es manchmal gar nicht übel, wenn man nicht bloß ein Instrument und eine Leier zu spielen weiß." Aber geholfen hat ihm die Vielseitigkeit und Buntheit, die Liebenswürdigkeit und Grazie, die er in seinen Kleinen Schriften zeigte, nicht allzuviel; wohl galt er der Welt hinfort als ein großer Schriftsteller, aber der Verfasser des Lebens Jesu blieb er ihr dennoch, und erst, als lange nach seinem Tode die ausgewählten Briefe erschienen, hat das große Publikum gemerkt, daß Strauß doch nicht „der kalte herzlose Rechenmeister sei, der unbarmherzig mit den Heiligtümern verfuhr, die dem Frommen am Herzen liegen" [1]), sondern ein feiner, liebenswürdiger Mensch mit einem warmen Empfinden für allerlei Schönes und Gutes und Großes in Kunst und Menschenwelt.

So hat sich denn auch der Mythus, der sich an sein Wanderleben in der Zeit seiner biographischen Arbeiten geknüpft hat, nur allzulang erhalten, noch Samuel Eck [2]) hält daran fest: ein zweiter Ahasver habe Strauß in dieser Zeit ein — „fast" setzt Eck sich vorsichtig salvierend hinzu: da sind „die Ganzen" doch tapferer! — „ein fast unstetes Wanderleben geführt, nirgends konnte er — „recht" sagt Eck! — festwurzeln", nirgends fand er Ruhe. Und während Hausrath unbefangen anerkennt, daß wir aus den Briefen —

[1]) Ad. Hausrath in der Besprechung der ausgewählten Briefe, Protest. Kirchenzeitung, Jahrg. 1896, Nr. 3.

[2]) Samuel Eck, David Friedrich Strauß, 1899, S. 154.

sehr im Gegensatz zu solchen Vorstellungen — „einen gewissenhaften Familienvater kennen lernen, der nach Heidelberg zieht, weil da für seine Tochter ein passendes Institut aufgefunden ist, der aber den Aufenthalt in Heidelberg, wo er die innigsten Freundschaften geschlossen hat, mit Heilbronn vertauscht, weil er für seinen Sohn die schwäbische Schule der badischen vorzieht“, rechnet Eck drei Jahre nachher diese „Sorge um die Erziehung seiner beiden Kinder“ noch „fast“ gar mit zu den — ich weiß nicht, ob Sünden oder Strafen des unsteten Mannes.

Ein Wanderleben war es allerdings, das Strauß in den fünfziger Jahren geführt hat, wir wissen aber auch bereits die Gründe, die ihn aus der schwäbischen Heimat fortgetrieben haben, wo es ihm allein ganz wohl war, und wo er mit allen seinen Interessen und menschlichen Beziehungen allein „recht“ festwurzelte. In München haben wir ihn verlassen. Dorthin sollten im November 1851 die Kinder kommen. Um ihretwillen mußte ein eigenes Hauswesen eingerichtet und mußte eine Dame ins Haus genommen werden, die ihm die Kinder erziehen half. Als seine Ehe ins Wanken gekommen war und die Trennung erst halb, dann ganz ins Werk gesetzt wurde, da hatte fürs erste die treue Karoline genügt. Von ihr muß in einer Biographie von Strauß auch gesprochen worden. Karoline Gerber, geboren am 28. Oktober 1798 als Tochter eines Sattlers in Brackenheim, war schon bei der Großmutter von Strauß, der Witwe des Kaufmanns Ruoff in Ludwigsburg, im Dienst gewesen und hatte diese verpflegt, seit 1824 war sie dann Magd bei der Tante von Strauß, Friederike Strauß. Im gleichen Hause waren die beiden Brüder Strauß herangewachsen, und so hatte sich schon zwischen den Knaben und der vertrauten Dienerin der Familie eine gegenseitige Anhänglichkeit herausgebildet, die sich im Lauf der Jahre immer mehr vertiefte. Auch bei der Pflege der Eltern von Strauß, als diese auf dem Totenbett lagen, hat sie sich um-

sichtig und fleißig betätigt. Nach dem Tod der Mutter besorgte sie, noch immer im Dienst der Tante stehend, Strauß die Wäsche bis zu seiner Verheiratung. Auch die Tante hat sie bis zu deren Tod im Jahre 1846 gepflegt. Hinfort mehr selbständig wollte sie sich jedesmal den Gliedern der Familie Strauß widmen, die sie brauchten. So sollte sie eben zu dem erkrankten Wilhelm nach Köln gehen, als sie Strauß bei der Trennung von seiner Frau zur Pflege der mutterlosen Kinder zu sich rief. Damit begründete Strauß auch dem Gericht gegenüber sein Verlangen, die Kinder behalten zu dürfen. Damals hat ihr auch der Oheim Ruoff bezeugt, daß zärtliche Anhänglichkeit an die Kinder und treueste Versorgung von ihr zu erwarten sei [1]). Aber nun, wo es sich nicht bloß um Pflegen und Aufziehen, sondern um wirkliche Erziehung handelte, genügte natürlich die treue Magd nicht mehr, Strauß mußte eine gebildete Frau ins Haus nehmen, und da traf er es mit Fräulein Eb für längere Zeit sehr gut; er rühmt — bezeichnenderweise — vor allem ihre Friedfertigkeit! Es ist für ihn ein rechter Kummer gewesen, als sie schon 1852, um sich zu verheiraten, ihn wieder verlassen hat.

Aber wo sollte er sich mit diesem Haushalt ansiedeln? München schien ihm dazu nicht geeignet, und so versuchte er es zuerst mit Weimar. Dort hatte er kurz zuvor unter der Führung seines Freundes Adolf Schöll, den er von Tübingen her kannte und der jetzt Direktor der Kunstanstalten in Weimar war, unvergeßliche Tage verlebt. So zogen ihn die Nähe dieses befreundeten Hauses und noch mehr die klassischen Stätten Weimars mit der Fülle ihrer Erinnerungen auch jetzt wieder dorthin. Allein es war ein Mißgriff. Das ist mir erst dieser Tage, als ich wieder einmal

[1]) Das Voranstehende ist größtenteils wörtlich einem Zeugnis entnommen, das Kaufmann Ruoff in Ludwigsburg am 6. März 1847 der Karoline Gerber ausgestellt hat (aufbewahrt im Schiller-Museum zu Marbach).

zu diesem unserem deutschen Mekka gewallfahrtet bin, so recht klar geworden. Strauß war Schwabe durch und durch. Kurz vor Weimar beginnen die Windmühlen, in Weimar bekommt man, wenn man vom Süden her kommt, zum erstenmal gesalzene Butter, — d. h. Weimar ist Norddeutschland. Und Weimar mutet einen noch heute so philisterhaft und kleinstädtisch, so unbehaglich und hofrätlich an: wie muß es erst damals dort gewesen sein! So fühlte sich der von München herkommende Süddeutsche dort recht in der Fremde, namentlich in den ersten Wochen, ehe die Kinder mit der Haushälterin nachkamen. Kein Wein, kein Bier, die Freunde Teetrinker! so klagt er dem Bruder; die Wohnung malpropre und unbequem. Doch bald „entdeckt er ein bayrisches Bier, freilich dreimal so teuer als in seiner Heimat und nicht halb so gut; allein man gewöhnt's". Und der Bruder schickt Rheinwein. Zum Versuchen desselben lud Strauß fünf Hofräte ein: er fand allgemeinen Beifall, aber „einem der teuren Männer soll er die Nacht und den ganzen folgenden Tag viel zu schaffen gemacht haben! Überhaupt die vielen Hofräte in Weimar! Einen Hofrat kann man daran erkennen, daß er in den Schloßzimmern den Hut abnimmt, in den Kirchen aber ihn aufbehält"! Und zu haben sind sie in Gesellschaft nie ohne die Weiber, „welche mir im allgemeinen eine fatale Zugabe sind". Freilich so ganz schlimm war es auch damit nicht. Er hatte ja den „herzensguten" Schöll, der sich ihm als wahren Freund erwies und ihm mit seiner Familie alles erdenkliche Gute antat. Sauppe, der damals Gymnasialdirektor in Weimar war, stellte ihm seine schöne philologische Bibliothek zu Gebot, und so las er einmal wieder eifrig Klassiker, darunter auch solche, die man sonst weniger liest, wie Vellejus. Auch musikalisch waren seine Gefühle gemischt. „Gestern habe ich", erzählt er der Schwägerin, „bei Liszt, der hier Kapellmeister ist, einem Violinquartett beigewohnt und mich dabei von der russischen Fürstin Wittgenstein, die er nächstes Früh-

jahr heiraten wird, anrauchen lassen — was will man mehr? Das Quartett ist gut, nur sind die Leute etwas rapplig durch einen allerneuesten Komponisten namens Wagner, der sich hier aufgehalten hat, so daß ihnen Beethoven selbst noch nicht toll genug ist, wenigstens spielen sie seine spätesten, krausesten Sachen am liebsten. Meine bescheidene Anfrage an Violino I-°, einen gescheiten, ganz jungen Virtuosen, ob denn auch der alte Haydn noch bei ihnen ankommen dürfe, führte dann doch ein Gespräch herbei, dessen Ende war, daß er mir ungebeten versprach, nächsten Sonntag solle ich ein Haydnsches Quartett von ihnen hören." Zu den öffentlichen Quartettvorstellungen „schickten ihm die Herren als großem Musikgönner ein Freibillett, was ihm eine Verlegenheit ist". Und so blieb in Weimar das Beste doch immer der Umgang mit seinen Kindern. Er hat „viel zu tun, ihnen im Unterricht nachzuhelfen; da dauert ihn keine Zeit, die er hierauf verwendet; da weiß man doch, an wen man sie wendet, was man beim Bücherschreiben nicht weiß". Und so ist er mit ihnen „fortwährend wohlauf und guter Dinge, wie seit Jahren nicht". Das einzig Unangenehme sind die Briefe, die sie mit der Mutter zu wechseln haben und die ein Anwachsen bei ihm immer wieder verhindern.

So schwankt das Zünglein der Wage für Weimar hin und her; schließlich geben aber doch die Kinder den Ausschlag gegen das Bleiben. „Es ist erstaunlich, was die Kleinstaaterei hier fühlbar ist, lauter verrotteter Schlendrian, so bei Handwerksleuten wie in Lehranstalten." Bis zum zehnten Jahre müßte Fritz in einem kleinen Privatinstitut unterrichtet werden, das ihm nicht genügt, und so denkt er einen Augenblick an eine Übersiedlung nach Jena, wo ein sehr gerühmtes Institut (das Stoysche) ist. Aber schließlich lockt ihn — für seine Kinder und um ihretwillen Köln. Hier finden sie im Hause des Onkels Wilhelm Verwandte und eine zweite Heimat, die ihnen das Vaterhaus doch nur halb bieten konnte, und finden gleich-

altrige Spielgenossen und Schulkameraden. Davon verspricht er sich für sie und sich viel Freude. Zwei Jahre, vom Sommer 1852 bis Herbst 1854, hat er dort gelebt. Da für diese Zeit die Briefe an den Bruder pausieren, so fehlt uns der Einblick in die Intimitäten seines häuslichen Lebens in Köln. Wohl hat er sich aber dort nicht gefühlt. Der Bruder war viel krank, und die katholische Handelsstadt bot Strauß außer in musikalischer Beziehung wenig Anregung; er fand weder die Natur noch die Menschen, die er brauchte, und auch die für seine Arbeit nötigen Bücher konnte er sich nur von außen verschaffen [1]). Auch suchte er gerade damals für neue Arbeit tastend erst nach Stoffen. Einen Augenblick dachte er an ein Lebensbild des alten Rationalisten Paulus, der 1851 gestorben war und dessen Biographie aus der Feder seines Schwiegersohns, des Philosophieprofessors Freiherrn von Reichlin-Meldegg Strauß — ich setze dafür einen parlamentarischen Ausdruck — wenig befriedigte. Erst im Jahre 1854 fand sein tastender Fuß festen Grund, der Furor biographicus packte ihn, die Arbeit am „Frischlin" begann. Eine ganze Kiste mit Frischlinschen Briefen und sonstigen auf ihn sich beziehenden Akten kam vom Stuttgarter Archiv, und bald „steckt

[1]) In den Literarischen Denkwürdigkeiten heißt es über den Kölner Aufenthalt: Hier „hatte ich meinen guten Bruder, hatte seine Familie, seine Freunde; aber mein Verkehr mit ihm war teils durch sein Geschäft, teils durch seine Kränklichkeit sehr gehemmt; ein literarischer Umgang fehlte mir, und weder die Art der Stadt und Gegend noch das Leben und Treiben der Bevölkerung konnte mir behagen. Dazu kam Not mit der Haushaltung. Die erste Haushälterin, mit der ich und noch mehr die Kinder wohl versorgt gewesen, fand nach Jahresfrist Gelegenheit zu heiraten; die zweite aber, obwohl mir von bester Hand (Emilie Sigel) empfohlen, zeigte sich erst als unzulänglich, in der Folge als wirklich schlecht. Das waren keine Verhältnisse, den stockenden literarischen Produktionstrieb in neuen Fluß zu bringen. Ich blieb in meiner Verbitterung; es entstand nichts, bereitete sich nichts vor. Die einzige Seite, von der ich mich in Köln angeregt fand, war die Musik".

er bis über die Ohren darin“. Da ihm aber auch die Schulen in Köln nicht zusagten, so denkt er darauf die Kinder anderswo unterzubringen. Auf einer Reise nach Württemberg kommt er nach Öhringen, wo sein Freund Fischer als Stadtpfarrer lebt. Hier verhandelt er mit Präzeptor Preuner, dessen Haus ihm jener sehr empfohlen hatte, über die Aufnahme seines Fritz. Und nun beschließt er auch die Tochter in ein Institut zu geben. Er geht nach Mannheim, wo sein Freund Hetsch und sein Verleger Bassermann ihn beraten. Aber Dittenberger, ein Schwiegersohn Daubs, damals Hofprediger in Weimar, früher Stadtpfarrer in Heidelberg, gab für dieses den Ausschlag. Er empfahl ihm ein dortiges Institut, an dem er zehn Jahre lang selbst und nach ihm Pfarrer Zittel (d. ä.) Unterricht gegeben hatte und das an solider Bildung keinem nachstehe. Vorsteherin war ein Fräulein Heidel. Da Strauß seinem Kinde „die schöne Natur von Heidelberg doch lieber gönnen mochte als das öde Mannheim mit seinem Kalkwasser und seinen Wanzen“, so brachte er Georgine dorthin. Aber wohin dann mit sich selber? Erst dachte er an Ludwigsburg, wo Karoline, auch wenn sie nicht zu ihm zog, die Oberaufsicht über seinen Haushalt übernehmen konnte. Allein die Aussicht, dann beide Kinder in der Ferne zu haben, war ihm nicht mehr erträglich; und so zog auch er nach Heidelberg, wo er sich täglich am Wachsen und Gedeihen der Tochter freuen und sie allsonntäglich ganz bei sich haben konnte. So hatte er ohne die Beschwernis eigener Menage und ohne direkte Erziehungssorgen wenigstens das eine der Kinder um sich. Das zweite, was ihn zu dieser Wahl bestimmte, war die Natur: darüber bedarf es für Heidelberg keines Wortes. Seine Briefe zeigen, wie er die Spaziergelegenheit benützt, sich am Wald im Winter, am Erwachen der Natur im Frühjahr gefreut und ihr Leben in vollen Zügen mitgelebt und mitgenossen hat. Zum dritten war es die Bibliothek und war es überhaupt die gelehrte Luft der Universitätsstadt, die dem wieder produktiv gewordenen Schriftsteller den

nötigen Stoff und die gewünschte Anregung zuführten. Ganz anders als in Köln konnte hier der „Frischlin“ gefördert und zu Ende gebracht und der Plan zum „Hutten“ gefaßt und durchgeführt werden.

Diese drei Dinge zusammen, das Sorgen und Sorgendürfen für andere, das Ausruhen von der Unrast des Lebens am Busen der alleinen ewigen Natur, und die täglich fortschreitende Arbeit, haben Strauß in Heidelberg mehr und mehr gesunden und die Wunde, die die vierziger Jahre ihm geschlagen hatten, langsam verheilen lassen. Dazu kam aber noch eines, nicht das Letzte: der Umgang mit bedeutenden Menschen, die ihn verstanden, ihn durch ihre Hochschätzung aufrichteten, in lebhaftem Gedankenaustausch aus dem scheinbar erkalteten Stein neue Funken herauszulocken wußten und durch ihre warme menschliche Teilnahme und Freundschaft auch seinem Herzen wohltaten. Von Weimar aus, vor der Übersiedelung nach Köln, hatte er dem Bruder geschrieben: „Um die Menschen ist mir's weniger, die brauche ich leider gar nicht mehr oder weiß sie nicht mehr zu brauchen. Ich bin hier außer mit Schölls mit niemand öfter zusammengekommen. Ich kann jetzt jedermann entbehren, in dieser Beziehung bringt das Behagen mit meinen Kindern den neuen Widerspruch in meine Existenz, daß es mich von der Welt vollends ablöst, mit der ich doch, den Kindern zulieb, eher wieder etwas mehr in Verkehr kommen sollte.“ Das wird nun in Heidelberg mit einem Schlag anders. Hier findet Strauß Menschen, hier wird er wieder gesellig. Auch die schwäbische Schwerfälligkeit hat er hier vollends abgelegt und ist der Mann mit den feinen Umgangsformen geworden, als der er mir in der Erinnerung lebt.

Mitte Oktober 1854 war Strauß in Heidelberg eingetroffen, am 6. November schon berichtet er dem Bruder: „Bekanntschaften habe ich über dem fatalen Wohnungsuchen noch wenig gemacht, hauptsächlich mit dem Dr. Fischer, einem Dozenten der Philosophie, dem die Pfaffen kürzlich das

Lesen gelegt haben. Er gefällt mir recht wohl und ist 1½ Tage mit mir wegen Wohnungen herumgelaufen." Es ist Kuno Fischer, der Exprivatdozent, dem allerdings kürzlich erst in Heidelberg auf der „Pfaffen" Betreiben hin die Venia legendi entzogen worden war. Was ihm dieser und der Umgang mit ihm gewesen ist, darüber lassen wir ihn am besten selbst reden. In den „Literarischen Denkwürdigkeiten" heißt es: „Einer der ersten Besuche, die ich machte, war bei Dr. Kuno Fischer, der damals als Privatdozent, dem aber das Lesen untersagt worden war, am Orte lebte. Ich hatte vor einigen Jahren einen Aufsatz von ihm über L. Feuerbach gelesen, der mir als das Beste erscheinen wollte, was bis dahin zu dessen Beurteilung gesagt war; und jetzt war er ja vermöge des Interdikts, das infolge theologischer Denunziation auf ihm ruhte, gewissermaßen ein Kollege von mir. Ich fand einen noch sehr jungen Mann mit hellblondem Haar und Schnurrbart, schnell und scharf in seiner Rede, und norddeutsch-stramm in seinem Auftreten. So grell der Gegensatz war, den dies zu meiner Natur und Art bildete, so kam er mir doch gleich von Anfang an mit so viel Hochschätzung und Zuneigung entgegen, daß ich mich vertraulich zu ihm hingezogen fühlte. Es mir in seinem Kreise behaglich zu machen, trug nach näherem Bekanntwerden auch seine Frau bei, von französischer Herkunft, aber in Deutschland erzogen und so zart und gemütvoll, daß sie dem Deutschen durchaus als Landsmännin erschien. Auch meine Tochter, und wenn er in Ferien kam, mein Sohn fanden in der Familie Fischer, zu der noch ein munteres Töchterchen von etwa zwei Jahren gehörte, die freundlichste Aufnahme, und so bildete sich ein Verhältnis, das, wenn auch längst durch Ortsentfernung gehemmt, doch mich und, wie ich hoffe, meine Kinder durchs Leben begleiten wird." Aber auch bei der Arbeit, der Fertigstellung des „Frischlin", zeigte Kuno Fischer „eine ebenso unerwartete als unschätzbare Freundesgabe. Von dem schroff

und eigenartig erscheinenden Manne, der vollauf mit eigenen Werken und Entwürfen beschäftigt war, die noch dazu einem ganz andern Gebiet als meine damalige Arbeit angehörten, konnte ich bei seiner Gesinnung gegen mich wohl freundliche Teilnahme an dem, was mich eben beschäftigte, aber nicht dieses liebevolle Eingehen auch in das Einzelste erwarten, wie ich es bei ihm fand. Mich mit Fischer über einen Punkt, den ich gerade unter Händen hatte, zu besprechen, gab mir die entschiedenste Förderung. Mit bewundernswerter Leichtigkeit wußte er sich in die Sache, wie ich sie ihm vortrug, zu versetzen; eine Aufgabe, an der ich mich zerarbeitete, ward alsbald auch die seinige, und er machte im Gespräch gemeinsam mit mir Versuche, sie zu lösen. Dazu kam noch eines, was seinen Umgang so belebend für mich machte. Mein Selbstvertrauen, wie mein Lebensgefühl überhaupt, war nie besonders stark gewesen; damals war es, infolge des langen Mißwachses auf seiten meiner literarischen Tätigkeit zu tiefer Schwäche herabgesunken. Seit meinem Rücktritt aus dem theologischen Felde hatte ich nichts Durchschlagendes, nichts, woran ich mir hätte bewußt werden können, daß meine Kraft noch ungeschwächt sei, geschrieben. Fischer brachte mir eine Hochschätzung — nicht bloß meiner früheren schriftstellerischen Leistungen, sondern meiner lebendigen geistigen Potenz entgegen, die mich, weil sie von einem selbst so geistvollen Menschen ausging, im Innersten aufrichtete und nicht wenig dazu beitrug, meiner Schriftstellerei einen frischen Aufschwung zu geben... Zwischen Fischer und mir bildete bei allen Gegensätzen der Natur und der Geistesrichtung die gemeinsame philosophische Bildung, insbesondere der Durchgang durch das Hegelsche System, einen Boden, auf dem wir uns immer wieder fanden, eine Voraussetzung, aus welcher heraus wir uns zum voraus schon verstanden." So wurde die Freundschaft immer enger, die Freunde Straußens wurden auch Freunde von Fischer, namentlich an Rapp und seinem

Pfarrhaus, in das ihn Strauß einführte, hatte dieser seine helle Freude. Darum war es für Strauß „nicht bloß ein Verlust, sondern ein Unglück", als Fischer im Frühjahr 1857 Heidelberg verließ und dem Ruf nach Jena folgte, der ihn wieder in den akademischen Sattel gehoben hat, auf dem er dann so meisterhaft zu reiten verstand. Wie ein Ersatz für seine persönliche Gegenwart, die Strauß nun entbehren mußte, war es, daß Fischer vom Hutten bis zum Voltaire die Hauptwerke von Strauß öffentlich besprochen [1]) und dem deutschen Volk klar gemacht hat, was es an Strauß vor allem als Biographen besaß. Daß er dabei in und neben dem Schriftsteller auch den Menschen, den er ja freilich intim persönlich kannte, der Welt vor Augen stellte, empfand Strauß als ein seltenes Glück; er fühlte, daß ihm Fischer damit eine Entschädigung hat geben wollen für so manche Verkennung, die ihm im Leben widerfahren war [2]).

Nicht so vertraut wie mit Fischer, aber doch in „vertraulichem Umgang" nahe genug stand Strauß Gervinus. Mit seinen Schriften war er lange schon bekannt. Von seiner Geschichte der deutschen Dichtung, seinem Shakespeare und seiner Schrift über die Deutschkatholiken ist in den

---

[1]) Diese Aufsätze von Kuno Fischer über Strauß sind nun von Hugo Falkenheim gesammelt erschienen in der schon mehrmals erwähnten Schrift „Über David Friedrich Strauß. Gesammelte Aufsätze von Kuno Fischer". Heidelberg 1908.

[2]) In dem schönen Gedicht „An Kuno Fischer" bei dessen Berufung nach Jena heißt es über ihr Heidelberger Zusammensein:

Mein Schifflein schwamm die gleiche Bahn,
Es kam dem Deinigen zur Seite,
Erwünscht war beiden das Geleite:
So zog man nachbarlich voran.

Es waren Tage voll Genuß,
Man grüßte sich am frühen Morgen,
Vergaß im Redetausch die Sorgen,
In Zukunftsplanen den Verdruß.

Briefen an Vischer und Rapp seit 1842 öfters und stets mit viel Zustimmung die Rede. Nun lernt er ihn auch persönlich kennen, und alsbald wird ihm neben Fischer die Bekanntschaft mit Gervinus die merkwürdigste und liebste; je näher er ihm kommt, desto achtungs- und liebenswerter erscheint er ihm. Zuerst entdecken sie ihre musikalische, dann auch ihre theologische Übereinstimmung, nur daß Gervinus eine politischere Natur ist als er. Und das kam sofort auch dem Hutten zugut, bei dem sich ja die von Gervinus verlangte Wendung vom Literaten zum Politiker tatsächlich vollzogen hat. Auch das rege Interesse Straußens an der Geschichte und ihren Vertretern in Deutschland, das wir in den Briefen jener Zeit bemerken, wird auf ihn zurückzuführen sein. Doch lassen wir auch über dieses Verhältnis Strauß selber reden: „Ich war“, heißt es in den literarischen Denkwürdigkeiten, „seinem epochemachenden Werk über die deutsche Nationalliteratur soviel Belehrung schuldig geworden, hatte mich später an seiner Schrift über den vereinigten Landtag in Preußen, wie an der vorzugsweise von ihm geleiteten Deutschen Zeitung so erbaut, meine Hochachtung vor ihm war so groß, daß mich verlangte, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Allein es geschah nicht ohne eine gewisse Scheu. Bei aller Geisteshöhe war er mir immer zugleich als eine herbe Natur erschienen; und wie weit in religiösen Dingen sein Freisinn ging, war mir infolge einiger Bemerkungen über die neuere theologische Kritik in seiner Literaturgeschichte zweifelhaft. Wie überraschte mich daher die freundliche, gemütliche Aufnahme, die ich bei ihm fand, und die mein Inneres so aufschloß, daß ich nach einer halben Stunde mit der Überzeugung von ihm ging, auch hier ein Verhältnis auf die Dauer angeknüpft zu haben. Auch mit Frau Gervinus, die, bei mancher Seltsamkeit in ihrem Wesen, doch durch den redlichen Ernst ihres geistigen Strebens und das aufrichtige Wohlwollen ihres Herzens mir bald lieb wurde,

ergab sich ein angenehmer Verkehr; während meine Kinder, bei der Kinderlosigkeit des Paares, hier weniger Ansprache, obwohl stets freundliche Aufnahme fanden." Freilich ein Aber war auch für ihn dabei. „So hoch ich ihn um seines Seelenadels willen verehrte, soviel ich auch, besonders in Beurteilung politischer Verhältnisse, von ihm gelernt hatte und noch ferner lernte, so sehr auch in vielen wichtigen Punkten unsere Ansichten zusammenstimmten: im ganzen war doch sein Standpunkt ein anderer, seine Art, die Dinge anzufassen und zu schätzen, eine andere. Er war, wenn ich es mit einem kurzen Worte ausdrücken soll, durchaus ein sozial-politischer, ich durchaus ein ästhetisch-künstlerischer Mensch. Er schwärmte für Shakespeare und Händel, wie ich Goethe und Mozart verehrte; aber was er in jenen schätzte, war doch weniger das Musikalische oder Poetische selbst, als die sittlichen Ideen, die er in ihren Werken mittelst jener Formen wirksam fand, das Dorische sozusagen in dem Genius beider Männer, wogegen ihm das Ionische und Attische in Mozart und Goethe bereits als Erschlaffung und Entartung erschien. Am meisten trafen wir noch in unserer Verehrung für Lessing zusammen; aber auch hier, wenn ich, wenigstens für den jugendlichen Lessing, von einer gewissen Fechterbravour, einer Liebhaberei für dialektische Virtuosenstücke sprach, begegnete ich auf seiner Seite einer Unbedingtheit der Bewunderung, die sich in betreff Shakespeares zu starrer Orthodoxie steigerte. Es wurde über diese Punkte besonders im Anfang unserer Bekanntschaft viel zwischen uns gestritten, wobei ich oft lebhafter wurde als schicklich war, während Gervinus immer gleich freundlich und langmütig, freilich auch unerschüttert bei seiner Meinung blieb." Auch ihn führte er seinen alten Freunden zu. An Pfingsten 1855 kam er mit Gervinus, Fischer und Mohl nach Auerbach an der Bergstraße, wo sich von Marburg her Zellers und von Tübingen Baur mit seinem Sohn einfanden: „gleichsam ein Kongreß der philosophisch-kriti-

schen und historischen Richtung"; auch der Plan einer wissenschaftlichen Zeitschrift wurde hier erwogen, an der die Versammelten alle teilnehmen wollten; schade, daß er nicht verwirklicht worden ist.

Der dritte endlich, zu dem sich in Heidelberg ein genaueres Verhältnis bildete, war Dr. Locher, dessen Bekanntschaft Strauß durch Fischer machte. „Noch in München", erzählt er, „hatte ich einmal in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung einen Artikel über dortige Theater- und Musikzustände gelesen, der mir so wohl gefiel, daß ich mich nach dem Verfasser erkundigte. Es wurde mir ein Dr. Locher genannt, der vor kurzem noch in München gelebt habe. Ich fand ihn jetzt in Heidelberg und gewann ihn bald sehr lieb. Kind reicher Eltern, war er, nach deren frühem Tode sein eigener Herr, auf Universitäten gegangen, hatte sich aber hier mehr von Kunst und schöner Literatur als von einer Fakultätswissenschaft angezogen gefühlt. Besonders dem Theater hatte er seine Neigung zugewandt, und wohlgebaut und von angenehmen Manieren wie er war, bald auf Liebabertheatern Glück gemacht. In Heidelberg war er durch Kuno Fischers hinreißenden Vortrag für philosophische Studien gewonnen worden und bereitete sich damals vor, sich als Privatdozent der Ästhetik daselbst zu habilitieren. Eine schöne und geistvolle Frau stand ihm zur Seite, und drei anmutige Kinder belebten das Hauswesen. Eine mehrtägige Pfingstreise, die ich mit ihm, Fischer und Gervinus in die Pfalz machte, gehört zu den angenehmsten Erinnerungen meines Heidelberger Lebens. Insbesondere zwischen Kuno Fischer und mir bildete Locher eine wohltätige Vermittlung. Fischer, von Haus aus scharf, damals noch durch die erfahrene Unbill frisch gereizt, gab sich bisweilen in einer Art, die meinem weicheren und gleichfalls reizbaren Naturell empfindlich war; da war denn eine milde, feine, freundliche Natur wie Locher unschätzbar, um die Gegensätze auszugleichen, Verstimmungen nicht aufkommen

zu lassen. Als er im Herbst 1855, von seinem Vorhaben sich zu habilitieren auf einmal abspringend, Heidelberg verließ, empfand ich dies als schweren Verlust, der mir auch nicht ersetzt worden ist.“ Rapp gegenüber nennt er ihn einen „hochgebildeten und guten Menschen“.

Mit den beiden jüngeren Freunden Fischer und Locher kam er auch beim Bier zusammen, er rühmte sich sie zum Kneipen verführt oder vielmehr „erzogen“ zu haben. An den zwei gewöhnlichen Kneipabenden nahmen außerdem noch teil ein Landschaftsmaler Fries, der mit Vischer in Rom gewesen war, ein Kaufmann Bielefeld aus Hamburg, der sich nach weiten Reisen in Heidelberg zur Ruhe gesetzt hatte und deutsche Literatur bei Fischer studierte, endlich ein sizilianischer Principe Radali, der aber ein guter blonder Deutscher war, dessen Vater ein sizilianisches Prinzipat geerbt hatte. Endlich ist unter den näheren Bekannten noch Julius Meyer, der spätere Galeriedirektor in Berlin, zu nennen, mit dem ihn ästhetische Interessen zusammenführten und dem er über die Heidelberger Zeit hinaus freundschaftlich verbunden blieb. Sehr warm schreibt er über ihn: „Es ist ein Mensch von ebenso schöner allgemeiner als gründlicher Fachbildung, einem ebenso weltmännisch nobeln als innig gemütlichen Wesen, mir mit der Ergebenheit halb eines Sohnes, halb eines jüngeren Bruders zugetan und mir vor allen meinen jüngeren Freunden wert“.

Auch mit Häusser, dem kneipfrohen Pfälzer, verkehrte er; zu Schlosser wurde er zum Essen geladen, aber noch lieber war es ihm, wenn er sich mit dem ehrwürdigen Patriarchen auf seinem Studierzimmer unterhalten konnte; Robert Mohl, den Landsmann von Tübingen her, lernte er erst hier kennen; selbst zum Chemiker Bunsen ergaben sich Beziehungen. Zittel habe ich unter seinen Bekannten schon genannt. Mit diesem weiteren Kreis, „den besten Männern von Heidelberg“, kam er — auf sein Betreiben — jede Woche Montags bei einem Bäcker zusammen, der guten Wein und

ein eigenes Zimmer für solche Gesellschaften hatte. Daß es hier an Geist und Witz, an fröhlichen und scharfen Worten nicht gefehlt hat, läßt sich denken; daher haben es nicht bloß „die Frommen“ dem Stadtpfarrer Zittel schwer verdacht, daß er allwöchentlich mit dem Leben-Jesu-Strauß zusammensaß und seine „gotteslästerlichen“ Reden mit anhörte. Dagegen wird die Bekanntschaft mit dem Ritter Josias von Bunsen, der ja damals auch in Heidelberg lebte, keine zu nahe gewesen sein, zumal dessen „ganze geschwätzige Anmaßlichkeit“ Strauß widerwärtig war.

Auch nach auswärts streckten sich seine Fühlfäden. Im nahen Mannheim war Hetsch Musikdirektor, mit dem Strauß einst im Stift zusammengewesen war. Man erneuerte die alte Freundschaft, verstand sich in gleichgestimmten musikalischen Interessen und Sympathien und besuchte sich fleißig herüber und hinüber, allein oder mit Freund Rapp, wenn dieser nach Heidelberg kam.

Die Arbeit am Hutten aber führte ihn von den Heidelbergern zu den Bonnern. Während Strauß sich dem fränkischen Ritter zuwandte, war längst schon Professor Eduard Böcking in Bonn damit beschäftigt, die Werke Huttens zu sammeln und ihre Herausgabe vorzubereiten. Durch Gervinus wurden die beiden Huttenfreunde zunächst brieflich zusammengeführt. Liebenswürdig stellte Böcking Strauß seinen reichen literarischen Apparat für die Huttenausgabe zur Verfügung; eifrig gingen Briefe mit Fragen und Antworten hin und her, und schließlich lud ihn Böcking im Sommer 1856 zu sich nach Bonn. Es war zunächst eine literarische Bekanntschaft, wobei Strauß mehr der Empfangende war. Er rühmt, wie ungemein er durch das Durchsprechen des Gegenstands mit Böcking gefördert worden sei und daß er eigentlich erst durch ihn einen Begriff bekommen habe, was an gründlicher Urkundenforschung und diplomatischer Genauigkeit zu einer solchen Arbeit gehöre. Aus der literarischen wurde aber auch hier bald eine persön-

liche Freundschaft. Strauß war Böckings Gast in Bonn und fühlte sich, in seinem Hause wohl aufgenommen, überaus behaglich. Auch die Bekanntschaft mit Otto Jahn, Dahlmann und anderen Bonner Gelehrten hat Böcking vermittelt. Daß die Freundschaft mit ihm später einen übeln Stoß bekam, da sich Böcking durch die Besprechung des zweiten Bandes seiner Huttenausgabe durch Strauß schwer gekränkt fühlte und das Band in einem recht unguten Brief brüsk durchschnitt, war nicht Straußens Schuld. Die Rezension, als Fortsetzung einer höchst lobenden und anerkennenden Besprechung des ersten Bandes gedacht, hatte absolut nichts Verletzendes [1]). Böcking war offenbar dadurch ge-

[1]) Über die erste Rezension, die vielleicht schon den Grund zu der Mißstimmung Böckings gelegt hat und auch nicht ohne eine ganz kleine, aber durchaus scherzhaft gemeinte Spitze gewesen ist, schreibt Strauß seinem Bruder am 24. März 1859: „Ich habe diese Woche eine angenehme Arbeit gehabt. Böcking hat mir den ersten Band der Werke Huttens in seiner Ausgabe geschenkt und den Wunsch geäußert, daß ich denselben anzeigen solle. Nun ist seine Arbeit vortrefflich, und doch mußte ich, um mich bei dem alten Cerberus in Respekt zu setzen, ihm auch etwas am Zeuge zu flicken suchen, zumal er in seiner Anzeige meines Hutten mich doch etwas geschulmeistert hatte. Denn im Grunde halten Leute seiner Art unser einen doch nur für einen Belletristen. Ich mußte ihm also zeigen, daß, so sehr er auch in diesem Fache Meister ist, ich doch auch über Hilfsquellen gebiete, die mir es möglich machen, ihm hie und da etwas aufzuraten zu geben. Ich legte meine Arbeit Gervinus vor, der sie mir ganz vergnügt zurückbrachte.“ Über die Anzeige des zweiten Bandes dagegen schreibt er dem Bruder im September 1859 ganz harmlos: „Vor wenigen Tagen kam Freund Böcking (nach Heidelberg) und brachte mir die Aushängebogen des zweiten Bandes von Huttens Werken mit dem Wunsch, daß ich denselben anzeigen solle; wir waren recht kordial zusammen. Diesmal hat sich aber der Alte so vorgesehen, daß ich in seiner Arbeit fast keine Nachlese zu machen finde; hätte er nicht einmal den Garten Gethsemane für den Paradiesgarten angesehen, so gäbe es gar keinen Spaß.“ Es fand sich dann freilich noch einiges mehr; namentlich die Art, wie Böcking Erasmus beurteilte — „er führe einen moralischen Vernichtungskrieg gegen

reizt, daß Strauß allmählich aus der Rolle des Empfangenden und Lernenden in die des Gebenden und Lehrenden hineingewachsen war und daß die leichtere Arbeit des Biographen von der Welt höher gewertet wurde, als seine mühsame Sammlung der Huttenschen Werke. Dieser Unmut kam dann an falscher Stelle zum Ausbruch. Einen Augenblick verlor auch Strauß bei diesem unvermuteten Überfall die Ruhe. Aber er ist es dann doch gewesen, der bei einem Trauerfall in Böckings Familie die unterbrochene Korrespondenz wieder aufnahm und zunächst äußerlich den Frieden wieder herstellte. Bei Besuchen im Hause seiner Tochter in Bonn hat sich das Verhältnis später auch innerlich wiederhergestellt. Die Nachricht von seinem Tode am 3. Mai 1870 war ihm schmerzlich. „Er wird mir, so oft ich nach Bonn komme, sehr fehlen", schrieb er der Tochter.

Es war eine Nemesis eigener Art, daß fast zur selben Zeit Strauß seinerseits durch eine Besprechung seines „Hutten" schwer gekränkt wurde. Rudolf Haym hatte 1858 für die von ihm neugegründeten „Preußischen Jahrbücher" Strauß in Heidelberg persönlich als Mitarbeiter geworben, und dieser hatte ihm auch sofort für das zweite Heft den prächtigen Essai über Spittler geliefert. Nun sollte Vischer in den Jahrbüchern den Straußischen „Hutten" anzeigen. Doch das lehnte Haym ab, da er diesen selber besprechen wollte. Schon das verstimmte Strauß. Als aber dann der Aufsatz Hayms, noch im ersten Jahrgang der Jahrbücher, erschien, verstimmte ihn auch der Inhalt,

---

ihn", meint Strauß —, mußte er zurückweisen. Der Ton aber war wie in der ersten so auch hier durchaus freundlich. Die Anzeige des ersten Bandes erschien in den „Grenzboten", Bd. I, 2. S. 240 ff. 1859; die zweite ebendort Bd. II, 4. S. 245 ff. — Die Briefe von Strauß an Böcking liegen auf der Straßburger Bibliothek; sie haben für einen Huttenforscher noch immer ihren Wert.

daß der Rezensent, wie Haym meint [1]), „an seine theologische Vergangenheit erinnert und seine biographische Methode nicht in allen Stücken gebilligt habe“: er hatte sie „allzu mikroskopisch und philologisch“ genannt. Das hat ihm Strauß nicht verziehen, und so war sein erster Beitrag auch sein letzter.

1854 bis 1861 hat Strauß in Heidelberg gelebt. Diese sechs Jahre sind — er wußte es auch selber — die glücklichsten in der zweiten Hälfte seines Lebens gewesen. Sie haben ihn über den toten Punkt der Lebensstockung hinweggehoben und ihm neues Leben gebracht. Äußerlich sah er sich der Plackerei mit einer schlecht versehenen eigenen Haushaltung enthoben. Die Tochter, die er Sonntags bei Tisch hatte und die auch sonst Spaziergänge und kleine Landpartien mit ihm machen durfte, sah er vier Jahre lang in trefflicher Obhut an seiner Seite heranwachsen, den Sohn wußte er in Öhringen erst bei Preuners, dann bei Bogers (die Frau war Frieda Rapp, die Tochter seines Freundes) wohl versorgt. Zu den alten Freunden kamen in Heidelberg neue hinzu [2]), die ihm

---

[1]) Aus meinem Leben. Erinnerungen von Rudolf Haym, 1902, S. 264 ff. Wenn Haym hier von der „partikularistischen Gruppe“ derer um Strauß redet, so kann das nur landsmannschaftlich, nicht politisch gemeint sein; sonst wäre es falsch. Strauß war kein Partikularist.

[2]) Gegenüber einer Bemerkung Hausraths in der Deutschen Rundschau, März 1908, daß „nur ganz hervorragende Nichtschwaben wie Kuno Fischer und Gervinus zu ähnlich engem Verkehr wie die alten Studienfreunde zugelassen worden seien“, weise ich darauf hin, daß Strauß neben den alten Genossen aus der Blaubeurer und Tübinger Zeit, die natürlich Schwaben waren, sich außerhalb Württembergs doch nicht bloß jene zwei, sondern noch eine ganze Anzahl von näheren und nächsten Freunden gewonnen hat; ich nenne Wilhelm Vatke in Berlin, Neumann in München, Adolf Schöll in Weimar, Locher und Meyer in Heidelberg, Böcking in Bonn. Damit fällt der Vorwurf einer gewissen Ausschließlichkeit dahin, falls es ein Vorwurf sein soll. Denn wer von uns hat mehr „Freunde“? Daß ihrer in Heidelberg nicht noch mehrere geworden sind, daran waren übrigens auch die damaligen

menschlich und wissenschaftlich wohltaten, bedeutende Menschen aller Art. Ihnen zuliebe gab er seine weltscheue Einsamkeit auf und verkehrte nun wieder wie in der „Kneipe“ so in den Familien seiner Freunde viel und gern und entwickelte und offenbarte seine geselligen Talente des Witzes und Humors und der fröhlichen Laune, die ihm einst in Blaubeuren und Tübingen die Herzen seiner Altersgenossen gewonnen hatten. Daß sein Witz schärfer, sein Humor schwerblütiger und bitterer war als in jener harmlosen Jugendzeit, das freilich ließ sich nach alledem, was dazwischen lag, nicht ändern. Ganz besonders aber weckte der Heidelberger Aufenthalt in ihm die Arbeitslust und die lange stockende Produktivität. Hier war er in wissenschaftlicher Luft, alles um ihn her arbeitete und schrieb, das steckte an. Und dazu kam die Ermutigung der Freunde, die ihm Selbstvertrauen gab, und die vielfache geistige Anregung, wie sie in einer Universitätsstadt ganz von selbst sich einstellt. Bei Fischer fand er liebevolles Eingehen und entschiedene Förderung, bei Gervinus volles Verständnis und tatkräftige Unterstützung für die Gegenstände seines Schaffens. So konnte er genesen und so ist er in Heidel-

---

unerquicklichen Parteiverhältnisse an der Universität schuld, die Strauß von Anfang an störend in den Weg traten. „Zu meinem Bedauern“, schreibt er gleich im November 1854 an Zeller, „fand ich, daß die Männer freierer Richtung hier in zwei Lager gespalten sind: Moleschott mit Hagen und dem tollen Kapp sind Ultrafeuerbachianer und politisch Radikale, die an Gervinus usw. kein gutes Haar lassen: dagegen bildet dieser mit Häusser, Fischer u. a. eine gemäßigte Partei.“ Verkehren konnte er daher nur mit einem dieser Kreise, und da schloß er sich dem Häusserschen an. — Aus dem im Text Mitgeteilten geht übrigens auch hervor, was es mit der anderen Behauptung Hausraths auf sich hat, Strauß habe in Heidelberg „still und zurückgezogen“ gelebt. So still und zurückgezogen, wie mit wenigen Ausnahmen alle deutschen Gelehrten in kleinen Universitätsstädten zu leben pflegen, nicht weniger, aber auch kaum mehr. Ich würde eher sagen, er habe in Heidelberg aufgehört, so still und zurückgezogen zu leben wie bis dahin.

berg genesen, ist wieder in die Welt hineingewachsen, der er entfremdet war, und hat sich wieder zu den speziellen Aufgaben zurückgefunden, die ihm seine Begabung, sein Studiengang und seine persönliche Neigung nahelegten. In Heidelberg ist er der große Biograph geworden, als den wir ihn in diesem Kapitel kennen gelernt haben, der „Frischlin" und der „Hutten" sind während seines dortigen Aufenthalts erschienen. Hier hat sich aber daneben auch, langsam und einstweilen noch unvermerkt fast, seine Rückkehr zur Theologie angebahnt.

Neuntes Kapitel.

Die Rückkehr zur Theologie.

Der Hutten war fertig: was nun? Da taucht ein Plan auf, der allerdings zunächst mehr von außen an Strauß herangetreten zu sein scheint, der Gedanke einer — Lutherbiographie. Es lag ja sachlich nahe genug, von Hutten auf Luther zu kommen, über den Strauß in der Biographie seines Ritters so verständnisvoll und begeistert gesprochen hatte. Man denke nur an jene von ihm geschilderte Szene zwischen Hutten und Sickingen — eine der schönsten in der Geschichte unseres Volkes: „Am gastlichen Tische der Ebernburg sitzen in den Winterabenden zwei deutsche Ritter in Gesprächen über die deutscheste Angelegenheit; der eine Flüchtling, der andere sein mächtiger Beschützer: aber der Flüchtling, der Jüngere ist der Lehrer, der Ältere schämt sich des Lernens nicht, wie der ritterliche Lehrer selbst neidlos dem größeren Meister, dem Mönch zu Wittenberg, sich unterordnet". Vor allem aber war es doch Gervinus, der ihm aus seiner Verehrung Luthers heraus und in der Überzeugung, daß eben jetzt durch ein aus dem rechten Gesichtspunkte geschriebenes Werk über den großen deutschen Reformator viel gewirkt werden könnte, diesen Gedanken nahe legte. Kuno Fischer war schon weg, er würde ihm, meint Strauß, so wie er ihn kannte, schwerlich zu dem Unternehmen zugeredet haben. So machte er sich denn ans Werk, fing aber mit Zwingli und seinen Briefen an, die den schweizerischen Reformator noch ganz auf humanistischem

Boden zeigten, um so um den Kern der Sache herumzugehen, „wie die Katze um den heißen Brei“; denn vom Theologischen wollte er vorerst noch nichts wissen. An Luther reizte ihn also zunächst nur die große historische Persönlichkeit und daneben das rein Menschliche. Luther war, darin mit Schubart vergleichbar, ein Temperaments- und Kraftmann, und so war es wieder Gegensatz und Ähnlichkeit zugleich, die derbe Bauernnatur dieses heroischen Willensmenschen mit seiner von Haus aus starken und erst künstlich und mühsam gebändigten Sinnlichkeit, seiner über alle melancholischen Anwandlungen immer wieder sieghaften Frohnatur und seiner im gegebenen Augenblick robust zugreifenden Tatkraft und Energie. Und als Befreier seiner Deutschen, um seines im Fanfarenton in sein Volk hineingerufenen „Los von Rom“ willen war er natürlich auch Strauß von Herzen teuer und ein Gegenstand freudiger Bewunderung. Darum liebte er ihn, so hätte er wohl über ihn schreiben können. Aber über eines kam er nicht weg, an dieses Eine mochte er damals noch nicht wieder heran, es war das Theologische; oder genauer gesagt: das Irrationale in Luthers Sündenbewußtsein und Rechtfertigungsglauben, sein Glaube, daß er und alle Menschen für sich grundverdorben, der ewigen Verdammnis verfallen wären und nur durch das Blut Christi und den Glauben an dessen Kraft davor bewahrt und erlöst werden können. Ein Mann, dessen Kern dieses Bewußtsein bildet, war ihm seit seinem Bruch mit der Theologie so fremd, so unverständlich geworden, daß er ihn nicht zum Helden einer biographischen Darstellung machen mochte; es fehlte ihm für diese Seite in Luther die Sympathie, es fehlte ihm in diesem Augenblick sogar die Toleranz dafür; er fand sie einfach unsinnig, widrig, abscheulich. So war er eine Zeitlang von Zweifelsqualen hin- und hergerissen, wie das am deutlichsten aus einem ganz an die „wägelnde“ Art Vischers erinnernden Brief an Rapp vom 19. November 1857 hervorgeht. „Ich

habe für Luther zu lesen angefangen... Um nun aber Luther zu begreifen, muß man seine Rechtfertigungslehre und die inneren Kämpfe, die ihn dazu führten, sich deutlich machen, sich in dieselben hineinleben. Letzteres ist nicht leicht, wenigstens mir nicht. Zunächst sind mir diese Gemütszustände widrig, und das Resultat derselben, die Rechtfertigungslehre, erscheint als Unsinn. Nun sag' ich mir aber: diese Geschichten haben die Welt umgestaltet; auch du mit allem, was dir von Überzeugungen teuer ist, stehst darauf; kann also kein bloßer Unsinn sein; dringe unter die Oberfläche und grabe dem Sinn nach. Gut, ich tu's und übersetze mir jene Anfechtungen und deren Lösung in meine Sprache; aber verfälsche ich sie damit nicht? sind das noch Luthers Zustände? Luthers Auskunft? Und doch muß es eine Vermittlung geben, durch welche, mittelst einer Reihe von = und wieder =, Luthers Gesetz und Evangelium in Kants kategorischen Imperativ und Schillers ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts ausmündet. Du siehst, an welchem Knoten ich mich zerarbeite. Darum denke ich also: laß du Luther Luther sein und schreibe „Deutsche Dichterleben von Klopstock bis Schiller"; da wirst du mehr Pläsier davon haben; ist auch leichter. Leichter! eben das wirft mich dann wieder der andern Aufgabe zu, die mich durch ihre Schwierigkeit reizt. O Rapp, was hast Du für einen närrischen Freund! Zum Glück ist er einmal nicht geboren, das ist schon hieraus klar. Wozu denn? Ja, wenn wir das wüßten!"

Schließlich gab er aber den Plan doch auf. Vielleicht haben wir Grund, das zu bedauern, trotz des theologischen Defekts, der in einer damals geschriebenen Lutherbiographie von Strauß jedenfalls sich spürbar gemacht hätte. Der Mensch Luther wäre sicher gut herausgekommen und ein Kunstwerk wäre es auch geworden. Aber — „ich kann über niemand schreiben, den ich nicht liebe", und Luther liebte er in diesem Augenblick nicht, wenigstens nicht den ganzen, er war ihm zu

theologisch. Aber gearbeitet mußte werden. So entstand zwischenhinein der Aufsatz über Spittler, der ihm viel Genuß gewährte — „ich habe lange nichts mit solcher Liebe gearbeitet.“ Doch das war eine Kleinigkeit; ein Größeres sollte werden, und so wandte er sich nun dem andern Plane zu, von dem er Rapp geschrieben, dem Plan, eine Reihe deutscher Dichterleben von Klopstock bis Schiller zu schreiben. Gerade das hatte Gervinus mit seinem Zureden zu Luther verhindern wollen, da er der Ansicht war, mit der schönwissenschaftlichen Ära sei es für Deutschland zu Ende, dafür sei eine Zeit der Tat und des politischen Handelns gekommen, worin er ja am Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre so unrecht nicht hatte. Allein Strauß ließ sich durch solche Bedenken, die ihm als einem „ästhetisch-künstlerischen“ Menschen durchaus fern lagen, nun, nachdem der Gedanke an Luther aufgegeben war, nicht abhalten. So etwas lag ihm, dazu hatte er längst schon Neigung und Lust, auch war er durch seine Lektüre und seine Studien dazu wohl vorbereitet.

Sein Absehen ging auf drei Paare: Klopstock-Wieland; Lessing-Herder; Goethe-Schiller, und war ein rein literarisches und ästhetisches. Er wollte „anschaulich machen, wie teils innerhalb der Paare jedesmal der zweite Mann die Ergänzung des ersten war, teils die Paare unter sich in der Art eine Stufenleiter bildeten, daß, nachdem das erste Paar durch das zweite beseitigt und der Grund tiefer gelegt ist, in dem dritten sich das erste in höherer und reicherer Weise wiederholt. Von der französischen Konventionspoesie losgerissen, eröffnet sich die deutsche Dichtung der Neuzeit, wie billig, mit dem höchsten Idealismus in Klopstock, dessen Fleischlosigkeit aber einen Gegensatz wie die Wielandsche Sinnlichkeit, die auch alsbald wieder nach den französischen Mustern zurückgreift, notwendig fordert. Während vor Lessing hierauf weder Klopstocks hohle Idealität noch Wielands niedriger Realismus bestehen, sofern er auf Shake-

speare als das Muster und auf den recht verstandenen Aristoteles als den Gesetzgeber einer höheren, volleren Kunst verweist, und für das Drama nach diesen Grundsätzen gearbeitete Musterstücke selbst liefert: wird seine verstandesscharfe Kritik durch Herders Gefühligkeit und nachschaffende Einbildungskraft ergänzt, der seinerseits die Schätze der Volks- und Völkerpoesie für uns erschließt. Und indem nun alle Hoffnungen und Verheißungen für die deutsche Dichtung in Goethe sich überschwänglich erfüllen, läßt er doch an seiner Seite noch für einen Schiller Raum, der, in gewissem Sinn ein größerer Klopstock, ihm — man darf freilich nicht sagen: als einem höheren Wieland, aber doch wieder als der Idealist dem Realisten gegenübertritt. Näher zugesehen übrigens sind es doch nur zwei, nicht drei Rangstufen, worein diese zugführenden Genien sich ordnen. Gerade die Hälfte von ihnen, mit dem dritten Paare nämlich auch einen Mann des zweiten, hat das deutsche Volk als Klassiker im engsten Sinne in den Olymp des modernen Geistes erhoben. Und merkwürdig, wie in diesem neuen Olymp noch immer jene Typen gelten, welche die plastische Phantasie des Griechenvolkes in dem alten als die Urbilder der verschiedenartigen menschlichen Trefflichkeit aufgestellt hat. Oder denken wir uns nicht unwillkürlich in unserem deutschen Dichterhimmel Goethe als den ruhigthronenden, alles überschauenden Vater Zeus; Schiller als den kühn vorschreitenden Apollon, auf dessen Schulter der Köcher klingt; Lessing aber (wie ihn der formende Künstler auch unbewußt dargestellt hat) als

des Atlas beredten Enkel,
Der die rohen Sitten der neuen Menschheit
Klug durch Sprache bildete, samt der edlen
Schule des Ringkampfs?“

Das war der großangelegte Plan, wie ihn Strauß in dem Vorwort zu dem zweiten Band der Kleinen Schriften selber entwickelt

hat; und hier können wir ohne alles „vielleicht“ sagen: Schade, daß er nicht ausgeführt worden ist.

Von den sechsen waren ihm nur drei, Lessing, Goethe und Schiller, wirklich sympathisch, beginnen mußte er mit einem, den er jedenfalls nicht durchaus liebte. Zwar hatte er Klopstocks Messias in früher Jugend mit Begeisterung gelesen, und der Held dieses Epos und die neue Mythologie, in die derselbe hier noch einmal eingesponnen war, lagen dem Verfasser des Lebens Jesu nicht allzufern. Überdies hatten ihm einzelne der Klopstockischen Oden später noch Bewunderung eingeflößt, und der selbstbewußte, vornehme Zug im Wesen des Dichters imponierte ihm auch menschlich. Aber wenn dann hier schon Hindernisse und Hemmungen eintraten, war gerade für Klopstock die Sympathie doch nicht groß und nicht nachhaltig genug, um sie zu überwinden. Und eine solche Hemmung kam: der Hamburger Archivar Lappenberg verweigerte Strauß die Mitteilung der ungedruckten Briefe Klopstocks an Fanny, und ohne sie glaubte Strauß, ob mit Recht oder Unrecht, nicht weiter machen zu können. So blieb das Leben Klopstocks und damit das ganze Unternehmen unvollendet. Immerhin haben wir zwei Abschnitte davon, den großen Anfang „Klopstocks Jugendgeschichte“ bis zu seinem Aufenthalt in Zürich und das kleine Kabinettstückchen „Klopstock und der Markgraf Friedrich von Baden“. Nehmen wir dazu noch den 1861 in Heilbronn zugunsten der deutschen Flotte gehaltenen Vortrag über „Lessings Nathan den Weisen“ und die Abschnitte über Lessing, Goethe und Schiller im „alten und neuen Glauben“, so dürfen wir wie gesagt mit Grund bedauern, daß dieser umfassende Plan nicht ausgeführt worden ist. Wie ihm selbst bei Öffnung des bestäubten Pakets mit der Überschrift „Klopstock, opus imperfectum“, so weht auch uns beim Lesen dieser Klopstockischen Jugendgeschichte „die reine tauige Morgenluft der ersten Werdezeit unserer neudeutschen Dichtung entgegen“, und wir begreifen, daß

er diesen Genuß durch Aufnahme der Arbeit in die „Kleinen Schriften" auch andern gönnen wollte. Die Verehrung für den idealen Sinn, den edlen Stolz, das feurige Vaterlandsgefühl Klopstocks gibt ihr den nötigen Schwung und die erfreuliche Wärme; und das sinnenfreudige Lebensgefühl, das Klopstock in Zürich menschlich und dichterisch betätigt hatte, lag schließlich doch auf derselben Linie wie bei Schubart, Frischlin und Hutten. In jenem Vortrag über den Nathan aber spüren wir das Kongeniale, das Strauß mit Lessing verband, den Gleichklang der Seelen in der Darlegung der Grundgedanken dieses hohen Liedes der Duldung und geistigen Freiheit, dieser humanen Predigt vom Kommen eines wahren Gottesreiches auf Erden. Aber auch die ästhetische Analyse des Dramas ist ein Meisterstück. In ihr haben wir eine reife Frucht seiner langjährigen Beschäftigung mit deutscher Literatur, von der wir in der Streitschrift gegen Menzel die erste Probe kennen gelernt haben. Strauß ist kein Fanatiker der Methode gewesen, wie so viele unserer heutigen Literarhistoriker; ihm war der Dichter kein Bündel oder Produkt von überall her zusammengesuchten Parallelstellen, sondern eine Individualität und Persönlichkeit, die er nach- und einfühlend zu verstehen suchte. Und in der Kritik operierte er mit ganz bestimmten ästhetischen Maßstäben, die er an den Alten und vor allem an Goethe sich erarbeitet hatte. Hier war daher auch ein Punkt, wo er mit Vischer nicht durchaus Hand in Hand gehen konnte. Zwar daß dieser den zweiten Teil des Faust tief unter den ersten stellte, das war seit seinem Kampf mit Menzel[1]) auch seine Meinung. Aber der nörgelnde, scharfe Ton, mit dem Vischer Goethe zuweilen meisterte, schien ihm pietätlos; auch fürchtete er für die Ästhetik des Freundes, wenn dieser an Goethe irre werden sollte. Übrigens hat Strauß auch den neuen und neuesten unter

[1]) s. oben I, S. 241 f.

den Dichtern seine Aufmerksamkeit geschenkt und ist auch ihnen mit selbständigem und oft recht scharfem Urteil entgegengetreten. Selbst Freunden wie Kerner oder Mörike, den er als Lyriker gleich hinter Goethe stellte, dessen „Hutzelmännlein" ihm aber wegen des allzu romantischen Schlusses recht wenig behagte. So ist es ein wirklicher Verlust, daß wir von diesem Teil seiner Lebensarbeit nur Bruchstücke haben [1]). Was ihm diese ästhetische Arbeit innerlich bedeutete, das werden wir aus seinem letzten Buch erfahren.

Und nun erhob sich, als die Arbeit an den Dichterleben ins Stocken geraten war, aufs neue für den in Heidelberg dem Schaffen und Produzieren Zurückgewonnenen die Frage: was nun? Die Antwort hieß: zurück zur Theologie!

Noch 1858 hatte Kuno Fischer [2]) geschrieben: „Man weiß, in welchen Aufruhr Strauß durch sein Leben Jesu und seine Dogmatik unsere theologische Welt versetzt hat, und daß er selbst freiwillig eben diese theologische Welt verließ, nachdem er den Feuerregen seiner Kritik über sie ausgeschüttet. Er ist ausgewandert wie Lot, ohne sich umzusehen. Einige haben gehofft, die meisten gefürchtet, daß er auf den verlassenen Schauplatz noch einmal zurückkehren werde, aber beide haben sich getäuscht, und es scheint, daß sich die aufgeschreckten Wächter wieder ruhig niederlegen können. Strauß wird sie nicht mehr wecken." Dafür konnte er sich auf Strauß selber berufen; noch am 30. Mai 1858 schrieb dieser an Rapp, er lasse sich von Ludwigsburg den Rest seiner theologischen Bibliothek schicken, um sie — zu verkaufen: „ich lese sie gewiß nicht

---

[1]) Das Beste, feine Analysen von Dichtungen, oft bis ins Einzelnste gehend, findet sich vielfach in Briefen, namentlich an Rapp; die in der Deutschen Revue 1894 veröffentlichen Stücke aus seinem Nachlaß sind Kleinigkeiten; doch sind die für den Rappischen Familienkreis bestimmten Gedanken über Schillers Wallenstein recht fein.

[2]) a. a. O. S. 16 f.

mehr". So wenig dachte er also noch damals an eine Rückkehr in die theologische Welt. Und dennoch war jene Prophezeiung Fischers, daß Strauß die Theologen nicht mehr wecken werde, falsch, die Rückkehr in ihr Land stand unmittelbar bevor.

Aber wenn man näher und schärfer zusieht, war denn Strauß nicht alle die Zeit her bei der Theologie geblieben? Nach der Glaubenslehre war zuerst der „Julian" gekommen, in dem es sich doch klärlich um eine Auseinandersetzung mit Religion und Kirche wie im 4. so im 19. Jahrhundert gehandelt hatte: Julian gehört auch heute noch in die Religionsgeschichte und Religionsphilosophie. Darauf folgte das politische Jahr; da zeigt ja schon die Abhandlung über den politischen und den theologischen Liberalismus und der Titel seiner Volksreden — „theologisch-politische" —, daß er bei seiner Hinwendung zur Politik Theologe geblieben ist. Und auch den Biographen interessieren doch immer auch, um nicht zu sagen: immer zuerst die theologisch-religiösen Dinge und die Stellungnahme seiner Helden zu ihnen. Den Christian Märklin, diese Schilderung seiner eigenen theologischen Vergangenheit mit ihren äußeren und inneren Kämpfen, darf man ja nur nennen: auch er ist „theologisch-politisch". Aber auch im „Schubart" geht es bei dem Helden ohne äußere und innere Kämpfe mit den alten Feinden nicht ab: man denke an seine Mißhandlung durch den Zeloten Zilling in Ludwigsburg oder an die Bekehrungsversuche, durch die der pietistische Oberst Rieger auf dem Asperg seinem Genius Gewalt antat, und denke an Schubarts Kampf gegen die Jesuiten in Bayern. Frischlin mischte sich — freilich auf der falschen Seite — als Schildträger Andreäs und Osianders in die theologischen Streitigkeiten zwischen Pappus und dem liberal denkenden Johannes Sturm in Straßburg; sonst ist er ein Träger jenes protestantischen Humanismus, dessen Ideal die Ineinanderarbeitung der antiken und der christlichen Kultur war.

Endlich der fränkische Ritter mit seinem Schlachtruf gegen Dunkelmänner und Pfaffen, mit seinem Los von Rom und seiner Bundesgenossenschaft mit Luther. Von ihm wäre Strauß mit einer Biographie Luthers, auch wenn er ihn „weniger theologisch als historisch im größten Sinne“ gefaßt hätte, auf dem kürzesten Wege zur Theologie zurückgekommen. Allein sie blieb ungeschrieben, weil ihm Luther damals zu theologisch war. Dafür ging er an die deutschen Dichter und arbeitete sich — nun gerade in den theologischsten von ihnen, in den Sänger des Messias hinein und griff von Lessing gerade das Stück heraus, das seinen theologischen Feldzug gegen den Hauptpastor in Hamburg zum Abschluß brachte und von seiner alten Kanzel, dem Theater, herab eine humane Religion schönen sittlichen Menschentums verkündigte. So bricht die theologische Unterströmung überall durch, und wenn auch nicht mitten drin, so bewegt sich Strauß doch in allen seinen größeren Schriften auf theologischer Peripherie, und zwar nicht jenseits, sondern diesseits der Grenze.

Aber immerhin, es waren lauter weltliche, profane Schriften, nur der Einschlag war theologisch. Erst mit dem Jahre 1860 kehrt er zur Theologie als Wissenschaft, und zwar zu seinem ersten Arbeitsfeld, zu dem Leben Jesu zurück. Den Anlaß dazu gab ein äußerer Anstoß, wenn auch die innere Neigung daneben nicht fehlt. Reden wir zunächst von jenem.

Im Herbst 1857 und 1858 hatte Strauß mit seinen beiden Kindern schöne Sommer- und Ferienwochen in Unter-Münkheim verlebt, einem fränkischen Dorfe bei Hall, wo sein Freund Rapp seit 1853 Pfarrer war. Die Straußschen wohnten nicht im Pfarrhaus, sondern im Wirtshaus, aber täglich war man mit der Pfarrfamilie zusammen und ging bei ihr ein und aus. Auch besuchte Strauß allsonntäglich mit seinen Kindern die Kirche und hörte sich die Predigt des Freundes an, der ihm einst die Traurede gehalten hatte.

So war zu Anstoß und Ärgernis kein Anlaß und kein Grund. Trotzdem wurde solches, vielleicht von außen her, in die Gemeinde hineingetragen und Rapp bei der Behörde wegen seines Verkehrs mit Strauß denunziert. Der vorgesetzte Prälat, Mehring in Hall, ließ sich auf die Sache ein. Freilich kein Wunder, wenn man den Mann und seine Art kennt. Strauß hat ihn — wie ich aus eigener Beobachtung heraus bestätigen kann, ganz richtig so charakterisiert: „Dieser Prälat Mehring ist eine der eigentümlich widerwärtigen Gestalten, wie sie in unserer Zeit mehr als in jeder früheren, vermöge der so verschiedenen Kräfte und Richtungen, die in ihr durcheinander gären, möglich sind. Eine dürre, asketische Natur, querköpfig und eigensinnig, findet, nachdem sie sich schon in eine gläubige Theologie einstudiert und an geistlichem Wirken, wohl auch Herrschen, Geschmack gefunden hat, an philosophischen Studien Gefallen, ja traut sich gar besonderen Beruf für die Spekulation zu, aber nur in der Richtung, sie der Kirche dienstbar zu machen. Indem so in hergebrachter Art, nur eigentümlich verschroben nach der Natur des Mannes, Theologie und Philosophie wechselseitig gefälscht, bald die Vernunft, bald die Schrift verdreht und vergewaltigt werden, bildet sich ein bitterer Haß gegen eine mittlerweile aufgekommene Richtung aus, deren Eigentümlichkeit es eben ist, die Sinnlosigkeit und Unlauterkeit solcher Vermittlungsversuche schonungslos ins Licht zu stellen; und dieser Haß richtet sich ganz besonders gegen jeden Versuch, innerhalb derjenigen Kirche, unter deren Lenker der philosophierende Prälat gehört, einer solchen Einsicht Zugang zu verschaffen. Zufrieden jedoch, wenn nur dieses geistliche Palladium, der Glaube, wie er sich denselben zurecht gemacht hat und zur Aufrechterhaltung eines Kirchenverbandes für hinreichend ansieht, gewahrt ist, hat der Mann namentlich in politischer Hinsicht, schon aus Widerspruchsgeist, mancherlei liberale, ja selbst radikale Ideen, ist für Abschaffung der Todesstrafe, scheut sich über-

haupt nicht, wie dies von jeher die Art der rechten Hierarchen war, gelegentlich auch der Regierung zu widersprechen und dadurch von der übrigen Prälatenbank in der Kammer eine, wenn man will, rühmliche Ausnahme zu machen.“ Natürlich war einem solchen Mann Strauß ganz besonders verhaßt und widerwärtig, und so zog er als Vorgesetzter Rapp auf jene Denunziation hin amtlich zur Rechenschaft und verwies ihm seinen intimen Verkehr mit Strauß. Dieser empfand das wie einen Schlag ins Gesicht, wie ein über ihn verhängtes geistliches Interdikt und fand es mit Recht empörend und ungeheuerlich, daß man von geistlicher Seite mit täppischer Hand störend und hemmend in seine persönlichsten Beziehungen hineingreifen wollte. „Er hatte nicht geglaubt, daß ihn die Pfaffen noch einmal in Harnisch bringen können“; nun war es doch geschehen. Am nächsten wäre es für Strauß gelegen, diesen plumpen Eingriff vor der Öffentlichkeit — in einem Sendschreiben an den Prälaten Mehring, das bereits geschrieben war und im „Beobachter“ erscheinen sollte — gebührend zu charakterisieren und zurückzuweisen. Allein die Rücksicht auf Rapp, der nun einmal Pfarrer im Sprengel Mehrings war, ließ das als untunlich erscheinen. Strauß wandte sich daher mit einer Beschwerde an den Justizminister von Wächter-Spittler, mit dem er durch seinen Aufsatz über Ludwig Timotheus Spittler in Beziehung gekommen war. Dieser aber überwies die Sache an den zuständigen Kultusminister, und der gab sie zur Ermittlung des Tatbestands weiter an den damaligen Präsidenten des Konsistoriums, den klugen und vorsichtigen Herrn von Köstlin. Dieser ersuchte am 24. November 1858 Mehring um Auskunft. „Von dem Herrn Justizminister v. Wächter, welcher dermalen mit Dr. Strauß zu Heidelberg wegen einer literarischen Angelegenheit in Korrespondenz steht, ist unserem Herrn Departementschef und durch diesen mir ein Schreiben des Strauß an jenen mitgeteilt worden, worin derselbe sich beklagt, daß ihm der Umgang mit seinen würt-

tembergischen Jugendfreunden, die er seinem Bildungsgang zufolge vorzugsweise unter der Geistlichkeit zähle, erschwert werde, und als Beleg anführt: der Pfarrer Rapp zu Münkheim, in dessen Familie er seine aus der Pension getretene Tochter zu ihrer häuslichen Ausbildung auf einige Jahre untergebracht und deshalb sowohl im vorigen als im laufenden Jahr einige Wochen zu Münkheim im Gasthaus wohnend sich aufgehalten habe, sei von E. Hochwürden darüber zur Rede gestellt, namentlich über etwaige propagandistische Zwecke, die Strauß dort verfolge, befragt und warnend darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Behörde gegen Bewegungen, die dadurch veranlaßt werden möchten, einzuschreiten wissen werde. Auch habe der Dekan Wullen[1]) den Pfarrer ermahnt, seinen Kredit bei der Behörde und seine Beförderungsaussichten nicht der Freundschaft mit Strauß zum Opfer zu bringen, und ihm zugleich mitgeteilt, daß er, der Dekan, den Herrn Prälaten zu dem von diesem getanen Schritt veranlaßt habe, wozu die Äußerung eines Münkheimer Bürgers gegen einen Herrn von Hall, daß Strauß und Rapp miteinander der Teufelsklinge[2]) zu spazieren, den Anlaß gegeben habe. Außerdem behauptet Strauß, daß an seinen Freund, Stadtpfarrer Fischer zu Öhringen, wo er wegen seines dort die Schule besuchenden Sohnes manchmal sich aufhalte, von E. Hochwürden die Frage gelangt sei, ob er es nicht angemessen finde, dem Umgang mit Strauß zu entsagen. Der Herr Departementschef und ich sind der Ansicht, unseren von Herrn v. Wächter gewünschten Rat über die an Strauß,

---

[1]) Wullen, als Dekan in Hall Rapps nächster Vorgesetzter, war ein Kompromotionale meines Vaters, also einen Jahrgang vor Strauß voraus und vier Jahre mit diesem in Tübingen zusammen. Die Rolle, die er in dieser Sache gespielt hat, ist nicht ganz klar.

[2]) Offenbar war der Name des Orts, dem sie zuspazierten, ein besonders bezeichnender und in den Augen der Denunzianten besonders gravierender Umstand!

der Wächters Verwendung nachsucht, zu gebende Antwort mit irgendeiner Sicherheit in betreff der Tatsachen, auf welche Strauß seine Klage stützt, ohne eine zuvor von E. Hochwürden über dieselben erhaltene Äußerung nicht erteilen zu können. Deshalb und in Betracht des Interesses, das der befragte Vorgang für die Kirchenleitung hat, erlaube ich mir, E. Hochwürden um diese Äußerung ergebenst zu bitten."...

Die Antwort Mehrings auf diesen Brief, die umgehend — am 26. November — erfolgte, lautet (im Konzept) so: „Auf E. Hochwohlgeb. geneigte Anfrage vom 24. d. M. beehre ich mich zu erwidern, daß allerdings aus Anlaß der Visitation des Dekanats Hall mir Dekan Wullen die Mitteilung machte, daß Dr. Strauß sich oft längere Zeit in Münkheim aufhalte und daß dies bei der Gemeinde Mißstimmung errege. Darauf war es natürlich meine Pflicht, bei dem Durchgang mit Pfarrer Rapp diese Sache zu erwähnen und ihn auf das Mißliche eines solchen vertrauten Umgangs mit einem Manne, der seinen Ruhm durch völlige Leugnung der geschichtlichen Grundlage des Christentums begründet hat, aufmerksam zu machen. Pfarrer Rapp zog die Mißstimmung der Gemeinde entschieden in Abrede, da Strauß im Wirtshaus wohne. Als er meine Entgegnung, daß die Gemeinde wohl wissen könne, daß in ganz Münkheim kein anderer Mann sei, um dessen willen sich Strauß dort aufhalte, als er, der Pfarrer, nicht gelten lassen wollte, blieb mir nichts anderes übrig, als ihm zu sagen, daß ich meine Nachricht von Dekan Wullen habe. Hierauf erwiderte Pfarerr Rapp, darüber wundere er sich sehr, da Dekan Wullen jüngst erst selbst in Münkheim gewesen sei, um dem Dr. Strauß seinen Besuch zu machen, und es der Zufall gewollt habe, daß dieser schon abgereist gewesen. Dies die eine Tatsache. Was den Stadtpfarrer Fischer in Öhringen anbelangt, so habe ich allerdings auch diesem bei der früheren (nicht letzten) Visitation, also ungefähr vor einem Jahre,

über sein vertrautes und für die christlich Denkenden in der Gemeinde anstößiges Verhältnis zu Strauß Vorstellungen gemacht. Das letztemal habe ich es um deswillen nicht wiederholt, weil ich nichts mehr von dem Umgang hörte, sonst würde ich nicht ermangelt haben, abermals zu tun, was meines Amtes ist. Was Dr. Strauß von propagandistischen Zwecken, die ich ihm in Münkheim zutraue, und von den Maßregeln der Behörde dagegen, die ich in Aussicht gestellt, erwähnt, das muß entweder seine oder Pfarrer Rapps Phantasie sein. Denn vor allem hatte ich von solchem Treiben lediglich nichts gehört und glaube ich nicht, daß Strauß in Münkheim für seinen gelehrten Unglauben viele Hörer finde. Endlich aber wäre eine solche Tätigkeit eine Sache für die Polizei, so daß das mich nicht berührt; E. H. haben schon oft genug Zeuge sein können, wie mir alle und jede Vermischung des Polizeilichen und des Kirchlichen widerstrebt. Wohl aber habe ich Pfarrer Rapp darauf aufmerksam gemacht, wie ich jedem Ehrenmann zutraue, daß er, wenn er als Theologe den Standpunkt des Dr. Strauß teile, von seinem Amt als Prediger des Evangeliums zurückzutreten seine Forderung fühlen (?) werde. Das indessen unterliegt wohl keinem Zweifel, daß, wenn es in der Gemeinde ruchbar werden würde, daß Pfarrer Rapp in näherem Verhältnis zu Strauß stehe, dies nicht nur seine Wirksamkeit sehr gefährdend ist, sondern in einer Gemeinde wie Münkheim, die in Parteien zerrissen viele Emanzipationslustige unter sich zählt, in einer Gemeinde, die in den unruhigen Zeiten ihre Rolle kräftig gespielt hat, von doppelt bedenklichen Folgen sein kann. Merkwürdig ist es, daß Dr. Strauß die Freunde in dieser Gegend weit mehr zu frequentieren scheint als die in Altwürttemberg, wo er doch nach dem Magisterbuch auch nicht wenige haben sollte. Sollte er etwa denken, daß die Gemeinden dieser Gegend solches Ärgernis mehr vertragen können? Seine Tochter ist wenigstens, wie mir Pfarrer Rapp sagte, erst seit dem letzten Besuch in

Münkheim und wurde dort nur mit Widerstreben aufgenommen."

Auf dieses Schreiben hin wurde Straußens Beschwerde „mit vornehmer Blasiertheit" abgelehnt. Mehr als dieses kurze Wort aus den „Literarischen Denkwürdigkeiten" vermag ich über den Ausgang des häßlichen Handels nicht mitzuteilen. Das hängt so zusammen. Württembergischer Kultusminister oder genauer Departementschef des Kirchen- und Schulwesens war seit 1856 Gustav Rümelin. Auch Stiftler und ein Schüler Gustav Binders in Schöntal, den er als Minister alsbald in den Studienrat gerufen hat, war er Strauß als freigesinnter Mann bekannt, mit seiner politischen Haltung in der Paulskirche zu Frankfurt, von wo er die Sache der Erbkaiserlichen im Schwäbischen Merkur gescheit und tapfer vertreten hatte, sympathisierte er ohnedies. Und so hatte er über sein Ministerwerden im April 1856 an Rapp zwar ohne Enthusiasmus, aber doch nicht unfreundlich geschrieben: „Das Ministerium Rümelin wird wohl nicht viel Gutes stiften, doch aber vielleicht manches Schlimme verhindern. Verfolgungen, wie sie früher gegen Dich geübt, werden sie unter ihm doch nicht anzustellen wagen." Allein es kam anders. Rümelin war von König Wilhelm I. berufen worden, um das geplante Konkordat mit Rom zustande zu bringen; daß er sich dazu hergab, machte seinem Verstand oder seinem Charakter keine Ehre; daß er darüber gefallen ist, weil der Landtag die Konvention verwarf, kam als gerechte Strafe über ihn, die er auch als solche hingenommen hat. In die Aufregung über den Abschluß des Konkordats mitten hinein fiel das Erscheinen des „Hutten"; in der Vorrede finden sich scharfe Worte von Strauß über Konkordate. Ebenso spielte er im Essai über Spittler darauf an. Er zitierte zunächst eine Äußerung dieses Historikers: „In der Lage, in der wir mit dem Papste sind und von jeher waren, hat man sich vor nichts mehr zu hüten als vor einem ordentlichen Vertrage"; und fügte

dann seinerseits hinzu: „Geht es doch heute in Deutschland zu, als wären solche Wahrheiten nie erkannt, solche Sätze nie geschrieben worden, die unsere Fürsten sich jeden Morgen, wie jener Perserkönig, aufs neue zurufen lassen müßten.“ Er wird recht haben, wenn er annimmt, daß solche Warnungen Rümelin baß verdrossen, namentlich die letzteren, die in den Preußischen Jahrbüchern eine Stelle fanden und hier weit verbreitet und viel beachtet wurden, und daß der Minister in der Verstimmung darüber jene Beschwerde im November 1858 mit vornehmer Blasiertheit abgewiesen habe. Daß gleich darnach Rapp mit seinen Münkheimer Bauern wegen seines freigeistigen Religionsunterrichtes in der Schule in Konflikt kam — er hatte die Auferstehung Christi eine alte Sage genannt —, war für das Ministerium und für den Prälaten nachträglich so etwas wie eine Rechtfertigung ihres Verfahrens. Ein Zusammenhang bestand jedoch nicht. Dagegen spricht für einen solchen zwischen der Kritik des Konkordates und der Abweisung der Straußischen Klage das Fehlen der Akten über diesen Vorgang in der Registratur des Kultministeriums. Es waren welche da, sie sind aber 1877 dem damaligen Staatsminister v. Geßler behufs Übermittlung an Staatsrat v. Rümelin in Tübingen übergeben worden; zurückgekommen sind sie von diesem nicht wieder. Und da sie auch in Rümelins Nachlaß nicht aufzufinden waren, so wird man mit der Vermutung kaum fehlgehen, daß sie von ihm beseitigt worden seien. Auch das Motiv dazu ist leicht erkennbar. Es war kurz nach dem Erscheinen seiner „Reden und Aufsätze“, in denen sich eine Besprechung des letzten Buches von Strauß findet, von der man sagen könnte, daß auch sie den Eindruck „vornehmer Blasiertheit“ mache. Da mochte er fürchten, daß später einmal ein Freund von Strauß diese Akten gegen ihn als Waffe schwingen könnte; das suchte er zu verhindern, indem er sie zurückbehielt — recht zum Zeichen, daß hier ein Unrecht geschehen

war, an das erinnert zu werden ihm peinlich war. Aber auch Strauß ist nicht ohne Schuld an unserem Nicht-mehr-wissen, weil er den Bescheid Rümelins nicht sorgfältiger aufbewahrt hat. Daß er in der Zeit und seit der Zeit, in der um seinetwillen so mit seinem Freund Rapp verfahren und Briefe wie der von Mehring geschrieben wurden, häufig von „Pfaffen“ redet und der Groll und Haß gegen die Theologen in alter Stärke wieder aufwachte, wer dürfte sich darüber wundern? wer wollte ihn darob schelten? Weil er den einen Mehring nicht züchtigen durfte, sollten sie nun alle büßen, und sollte der verantwortliche Minister, der an der Spitze des Kirchenwesens stand und ihm für jene Unbill keine Genugtuung gegeben hatte, noch einmal vor die Klinge.

Strauß übersetzte und erläuterte eben, als Nachtrag zu der Huttenbiographie, Gespräche von Ulrich von Hutten, die als deren dritter Teil 1860 erschienen sind. Die Gespräche stammen aus Huttens letzter Zeit, in der er sich der Reformation zugewandt hatte, es sind reformatorische Streitschriften, Kriegsmanifeste gegen die Knechtung der Deutschen durch Rom; und es sind Gespräche — Hutten war eine dialogische Natur. Daß auch Strauß eine solche war, wissen wir: es war ihm von jeher natürlich, bei lebhaften Erörterungen, namentlich in Streitschriften, in die dialogische Form zu fallen und Meinung und Gegenmeinung in verschiedenen Personen zu verkörpern. Da ihm somit die Form des Gesprächs lag und er ein Meister der Sprache war und von seiner Schulzeit her bis herein in sein reifes Alter Freude hatte an der Kunst des Übersetzens und sich darin stets fortübte, so mußte es ihm mit den Huttengesprächen gelingen: sie lesen sich denn auch leicht und flott und frisch wie die Originale selber. In dieser Übersetzung reformationsgeschichtlich wichtiger Schriften lag nicht weniger, aber auch nicht mehr Theologisches als in der Huttenbiographie selbst; die Rückkehr auf den theologischen Kampfplatz zeigte sich, wie dies Kuno Fischer in seiner Besprechung der Dialoge unter Zurücknahme

seiner früheren Äußerung alsbald hervorhob, nicht sowohl in ihnen, als vielmehr in der Vorrede zu dem Buch. Hier kommt Strauß zuerst auf den Katholizismus unserer Tage zu reden und zeigt, wie vieles Hutten in ihm tief unter dem finden würde, was man zu seiner Zeit erwarten durfte. Wenn man ihm gesagt hätte, daß die römische Hierarchie nach mehr als dreihundert Jahren noch fortbestehen, daß auch dann noch halb Deutschland in religiösen Dingen sein Heil von jenen Bergen her erwarten würde, über die ihm seit Jahrhunderten soviel Unheil und Verderben gekommen war, hätte er es nicht geglaubt. Mit der geistigen Knechtung, die Deutschland von Rom erleidet und sich gefallen läßt, ist es so wenig besser geworden, daß diese geistliche Herrschsucht, dieser Haß gegen die Geistesfreiheit und Bildung der Völker, gegen die selbständige und politische Entwicklung der Staaten mit dem unaufhaltsamen Fortschritt auf diesen Gebieten nur grimmiger und giftiger geworden ist. Zu sehen bekäme Hutten heute, wie das von hell denkenden und männlich wollenden Vorfahren gelockerte Band jetzt die Nachkommen sich mit freiem Willen nur immer enger um die Hälse schnüren. Ein Ding wie das österreichische Konkordat würde ihn sogar von einem Abkömmling Ferdinands in Erstaunen setzen. Wie aber vollends nach solchem Vorgang die protestantischen Fürsten südwestdeutscher Staaten Lust bekommen konnten, ihre katholischen Untertanen nach dem Muster des österreichischen zu beglücken, ist ein ungelöstes Rätsel. Das geht doch über alles Maß und wäre der schärfsten Huttenschen Satire wert, wenn in einem Zeitpunkt, da Petri Stuhl seinem vorgeblichen Nachfolger unter dem Leibe wankt (1860), die Deutschen ihm Konkordate entgegenbrächten, deren sich die Päpste des 16. Jahrhunderts gefreut haben würden.

Aber auch wir Protestanten dürfen nicht meinen, Hutten würde mit uns zufrieden sein. „So gewiß er auf eine protestantische Kirche hingearbeitet hat, so zweifel-

haft ist, ob er in der unseren, wie sie jetzt ist, die erkennen würde, die ihm im Sinne lag. Ja, ich weiß nicht, ob sein Unwille, den er der römischen Kirche gegenüber empfinden würde, weil sie nicht anders geworden, nicht noch viel heftiger gegen die unsrige entbrennen müßte, da sie so ganz anders geworden ist, als er von ihr hoffen zu dürfen glaubte. An ihr würde er zu rügen haben, was allemal das Schlimmste ist, daß sie sich selbst untreu geworden sei, ihr eigenes Prinzip verleugnet habe. Daß es dahin mit ihr kam, hätte der Ritter möglicherweise selbst noch erleben können, denn es kam leider sehr früh: aber auch heute würde er noch nicht finden, daß sie im großen und ganzen ihr Prinzip wiedergefunden habe.“ Zu der Schillerfeier des vorigen Jahres (1859) haben die Frommen äußerst sauer gesehen, und selbst einer der Gebildeten und Süßredenden unter ihnen (Gerok in Stuttgart) glaubte sich zu dem Ausruf bemüßigt: Hinweg mit aller Menschenvergötterung in wie außer der Kirche! „Nun wir außerhalb“, sagt Strauß spottend, „können ihn versichern, daß nie einer von uns daran gedacht hat oder denken wird, weder dem alten Hauptmann Schiller zugunsten eines höheren Wesens die Vaterschaft an seinem Sohne abzusprechen, noch den Rezepten, die dieser als Regimentsmedikus verschrieb, eine totenerweckende Kraft beizulegen, noch den Umstand, daß über dem Begräbnis des Dichters bis heute ein Geheimnis ruht, zu der Vermutung zu benützen, er sei wohl bei lebendigem Leib in himmlische Regionen erhoben worden.“ Und nun geht es an die Theologie, wie sie sich unter der Einwirkung des religiösen Aufschwungs der Romantik vor allem durch Schleiermacher, der „ebenso klug wie fromm, vielleicht auch noch etwas klüger als fromm“ war, gebildet hat. Er charakterisiert sie so: „Von seiten der wissenschaftlichen Theologie war die Auflösung der bisherigen Glaubenslehre, samt deren vermeintlich historischer Grundlage in der biblischen, insbesondere evangelischen Geschichte mit einer Schärfe und Bündigkeit vollzogen,

deren sich kein Urteilsfähiger erwehren konnte. Von der anderen Seite kamen Natur- und Geschichtsforschung diesen Ergebnissen bestätigend, ja sie fordernd entgegen. Und endlich war das alles längst über die abgeschlossenen Kreise hinaus ruchbar und im Zusammenwirken mit den Schriften unserer neueren Klassiker zur allgemeinen Bildungsatmosphäre der Zeit geworden, die auf jeden, der sich nicht gewaltsam abschloß, unwiderstehlich eindrang. Was sollte nun die Theologie tun? Das Rätsel der Sphinx war gelöst, aber in den Abgrund springen mochte sie nicht. Wir sind weit entfernt, ihr dies zu verargen; nur über die guten Thebaner müssen wir uns wundern, daß sie sich all den Spuk gefallen ließen und noch immer gefallen lassen, den die alte seitdem angestellt hat. Denn all ihr Bemühen ging von jetzt an dahin, die Welt und am Ende gar auch sich selbst glauben zu machen, es sei mit nichten aus mit ihr, sie vielmehr immer noch ein gutes Haus, und die Gerüchte von ihrem Bankrott nur von leichtfertigen Buben ausgesprengt. Kurz, sie gebärdete sich wie ein Kaufmann, der sich vom unvermeidlichen Ruin in der letzten Stunde noch zu retten sucht: sie schwindelte, nahm Anleihen auf, wo man ihr noch borgte, und verwirrte dadurch ihre Angelegenheiten nur um so mehr.“ Am Beispiel Ewalds hat er das Spiel der theologischen Rettungs- und Vermittlungsversuche jener Tage, in denen die sogenannte Vermittlungstheologie wahre Orgien der Unklarheit und Halbheit feierte, ebenso scharf wie wahr dargetan. Von dieser Richtung galt, was er, damit Späteres jetzt schon antizipierend, weiterhin schreibt: „Von keiner Seite sagt man gerne das letzte aufrichtige Wort. Und warum denn nicht? Ist es doch unter allen nur einigermaßen Gebildeten und Denkenden längst ein offenes Geheimnis, daß keiner mehr an das kirchliche Dogma glaubt. Zu glauben glaubt, das räume ich ein; aber wirklich glaubt, das leugne ich. Für keinen mehr ist das apostolische Symbolum oder die Augsburgische Konfession

ein angemessener Ausdruck seines religiösen Bewußtseins. Keiner glaubt mehr an irgendeines der neutestamentlichen Wunder von der übernatürlichen Empfängnis an bis zur Himmelfahrt. Entweder er erklärt sie sich natürlich, oder er faßt sie als Legenden. Wozu also die Winkelzüge? Wozu die Heuchelei vor anderen und vor sich selbst? Ist es des Menschen in seinem Verhältnis zur Religion würdig, sich ihr gegenüber wie ein feiger und tückischer Sklave mit halben Worten und leeren Ausflüchten zu behelfen? Warum nicht offen mit der Sprache herausgehen? Warum nicht gegenseitig bekennen, daß man in den biblischen Geschichten nur noch Dichtung und Wahrheit, in den kirchlichen Dogmen nur noch bedeutsame Symbole anerkennen kann, daß man aber dem sittlichen Gehalt des Christentums, dem Charakter seines Stifters (soweit unter dem Wundergehäuse, in das seine ersten Lebensbeschreiber ihn gesteckt haben, die menschliche Gestalt noch zu erkennen ist) mit unveränderter Verehrung zugetan bleibt? Doch ob wir uns dann wohl noch Christen heißen dürfen? Ich weiß es nicht; aber kommt es denn auf den Namen an? Das weiß ich, daß wir dann erst wieder wahr, redlich und unverschroben, also bessere Menschen sein werden als bisher. Auch Protestanten werden wir bleiben, ja dann erst rechte Protestanten sein."

So geharnischt erschien Strauß wieder auf seinem alten Kriegsschauplatz: das war ein Kriegsmanifest an die kirchlichen Strömungen und an die Theologie seiner Zeit, eine schmetternde Fanfare hinein in die dumpfe Atmosphäre voll feiger Vertuschung und erbärmlicher Verlogenheit. Um sich darauf vorzubereiten, las Strauß in jenen Tagen eifrig — Kirchenzeitungen. Nach dem Wort „pectus facit disertum" oder nach einem Wort über Hutten, daß der Zorn die Hebamme seines Geistes gewesen sei, war es eine wuchtige, machtvolle Kundgebung, er fühlte sich wieder einmal inspiriert und schrieb daher wie ein Inspirierter diese Sätze in einem Zuge nieder. Dem entsprechend

machten sie auch gewaltigen Eindruck, der beste Zeuge dafür ist — Rümelin, der keinen Grund hatte, Freude darüber zu empfinden, und doch ehrlich bekannte, die Vorrede zu den Huttengesprächen sei das Beste, was Strauß jemals geschrieben habe. Und sie wirkt auch heute, fünfzig Jahre nach ihrer Entstehung, frisch, wie auf unsere Zeit zugeschnitten; obwohl lange vor dem Syllabus des neunten und des zehnten Pius in Rom und vor der päpstlichen Unfehlbarkeitserklärung geschrieben, trifft sie die römische Herrschsucht und die römische Unduldsamkeit gegen Geistesfreiheit und moderne Bildung heute wie damals; und auf protestantischer Seite ist es, wie wenn Strauß alle die „Fälle“, mit denen Preußen seither die Blätter der Kirchengeschichte, nicht zu seinem Ruhme, bedeckt hat, vorausgesehen hätte; und was er damals von der Vermittlungstheologie seiner Zeit oder vom theologischen Studium und den Versuchen, die Jugend um jeden Preis bei der „lumpigen und zerstückelten Fahne zu erhalten“, gesagt hat, das gilt mutatis mutandis von der Ritschlschen Theologie und von der Erziehung unserer theologischen Jugend auch jetzt noch.

Daß es aber nicht bloß ein in augenblicklicher Stimmung des Zornes unternommener Streifzug, sondern wirklich eine Rückkehr war, das zeigt der Schluß des Manifestes, und wie er hier auf sein Leben Jesu — das längst widerlegte, wie es unter den Theologen von ihm hieß — zu sprechen kommt. „Eben in diesen Tagen“, schreibt er im Mai 1860, „ist es ein Vierteljahrhundert, daß mein Leben Jesu zum erstenmal in die Welt ausgegangen ist. Die Theologen werden das 25jährige Jubiläum dieses Buches schwerlich feiern wollen, unerachtet es mehr als einem von ihnen erst zu allerlei hübschen Gedanken, dann zu Amt und Würden verholfen hat. Aber gar mancher bessere Mensch in allen Landen, der von dem Studium dieses Buches seine geistige Befreiung datiert, ist mir, das weiß ich, lebenslänglich dankbar dafür

und macht so, ohne daran zu denken, im stillen die Feier mit. Ich selbst sogar könnte meinem Buche grollen, denn es hat mir (von Rechts wegen! rufen die Frommen) viel Böses getan. Es hat mich von der öffentlichen Lehrtätigkeit ausgeschlossen, zu der ich Lust, vielleicht auch Talent besaß; es hat mich aus natürlichen Verhältnissen herausgerissen und in unnatürliche hineingetrieben; es hat meinen Lebensgang einsam gemacht. Und doch, bedenke ich, was aus mir geworden wäre, wenn ich das Wort, das mir auf die Seele gelegt war, verschwiegen, wenn ich die Zweifel, die in mir arbeiteten, unterdrückt hätte: dann segne ich das Buch, das mich zwar äußerlich schwer beschädigt, aber die innere Gesundheit des Geistes und Gemüts mir, und ich darf mich dessen getrösten, auch manchem andern noch, erhalten hat. Und so bezeuge ich ihm denn zu seinem Ehrentag, daß es geschrieben ist aus reinem Drang, in ehrlicher Absicht, ohne Leidenschaft und ohne Nebenzwecke, und daß ich allen seinen Gegnern wünschen möchte, sie wären, als sie dagegen schrieben, ebenso frei von Nebenabsichten und Fanatismus gewesen. Ich bezeuge ihm ferner, daß es nicht widerlegt, sondern nur fortgebildet worden ist, und daß, wenn es jetzt wenig mehr gelesen wird, dies daher kommt, daß es von der Zeitbildung aufgesogen, in alle Adern der heutigen Wissenschaft eingedrungen ist. Ich bezeuge ihm endlich, daß die ganzen 25 Jahre her über die Gegenstände, von denen es handelt, keine Zeile von Bedeutung geschrieben worden ist, in der sein Einfluß nicht zu erkennen wäre."

So stolz durfte er reden, denn was er von seinem Buch sagte, war wahr und ist es noch heute. Mit diesem Schluß der gewaltigen Rede — denn eine Rede an das deutsche Volk ist diese Vorrede zu den Gesprächen von Ulrich von Hutten — hat Strauß den Kampf mit seinen alten Feinden wieder aufgenommen, er war wieder in der Heimat seines Geistes, bei der Theologie angekommen.

Zehntes Kapitel.

Das Leben Jesu für das deutsche Volk.

Die Vorrede zu den Huttengesprächen hat Strauß noch in Heidelberg geschrieben. Eben jetzt aber rüstete er sich zu einem neuen Ortswechsel. In Heidelberg war es einsam um ihn her geworden: erst Kuno Fischer, dann Julius Meyer, der ihm seit Fischers Wegzug nahe gekommen war, verließen den Ort. Und nun mußte er auch Georgine, die das Heidelsche Institut absolviert hatte, weggeben. Sie sollte im Rappischen Hause in Münkheim Familienleben und Haushaltung kennen lernen. Leider erwies sich das als ein Mißgriff. Das Mädchen konnte zu Frau Rapp, diese sich zu dem Mädchen kein Herz fassen, und Frieda, die „Perle" und der gute Engel des Rappschen Hauses, hatte sich kurz vorher mit Professor Boger in Öhringen verheiratet. Es ist dies eine starke Belastungsprobe für die Freundschaft zwischen Rapp und Strauß gewesen; daß sie darüber nicht in die Brüche ging, es kaum vorübergehend zu einer Trübung des Verhältnisses gekommen ist, ist ein ehrendes Zeugnis für beide. Und wie wenig Strauß an einen Bruch dachte, geht am besten daraus hervor, daß er, als es in Münkheim gar nicht gehen wollte, Georgine zu der Tochter Rapps in das Bogersche Haus nach Öhringen brachte. Auch seinen Fritz nahm er von Preuner weg, dem er vielfachen Dank schuldete, und gab ihn bei Boger in Pension. Außerdem hielt sein Freund, Stadtpfarrer Fischer in Öhringen, seine Hand über die beiden Kinder

und ließ sie freundschaftlich bei sich ein- und ausgehen. Er hat Fritz und die Söhne des Bruders Wilhelm, Bernhard und Emil, dort auch konfirmiert. Denn daran dachte Strauß nicht, seine Kinder durch Unterlassung der kirchlichen Bräuche in eine Ausnahme- und damit in eine schiefe Stellung zu bringen; dazu hat ein Vater, so wie die Dinge bei uns liegen, kein Recht. Nur sorgte er in Heidelberg durch die Wahl Zittels, in Öhringen durch Fischer, daß die religiöse Unterweisung, die ihnen zuteil wurde, in freiem Geist an sie herantrat. Wie menschlich Strauß solche kirchlichen Zeremonien faßte, zeigt das für den Konfirmationstag der Tochter bestimmte Erinnerungsblatt „zum Andenken an meine gute Mutter“, und zeigen die schönen Verse zur Konfirmation seines Neffen Bernhard, die ebenso auch dem Sohne gelten könnten:

Laß die Kinder kindlich spielen,
Sei ein Jüngling, werde Mann,
Strebe nach den höchsten Zielen,
Schließe dich den Besten an.
Im Gewühl des Erdenlebens
Halte Leib und Seele rein,
Und die Krone deines Strebens
Sei: ein edler Mensch zu sein!

Nun fehlten aber in dem Lyzeum (= Progymnasium) in Öhringen die drei oberen Klassen, und so mußte Fritz im Herbst 1860 in eine Vollanstalt übergehen. Der Bruder Wilhelm war inzwischen nach Darmstadt übergesiedelt, daher dachte Strauß auch seinerseits daran, mit den Kindern dorthin zu ziehen. Allein die Erwägung, daß sein Sohn später doch wohl in seiner württembergischen Heimat sein Leben werde verbringen wollen, wies ihn auf eine Schule in der alten Heimat hin; und da er Georginens wegen im Sommer 1859 das Soolbad Wimpfen aufsuchte und dorthin von dem nahen Heilbronn herüber alte und neue Gräßlesfreunde, Sicherer, Künzel, Professor Finckh und andere, zum

Besuche kamen, so lockten die alten Erinnerungen dorthin. Mit den bei David Gräßle verkehrenden Genossen war Strauß übrigens auch durch das Schwabbacher[1]) Fest in Verbindung geblieben, das Dr. Sicherer 1847 gestiftet hatte und bei dem es stets ganz besonders fröhlich und festlich herging; Strauß hat, wenn irgend möglich, auch in den Jahren der „Verbannung" aus Württemberg, regelmäßig daran teilgenommen. Eine Wohnung in Heilbronn war auch bald gefunden. Die treue Karoline sollte den Haushalt einrichten, die junge Georgine ihn führen, und Fritz das Heilbronner Gymnasium besuchen.

Freilich erhoben sich gegen diesen Plan auch allerlei Bedenken und Hindernisse. Gervinus suchte Strauß in Heidelberg festzuhalten. Mit Beseler, Häusser und Jolly zusammen wollte er die Deutsche Zeitung, die vor 1848 eine so große Rolle im politischen Leben Deutschlands gespielt hatte, wieder ins Leben rufen und Strauß sollte, entweder allein oder zusammen mit Kuno Fischer und Eduard Zeller, die Redaktion des literarischen Beiblattes übernehmen. Allein auch jetzt wieder wie 1848 in Stuttgart — eine Zeitung zu redigieren war nicht seine Sache; und schließlich scheiterte das Unternehmen überhaupt. Aber auch Heilbronn selber machte ihm als Aufenthaltsort Bedenken. Vor allem fürchtete er die Nähe Stuttgarts, wo noch immer die Schebest wohnte und von wo sie so leicht herüberkommen und sich den Zutritt zu seinen Kindern erschleichen oder erzwingen konnte. Wie alte Erinnerungen, so wachten leicht auch alte Beziehungen und alter Klatsch wieder auf; neue Pläne, zur Ehescheidung zu gelangen, scheiterten wie bisher so auch jetzt wieder. Und wie er schon im Umzug nach Heilbronn begriffen war, erfuhr er, daß Professor Eyth von Schönthal Rektor am Heilbronner Gymnasium werden solle. Nicht nur weil dieser ein schlechter Pädagoge war, erschrak Strauß darüber, sondern

[1]) Schwabbach ein Dorf im Oberamt Weinsberg, nicht allzu fern von Heilbronn.

vor allem, weil er in ihm einen „muckerischen“ Gegner[1]) sehen zu müssen glaubte, dem er seinen Sohn nicht anvertrauen und dem er auch persönlich nicht begegnen mochte. Doch die Angst war überflüssig. Nicht ohne Freund Binders Zutun ist Eyth in Schönthal geblieben und so in den Jahren 1860—1864 mein Lehrer und „der redliche Finckh“ als Rektor des Gymnasiums in Heilbronn im Winter 1868/1869 mein Vorgesetzter geworden. So habe ich die beiden gekannt und gebe Strauß ganz recht in seinem Urteil über Finckh und zur Hälfte recht auch in dem über Eyth: ein schlechter Lehrer ist dieser gewesen, gewiß, aber dem hatten wir, seine Schüler, es zu danken, daß sein ästhetisierender Pietismus keine Macht über uns gewinnen konnte[2]).

Endlich aber das Schlimmste. Strauß war immer schon kurzsichtig gewesen. Da hatte die Arbeit am Frischlin, der eine fast unleserliche Handschrift besaß — „eine heillosere Hand hat nicht leicht ein Gelehrter geschrieben“ —, vollends verheerend gewirkt und ihm seine Augen ganz gründlich ruiniert. Das lastete mehrere Jahre schwer auf seinem Gemüt, hat ihn auch vielfach menschenscheu und im Verkehr zurückhaltend und linkisch gemacht. Da kam,

---

[1]) Strauß kannte Eyth vom Stift, kannte ihn aber auch von einer Schrift her („Klassiker und Bibel in den niederen Gelehrtenschulen“), worin Eyth die Schuld an der sittlichen Verdorbenheit unter unsern Gebildeten der Klassikerlektüre in den niederen Gelehrtenschulen zuschrieb und sie daher durch ein modernes, in klassischem Latein und Griechisch geschriebenes, aber mit christlichem Inhalt gefülltes Lesebuch ersetzen wollte. Dagegen hatte C. Hirzel eine Schrift geschrieben, welche Strauß mit vieler Zustimmung und scharf satirisch besprochen hatte. Diese Rezension hat in den Charakteristiken und Kritiken von 1839, S. 454—459 eine Stelle gefunden.

[2]) Und auch als Lehrer hat uns Eyth Gutes getan. Um sich im Griechischen die Vorbereitung zu sparen, las er uns — als „Exkurs zur Antigone“ — die Briefe seines Sohnes Max Eyth vor, wie sie damals frisch aus Ägypten bei dem Vater einliefen. Dadurch hat er uns in eine fremde Welt einen Blick tun lassen, die uns weltabgeschiedenen Seminaristen sonst ganz verschlossen geblieben wäre.

gerade als er Heidelberg verlassen wollte, Anfang September 1860 Professor Graefe, der berühmte Berliner Augenarzt, dorthin. Strauß benützte die Gelegenheit und konsultierte ihn. Graefe riet wegen des durch die Kurzsichtigkeit hervorgebrachten Schielens und Doppeltsehens zu einer Operation und empfahl dafür einen Arzt in Darmstadt. Da hier Strauß bei dem Bruder wohnen konnte, griff er eilends zu. Die Operation brachte aber die gewünschte Hilfe nicht oder nur halb. Allein er ließ nun nicht mehr nach, sondern eilte zu Graefe nach Berlin, wo er von Ende Oktober bis Ende November [1]), größtenteils in der Augenklinik, verbracht hat. Er wurde unter großer Angst — „sein Grausen vor einer Operation war immer ungeheuer gewesen" — von Graefe selbst operiert, mit dem Erfolg, daß er hinfort bei etlicher Schonung „mit seinen Augen zufrieden sein konnte"; nur durfte er noch längere Zeit nicht bei Licht lesen, was ihm bei der Kürze der Wintertage sehr schwer fiel. Von Berlin hatte er bei diesem Aufenthalt natürlich wenig. Ein Trost war ihm die Anwesenheit von Gervinus und Frau und die Assistenz Vatkes, der den Ängstlichen fast mit Gewalt in den Operationssaal zurückbrachte und sich in diesen Tagen überhaupt wieder recht als Freund bewährte. Auch ein schwäbischer Landsmann, Professor Adolf Helfferich, ein ehemaliger Hörer von Strauß in der Tübinger Zeit, nahm sich seiner an. Wenn dieser konstatierte, daß er Strauß „weniger menschenscheu als früher" gefunden habe, so bestätigt das nur, was wir oben über die Wirkung des Heidelberger Aufenthalts gesagt haben.

So mußte der Umzug und die Neueinrichtung des Hauses in Heilbronn in seiner Abwesenheit von Georgine mit Hilfe Karolinens besorgt, und als er endlich kam, noch einmal „die ganze Haushaltung umgeändert" und die Bücher

[1]) Die Datierung des Briefes an Kuno Fischer, Ausgew. Briefe Nr. 409: Heilbronn, den 8. November 1860, kann nicht richtig sein; am 7. November ist Strauß in Berlin operiert worden und erst am 23. November von dort abgereist.

erst jetzt ausgepackt und aufgestellt werden. Das Behagen stellte sich daher nur langsam ein. Auch an das Zusammenleben mit den Kindern und an das Getriebe des Haushalts mußte sich Strauß erst wieder gewöhnen. Aber die alten und neuen Bekannten in Heilbronn kamen ihm und seinen Kindern ungemein freundlich entgegen. Sein Vortrag über Lessings Nathan, den er im nächsten Winter (Dezember 1861) zugunsten einer deutschen Flotte unter Preußens Führung hielt, sollte eine Art Probepfeil sein; und die Probe fiel gut aus: jedermann war davon erbaut, und damit sozusagen offiziell der Friede geschlossen zwischen ihm und Heilbronn, das er in seinem „Märklin" um seiner ultrademokratischen Haltung willen im Jahre 1848 so heftig gescholten hatte. Dafür hatte auch er in dem Vortrag jeden politischen und religiösen Anstoß zu vermeiden gesucht. Im Haus ging es, da eine ordentliche Magd der jugendlichen Haustochter zur Seite stand und Karoline ab und zu nach dem Rechten sah, gut. Georgine war in Geschäften, Klavierspielen, Tanzen und Schlittenfahren vergnügt, der Sohn besuchte das Gymnasium, dessen Lehrer tüchtig waren, gern. Mit der Tochter ging er ins Theater, wo „der alte Schauspieldirektor" Jakob Winter, die sehr schwach gewordene Stimme abgerechnet, immer noch recht gut spielte. Zu dessen 50jährigem Wirken als Direktor hat Strauß einen artigen Gratulationsartikel geschrieben, der dem alten Mann große Freude und bei der Jubelvorstellung ein volles Haus verschafft hat. Nach seinem Tode im Jahr 1865 hat er ihm dann auch noch einen Nachruf im Schwäbischen Merkur gewidmet.

Aber auch nach auswärts wurden die alten Beziehungen von Heilbronn aus wieder aufgenommen oder weitergepflegt. Freilich entging auch Strauß dem Los des Älterwerdenden nicht, alte Freunde starben. Sogleich nach der Übersiedelung nach Heilbronn am 2. Dezember 1860 Baur in Tübingen, mit dem er noch jüngst von Heidelberg aus an der Berg-

straße zusammengekommen war. Er wäre gerne zur Beerdigung nach Tübingen geeilt; aber da die Feier doch vorzugsweise eine akademische war, wollte er sich nicht zudrängen. An den Schwiegersohn Zeller schrieb er noch vor dem Leichenbegängnis: „Die Trauerkunde ist mir schmerzlich erschütternd, wenn auch nach dem, was die Zeitungen gemeldet hatten, nicht überraschend gewesen. Der Schlag trifft uns alle um so härter, je schneller er eingetreten ist; aber für den Entschlafenen selbst müssen wir eben dies als ein Glück, eine freundliche Fügung des Schicksals betrachten. Der Gewaltige im Leben sollte den Feinden nicht im langen Kampfe einer unterliegenden Natur schwach gezeigt werden; er sollte in voller Manneskraft, vom beginnenden Alter nur eben ehrwürdig angehaucht, in der Erinnerung fortleben. Was die Angehörigen, die Freunde an ihm verloren haben, fühlen und wissen diese; was der Welt mit ihm genommen ist, werden viele ahnen, manche auch zum Teil begreifen, ganz und voll empfinden und ermessen werden es jetzt nur die wenigen, die sein Geist dazu erzogen hat, es zu können. Aber die Zeit wird kommen, da man in den weitesten Kreisen verstehen wird, wie mit ihm der letzte große Theologe zu Grabe gegangen". Aber auch öffentlich hat er in der zu Frankfurt erscheinenden „Zeit", deren Mitarbeiter er auf Häussers Aufforderung geworden war, ein Wort voll Anerkennung und Verehrung über ihn und seine Bedeutung für die deutsche Theologie gesprochen. Die Hauptstellen des Artikels lauten:

„Über den Mann, dessen Namen wir diesem Artikel vorgesetzt haben, sind seit seinem Hingang von verschiedenen Seiten her Lebensnachrichten und Erinnerungsworte veröffentlicht worden, die, bei aller sonstigen Abweichung der Standpunkte doch in dem Ergebnis zusammentreffen, daß in ihm einer der Stammhalter deutscher Wissenschaft, ein Gelehrter im echten und großen Stil zu Grabe gegangen sei... Die treue Auskaufung der Zeit, das völlige Aufgehen

in der Wissenschaft, die strenge Gewissenhaftigkeit im Amt und jeder Lebensbeziehung, das allmähliche, aber sichere Vorwärtsschreiten in der Erkenntnis, die Vereinigung kritisch umstürzender mit neubegründender Tätigkeit, dann die Anspruchslosigkeit nach außen bei dem reichen inneren Gehalt: alle diese Züge in dem Bilde des großen deutschen Theologen erinnern an die entsprechenden in dem des großen deutschen Philosophen... Zu diesen großen Produzenten im Reiche des Gedankens gehörte Baur. Er förderte das Erz aus den Schachten seines Wissens, schmelzte und sichtete es an der mächtigen Flamme seines Geistes und lieferte die vollwichtigen Barren, die dann andere für das Bedürfnis des Marktes ausprägen und wohl auch legieren mochten... Zwar war er zunächst theologischer Geschichtsforscher und als solcher der Ergründung der Vergangenheit zugewendet. Aber was er Vergangenes zutage förderte, schloß die gegenwärtigsten Konsequenzen in sich... Er war Historiker und betonte es gerne, daß sein Standpunkt nur der geschichtliche sei. Er suchte den Glauben an die Übernatürlichkeit des Schriftinhalts nicht dadurch zu erschüttern, daß er das Irrige in demselben nachwies, sondern dadurch, daß er zeigte, wie es bei der Entstehung der Schriften, der Ausbildung der Lehren und Erzählungen des Neuen Testaments so ganz natürlich zugegangen. In der Aufgabe, die er sich stellte, die Entstehung des Christentums geschichtlich zu begreifen, war die Ausscheidung alles Übernatürlichen von selbst enthalten... Sein Gedächtnisredner in Tübingen (Landerer) berichtet uns aus Baurs letzten Jahren den Ausspruch von ihm: die Überzeugung werde immer allgemeiner, daß das Christentum auch ohne die Masse von Dogmen, die man seit alter Zeit in demselben nachschleppe, in seinem universellen, von allem Glaubenszwang befreiten Geiste als Prinzip des Lebens wirken könne. Unmöglich konnte ja dem tiefblickenden Forscher verborgen bleiben, wohin der Zersetzungsprozeß, in welchem

die Elemente des Christentums seit hundert Jahren begriffen sind, am Ende wird führen müssen. Aber erfreulich und tröstlich ist es doch, die Stimme des Gelehrten aus dem einsamen Schachte der Wissenschaft dasselbe verkündigen zu hören, was das Verlangen so vieler im Gedränge des heutigen Lebens ist: daß die Bürde unglaublich und unerträglich gewordener Dogmen von den Schultern genommen und das Christentum dadurch wieder zum sanften Joch und zur leichten Last der Gläubigen gemacht werden müsse, daß es wie ehedem nichts als ein reines Herz, festen Glauben an die Macht des Guten und unbedingte Hingabe in seinen Dienst von den Menschen verlange.“ Über die — nur zu lang geratene und für den Anlaß etwas zu kritisch gehaltene — Rede Landerers bei der akademischen Gedächtnisfeier zu Ehren Baurs in der Aula zu Tübingen am 7. Februar 1861 hat sich Strauß übrigens auch privatim befriedigt ausgesprochen.

Im Sommer 1861 starb Freund Sicherer in Baden-Baden: ihm hielt Strauß auf den Wunsch der Gräßlesgesellschaft nach der Beerdigung in seinem Salon die Gedächtnisrede, die zeigt, daß auch der profane Leichenredner das rechte Wort zur Würdigung eines Toten finden kann. Und am 21. Februar 1862 starb im nahen Weinsberg „Papa Kerner“. Strauß konnte, weil selber an Grippe erkrankt, dem Begräbnis nicht beiwohnen, hat dann aber für den Schwäbischen Merkur den Nekrolog geschrieben. Freilich nicht gerne. Es warnte ihn die Aufnahme einer Rezension, die er auf Kerners Verlangen 1841 über die neue Ausgabe von dessen Dichtungen geschrieben und Kerner vor dem Druck zugeschickt hatte. Dieser, der keinen Tadel leiden mochte, schrieb darauf einen verstimmten Brief, und die Besprechung blieb ungedruckt. Jetzt konnte die Kritik doch noch zu Wort kommen. Denn bei aller Liebe und Verehrung hatte Strauß doch an dem Geisterwesen nicht bloß, sondern auch an den Gedichten Kerners manche Ausstellung zu machen; und so erregte

denn auch, was er sagte, bei den Angehörigen, denen er übrigens das Manuskript ebenfalls vorher zur Durchsicht zugesandt hatte, eine kleine Verstimmung, die in Theobald Kerners Buch „Das Kernerhaus und seine Gäste“ in dessen bösartiger Weise deutlich zum Ausdruck gekommen ist. Uns Unbefangenen und Unbeteiligten will der Nekrolog durchaus gerecht, lieb und warm vorkommen. Man nehme nur den schönen Schluß: „.. . desto glücklicher preisen wir uns, daß wir ihm persönlich nahe stehen durften, desto teurer und heiliger bleibt uns sein Andenken als lebendige Mahnung, in den Kämpfen und Gegensätzen des Lebens der Duldung nicht zu vergessen, im Streite nur den Frieden zu suchen, und den Haß nie Meister werden zu lassen über das Eine, was Menschen menschlich und gottähnlich macht, die Liebe.“ So gute Gedanken brachte ihm die Erinnerung an diesen ältesten seiner Freunde.

Neben solchen Verlusten hatte Strauß freilich auch einen Gewinn zu verzeichnen — die größere Nähe Zellers, der 1862 von Marburg nach Heidelberg berufen wurde. Dabei kam er jedoch zunächst in einen peinlichen inneren Konflikt. Daß Zeller die erledigte Professur in Heidelberg erhalten werde, stand ihm alsbald fest und erfüllte ihn mit Freude — für Zeller selbst, für die Sache und für sich; denn die Entfernung Heidelbergs von Heilbronn ist ja nur klein. Da tauchte der Plan auf, Kuno Fischer aus Jena zu berufen: das wäre für diesen eine Genugtuung und ein deutliches Symbol für den Umschwung der Dinge in Baden gewesen. Und nun, wie stand er zu den beiden? Zeller sein alter Freund; der Scherz über „den Papierreisenden“, das Semikolon, das sich Zeller zur Verbesserung seines taillenlosen Stils zu häufigerem Gebrauche anbietet, zeigte noch eben, was diese alten Freunde gegeneinander wagen und voneinander vertragen konnten. Was ihm auf der anderen Seite Kuno Fischer war, wissen wir ohnedies. Offen und wahr wie immer, schreibt Strauß in dieser Situation

an Fischer: „Es ist für uns Freunde nicht ohne Peinliches, daß die Wahl gerade zwischen Ihnen und Zeller steht, und ich bin gewiß, auch jedem von Ihnen beiden wird der Erfolg nur die halbe Freude machen, solange nicht auch der andere auf den ihm gebührenden Posten gestellt ist. Was insbesondere mich betrifft, so kennen Sie meine alte Freundschaft für Zeller, aber die Versicherung kann ich Ihnen aus aufrichtigem Herzen geben, daß ich mit keinem selbst meiner ältesten Freunde so gerne wieder vereinigt wäre als mit Ihnen, da mich noch keiner so geistig verjüngt und erfrischt hat.“ So stand er also zwischen zwei Feuern. Daß auch diese Belastungsprobe ausgehalten wurde, ist ein glänzender Beweis für die Freundschaft mit Zeller sowohl als mit Fischer und für den Takt, den Strauß in der Sache gezeigt hat. Als Zeller den Sieg davontrug, gratulierte er sich zu dem Näherrücken des alten Freundes und machte mit Kuno Fischer eine kleine Reise ins Württembergische, um ihm die Schwäbische Alb und das Stift in Tübingen zu zeigen und ihn mit leiser Hand aus seiner Verstimmung heraus auf andere Gedanken zu bringen: es waren erfreuliche, angenehme Tage, wenn auch Fischers „Bitterkeit über die Schlußwendung seiner Heidelberger Berufungsangelegenheit“ bisweilen einen Schatten hineinwarf.

Aber die Hauptsache war für Strauß wie einst in Heidelberg so nun in Heilbronn die Arbeit. Die Augen hielten stand, sie hinderten ihn wenigstens nicht, wenn sie auch immer berücksichtigt werden mußten; nur die Bibliothek fehlte, da mußten Stuttgart und Tübingen aushelfen. Auf welchem Felde diese Arbeit lag, wissen wir seit der Vorrede zu den Huttengesprächen: auf dem theologischen. Dort war er am Schluß auf sein Leben Jesu zu sprechen gekommen, das 1860 sein 25jähriges Jubiläum feierte. Das Buch war vergriffen, nur 15 Exemplare von der vierten Auflage waren bei Osiander noch auf Lager. Aber auch von der Dogmatik war der erste Band ganz verkauft, vom zweiten allerdings

noch 120 Exemplare übrig. Daher faßt er geradeso wie das erstemal beides zusammen ins Auge, eine Neubearbeitung beider Bücher wird geplant. „So hätte ich denn," schreibt er im August 1860 dem Bruder, „wo nicht für lebenslänglich, doch so lang mein bißchen Augenlicht noch währen wird, Arbeit genug." Der Plan zum Leben Jesu fürs deutsche Volk entsteht gleichzeitig mit dem zum alten und neuen Glauben. Der Bruder hätte lieber gesehen, wenn Strauß mit dem letzteren begonnen hätte; ihm selbst aber lag — das zeigt jener Schluß der Vorrede zu den Huttengesprächen — das erstere näher: „die Dogmatik muß jedenfalls dem anderen nachstehen". Und alsbald gestaltet sich ihm nun der Plan im einzelnen. An und für sich wäre es möglich gewesen, nur eine neue, fünfte Auflage des alten Lebens Jesu mit Eintragung des Probehaltigen aus den neueren Forschungen zu machen. Aber lieber etwas ganz Neues und Anderes, eine Arbeit aus einem Guß. Diese soll sich in drei Stücken von dem früheren Leben Jesu unterscheiden: 1. alle seitherigen Forschungen berücksichtigen, 2. synthetisch, statt wie die frühere analytisch, verfahren, und 3 für alle Gebildeten bestimmt sein, folglich vieles gelehrten Ballastes sich entschlagen und viel kürzer werden. Noch in Heidelberg hatte er mit der Materialiensammlung angefangen, er hoffte sogar auf den Winter 1860/1861 zur Ausarbeitung zu kommen. Allein der Umzug und das Augenleiden traten hemmend dazwischen; und als er die Vorarbeiten wieder aufnahm — zu Anfang des Jahres 1861, da mußte er erfahren, wie sie leider immer mehr ins Breite wuchsen, indem eine ungeheure Literatur, „ungeheure Bündel Stroh mit wenig Körnern durchzudreschen" waren. Dabei kam er natürlich auch wieder auf den Anfänger der ganzen Leben-Jesu-Forschung, auf Reimarus, zurück und „verwickelte sich dabei in eine Studie über diesen". Es war zugleich eine Flucht aus dem schier ziel- und resultatlosen Lesen und Exzerpieren „theologischer Scharteken", eine Er-

holung seines Magens, den er sich „durch die Lektüre von all dem schalen apologetischen Gebräu verdorben hatte, welches die neutestamentliche Kritik inzwischen so reichlich zu Markte gebracht“ hatte. Und weil ihm der Trunk aus dem Vollen, d.h. aus Reimarus gut getan hatte, wollte er auch andern den Genuß desselben verschaffen. Er hatte sich das Manuskript aus Hamburg schicken lassen und es mit steigendem Interesse gelesen. Es war bisher immer nur in Bruchstücken erschienen; er selbst hatte es sich schon 1844 zur Veröffentlichung zu verschaffen gesucht; damals war ihm aber ein anderer zuvorgekommen, der jedoch wieder nur Teile davon in Niedners Zeitschrift für historische Theologie hatte drucken lassen. Es war, als ob man nie über Fragmente hinaus zur Kenntnis des Ganzen kommen sollte. Diesem Zustand wollte Strauß ein Ende machen. Doch das ganze Werk herauszugeben, daran hinderte ihn der Zustand seiner Augen, denen er das viele Kollationieren und Korrigieren doch noch nicht zumuten durfte. Aber auch eine sachliche Erwägung. Als Ganzes herausgegeben, würde es schwerlich viele Leser gefunden haben, da es in Standpunkt und Haltung, in Anschauungs- und Ausdrucksweise unserer Zeit doch allzu fremd geworden war. So beschränkte er sich darauf, einen Auszug — freilich was Strauß unter Auszügen verstand —, ein darstellendes Ganzes daraus zu machen und so der Dolmetscher und Mittelsmann des alten Reimarus für unsere Zeit zu werden. Er „wollte den Zeitgenossen anschaulich machen, wer der Mann gewesen, wie er gedacht, was er erstrebt hat. Er wollte den Hochmut der Theologen dämpfen, die ihm mit dem Einwurfe, daß das alles längst widerlegt sei, das Wort abzuschneiden Lust haben möchten. Er wollte dem Anstoß vorbeugen, den bei redlichen Leuten die Härte seiner Urteile über heilig gehaltene Personen und Sachen erregen könnte“. Das leistete er in der Schrift „Hermann Samuel Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“, die

1861 erschien und heute einen Halbband der gesammelten Schriften füllt. Durch die Art der Darstellung erreichte er es, daß er „den Ausblick auf den heutigen Stand der biblischen Kritik eröffnete, auf welchem das Schroffe und Einseitige der Reimarusschen Ansichten sich ebenso von selbst gemildert und ergänzt, wie der Kern derselben sich als unverlierbare Wahrheit erprobt hat“.

Albert Schweitzer meint in seiner Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, Strauß habe Reimarus nicht richtig gewürdigt. Das hängt mit seinem eschatologischen Standpunkt zusammen: da er alles nur auf diesen hin und in dieser Beleuchtung ansieht und wertet, so nennt er das Werk von Reimarus deshalb „die großartigste Leistung in der Leben-Jesu-Forschung überhaupt“, weil dieser zuerst die Vorstellungswelt Jesu historisch, d. h. als eschatologische Weltanschauung, erfaßt habe [1]). Wir umgekehrt werden Strauß darum loben, daß er Reimarus nicht in diesem einseitigen Lichte gesehen, sondern ihn viel allgemeiner und großzügiger aufgefaßt und darum historisch richtig dargestellt und gewürdigt hat. Und es wäre ja auch wunderbar, wenn dem nicht so wäre. Reimarus — Lessing — Strauß: das sind drei so kongeniale Menschen, daß sie — ich möchte fast sagen: jedesmal der Spätere den oder die Vorangehenden verstanden haben m u ß. Reimarus wurzelt ganz im Zeitalter und Geist der Aufklärung und in der sie tragenden Wolffischen Philosophie; Lessing ist der Aufklärer, der die Aufklärung überwindet, weil er historischer ist als sie; auch Strauß ist Aufklärer, vielleicht im 19. Jahrhundert der stolzeste Vertreter der Aufklärung; aber er ist zugleich ein Sohn des 19. Jahrhunderts mit seiner Romantik und seinem Historismus und mit der Philosophie Hegels, die weit fähiger ist als die Wolffsche, „in die fremde Eigentümlichkeit geschichtlicher

---

[1]) A. S c h w e i t z e r , Von Reimarus zu Wrede, S. 22.

Gegenstände einzugehen, sich in die Gemüts- und Bildungszustände fremder Völker und Zeiten zu versetzen und mit ihren Objekten liberal und sachgemäß zu verfahren '[1]). In dieser Schule war Strauß erzogen[2]), darum konnte er auch Reimarus verstehen und ihm gerecht werden und konnte ihn zugleich überwinden, indem er den Begriff des Mythus an die Stelle der Reimarusschen Kategorie eines Gaukelwerks und Betrugs gesetzt hat. Also nicht mißverstanden hat Strauß Reimarus, sondern in seiner ganzen Bedeutung erfaßt, wenn er von ihm sagt, sein Standpunkt sei in dem der heutigen Religionswissenschaft „aufgehoben" in jenem Hegelschen Doppelsinn des Worts, wonach das Aufheben nicht bloß ein Abtun, sondern auch ein Aufbewahren ist. Und nicht nur in seiner Verneinung habe er recht behalten, auch die bessere Bejahung, welche die weitere Entwicklung der Theologie an die Stelle der seinigen gesetzt, die mythische Auffassung der biblischen Geschichten habe er schon vorbereiten helfen. Uns aber leistet die bei aller Gedrängtheit eingehende und überaus feinsinnige Analyse des umfangreichen Reimarus-Werkes den unschätzbaren Dienst, daß wir durch sie auf die bequemste Art mit dem noch immer schwer zugänglichen Buche in seinem ganzen Bestande bekannt gemacht worden sind.

Noch in einer andern Beziehung zeigt sich der historische Sinn von Strauß am Schluß dieser Schrift, wenn er hier

---

[1]) Kuno Fischer, a. a. O. S. 91.

[2]) Über das Verhältnis von Strauß zur Hegelschen Philosophie urteilt Kuno Fischer a. a. O. S. 90, unter Vergleich mit dem von Reimarus zu Wolff, treffend so: „Wie Reimarus unter den Wolffianern seinerzeit der klarste Kopf, der beste Stilist, das am meisten kritische Talent und zugleich einer der positiv Gelehrtesten ist, so gelten dieselben Eigenschaften in hervorstechender Weise unter den Hegelianern von Strauß. Doch hier müssen wir bemerken, daß Reimarus von der Wolffschen Schule viel enger und schulmäßiger abhängt als Strauß von der Hegelschen, und daß wir in diesem Punkte auf der Seite des letzteren eine doppelte Überlegenheit entdecken."

als den Grundfehler des 19. Jahrhunderts die romantische Überschwänglichkeit bezeichnet, mit der es sich von dem 18. losgesagt und sich durch die Verleugnung der Aufklärung um die Frucht großer und herrlicher Anstrengungen gebracht habe. Strauß war einst selber von der Romantik ausgegangen, durch Justinus Kerner war er einen Augenblick tief in sie verstrickt gewesen. Davon hatte er sich längst frei gemacht; aber je geistesheller und freier es in ihm wurde, desto mehr war seine Vorliebe wie für Reimarus und Lessing so für die ganze Welt der Aufklärung gewachsen. Der Aufsatz über „Brockes und Reimarus" zeigt, wie er in ihr heimisch geworden ist und wie gründlich und fein er sie versteht. Dabei kommt auch Voltaire immer mehr in Sicht. Die Klarheit aller dieser großen Aufklärer des 18. Jahrhunderts stellt er turmhoch über die romantischen Nebel, von denen das 19. in seinen Anfängen umhüllt gewesen ist und aus denen es sich nur mühsam und bis zu dieser Stunde noch nicht ganz ins Helle und Klare und Freie herausgekämpft hat.

Und nun ging es nach dieser Unterbrechung wieder zu den Vorarbeiten für das Leben Jesu. Nicht eben mit Enthusiasmus. Strauß las und las, und doch schien ihm außer Baur und seiner Schüler Arbeiten fast nichts Erhebliches zur Sache erschienen zu sein. Und überdies fiel es ihm schwer, seine ganze Phantasie wieder so wie ehedem mit diesen Stoffen zu erfüllen, nachdem er solange dem theologischen Gebiet entfremdet gewesen war. Dagegen kommt die Klage, er fühle das Alter und die mindere Beweglichkeit und Übersichtskraft des Geistes. damals noch viel zu frühe. Es war vielmehr die unerfreuliche Zeit des Sammelns, das ihm Mühe machte. Wie er im Oktober 1862 an die Ausarbeitung geht, da ist er wieder in seinem Element, und die Arbeit geht nun, wenn auch nicht schnell, so doch stetig voran. Wenn er einmal das Geschriebene im Zusammenhang überliest, ist er nicht unzufrieden damit.

Da kamen noch in letzter Stunde vor Abschluß des Werks zwei Hemmungen, von denen die zweite den Abschluß geradezu zu verhindern drohte. Die erste war eine rein persönliche, der Tod seines Bruders Wilhelm.

Vor mir liegen die vielen hundert Briefe, die Strauß diesem Bruder geschrieben hat, der erste ein gemeinsames Schreiben von Vater, Mutter und ihm vom 5. Oktober 1832, der letzte vom Tage seines Todes, dem 21. Februar 1863, eine Erkundigung nach dem Befinden des schwer Leidenden. Was haben die beiden in dieser 30 jährigen Korrespondenz nicht einander mitgeteilt und beredet an Freud und Leid, an Schicksalen und Sorgen, an Arbeiten und Erfolgen! Auch zuweilen sich gezankt und gestritten, aber immer schnell wieder sich vertragen, in warmer Bruderliebe einander zugetan, stets bereit, einander zu fördern und zu helfen, zu trösten und aufzurichten, jeder des andern bester Freund und guter Kamerad, treuester Berater und sicherster Halt. Anfangs hat Strauß dem Bruder für sein Geschäft durch Einlagen von Kapital ausgeholfen, bis dieses zu einem blühenden und ertragreichen geworden war; dafür hat ihn der Bruder bei der Verwaltung seines Vermögens mit Rat und Tat unterstützt und ihm allerlei Geschäftliches abgenommen. Die Erziehung der Neffen läßt sich Strauß angelegen sein wie die der eigenen Kinder, dafür finden diese im Haus des Onkels stets willkommene Aufnahme und etwas wie eine zweite, oft gar die einzige Heimat. In den vierziger Jahren waren Strauß für seine Nöte bei dem klugen Geschäftsmann, der zugleich ein warmes Herz für ihn hatte, volles Verständnis, guter Rat und treue Hilfe stets bereit; ich habe den Eindruck, wenn damals einer hätte helfen können, so wäre es Wilhelm gewesen; wenn auch seine Vermittlung die Straußsche Ehe nicht zurechtbiegen konnte, nun so sieht man auch daraus, daß der Konflikt ein unlöslicher gewesen ist. Aber über alles fand Strauß bei ihm auch ein geneigtes Ohr, ein verständnisvolles Echo und wohltuende

Aufmunterung für seine Arbeiten, eine erfreuliche Geistesgemeinschaft, bei der natürlich vorwiegend er der Gebende, der Bruder der Empfangende und Empfängliche war; in Gesinnung und freier Anschauung aber waren sie einander durchaus gleich. Gerade von dieser Seite her war auch immer wieder die Aufforderung gekommen, Strauß solle von den biographischen Seitenschritten zur Theologie zurückkehren. Wie freute sich daher der Bruder, als sich dieser Wunsch erfüllte, die Rückkehr sich wirklich vollzog! Nur schade, daß er ihre Früchte nicht mehr erleben durfte, vor allem nicht den alten und neuen Glauben; denn zu einem solchen Ganzen und Zusammenfassenden hat er den Bruder immer wieder gedrängt. Er wollte nicht noch einmal ein rein gelehrtes und vorwiegend kritisches und negatives Werk von ihm haben, sondern forderte, er solle „der alten christlichen Weltanschauung in allen ihren Teilen und Folgerungen, vom Gottes- und Weltbegriff bis auf die Lehren von Lebensgenuß und Sitte hinaus die moderne, natürliche oder philosophische entgegenstellen und dies in einer Form und Sprache, die für alle verständlich und ergreifend wäre", — also genau das, was Strauß zehn Jahre später in seinem letzten Buch geleistet hat. Einstweilen hatte er sich auch mit der in Aussicht gestellten Abschlagszahlung des neuen Lebens Jesu zufrieden erklärt, freilich nur in der Voraussetzung, daß es eben bloß eine solche sei. An dem Fortschreiten der Arbeit nahm er dann den regsten Anteil, freute sich darüber und darauf und mahnte immer aufs neue zu rüstigem Weiterarbeiten. Aber die Vollendung sollte er nicht mehr erleben. Ein langes, schweres Herzleiden hatte ihn vor der Zeit zum Aufgeben seines Geschäftes, einer Zuckerraffinerie in Köln genötigt; doch mag auch die Schwierigkeit, die diesem Zweig der Industrie der Übergang vom Rohr- zum Rübenzucker bereitete, zu diesem Entschlusse mit beigetragen haben. Seit 1860 lebte er mit den Seinigen zurückgezogen in Darmstadt. Drei Jahre darnach erlag er jenem tückischen

Leiden. Im Kreis der Familie hat ihm Strauß am Morgen des 24. Februar, unmittelbar nach der Beerdigung, jene „Leichenrede“ gehalten, die neben den Worten auf die Mutter ein so schönes Denkmal verwandtschaftlicher Pietät darstellt. Was der Bruder ihm gewesen, faßt er hier in die Worte zusammen: „Daß er mir in jeder Lebensnot eine Zuflucht war, in jedem Sturme ich mich an ihn, das scheinbar geknickte Rohr, das aber eine starke Eiche war, halten konnte, in jedem Zweifelsfalle bei ihm den treuesten und weisesten Rat fand, das ist zwar viel, doch noch lange nicht alles. Wie selten stehen zwei Brüder, von denen der eine ein Geschäftsmann ist, der andere Gelehrter, über das Blut- und Freundschaftsverhältnis hinaus auch in wirklich innerlichem Zusammenhang! Und wie war dies bei uns beiden von jeher der Fall. Meine wissenschaftlichen Bestrebungen hat keiner meiner gelehrtesten Freunde tiefer verstanden, gründlicher gewürdigt. Für das, was ich schrieb, war mir kein Leser ohne Ausnahme wichtiger als er. Sein Urteil war zwar freilich immer das des Bruders, ach! des auch sonst so nachsichtsvollen Bruders; aber immer konnte ich mir doch genau daraus entnehmen, ob ihn etwas im Innersten berührt hatte oder nicht, und nur, wenn sie diese Probe bestanden hatte, war ich mit einer Arbeit zufrieden. Dieser Leser, dieser Freund und Ratgeber wird mir von jetzt an fehlen, wie uns allen, in welchem Grade und welcher Art von Verwandtschaft und Freundschaft wir zu ihm gestanden haben mögen, sein treues Herz, sein heller Blick, sein fester, unerschütterlicher Wille fehlen wird“. So fehlte er ihm denn auch sofort bei und nach der Vollendung seines neuen Buches, dort als treibender Förderer, hier als einsichtigster Beurteiler desselben. Wie er diese Hemmung durch Objektivierung seiner Gefühle in der Widmung des Lebens Jesu überwunden hat, werden wir gleich sehen. Hier füge ich nur noch hinzu, daß er der Witwe und ihren Kindern durch treues Festhalten an der Verbindung mit ihnen zu vergelten suchte,

was der Dahingegangene ihm gewesen war. Die Briefe an die Schwägerin erstrecken sich vom 28. Februar 1863 bis zum 27. November 1873 in ununterbrochener Kette zahlreich fort, und kaum minder zahlreich sind in den späteren Jahren die an den Neffen Emil, den bekannten Bonner Buchhändler [1]), mit dem er zuletzt auch noch in Geschäftsverbindung getreten ist.

Gefährlicher für die Vollendung des Lebens Jesu als diese rein persönliche Hemmung war eine zweite sachliche, — das Erscheinen des Lebens Jesu von dem Franzosen Ernst Renan im Sommer 1863 und die Aufnahme, die dieses Buch in Frankreich nicht nur, sondern in weiten Kreisen auch über die Grenzen Frankreichs hinaus in Deutschland fand. Man hat gesagt, Strauß haben die Lorbeeren Renans nicht ruhen lassen, deshalb habe er das zweite Leben Jesu geschrieben. Genau das Gegenteil ist wahr. Als es erschien mit dem beispiellosen Erfolg von acht Auflagen in drei Monaten, da mußte er sich fragen, ob neben diesem „Volksbuch" das seinige bestehen könne. Und wirklich dachte er einen Augenblick daran, sein fast fertiges Werk unvollendet und unveröffentlicht zu lassen. Allein bald erkannte er, bei aller Anerkennung für „das viele Gute in dem Buch", daß hier etwas ganz anderes vorliege, als er geben konnte und wollte, kein aus den Quellen heraus gearbeitetes Werk, sondern ein geistreich schimmernder, sentimental angehauchter Roman, der an den Quellen eine rein subjektive Geschmackskritik übte und sich durch die unkritische Vorliebe für das Johannes-Evangelium von vornherein um jede Möglichkeit historischer Wahrheit und Treue brachte. Und es war ein spezifisch französisches Buch, von einem Franzosen für Franzosen geschrieben [2]), das zeigt schon die Widmung à l'âme pure de sa sœur Henriette morte à

[1]) Über ihn siehe das schöne Buch „Emil Strauß, ein deutscher Buchhändler am Rheine", von O. von Hase. 1907.

[2]) Sehr gut weist das A. Schweitzer nach a. a. O. S. 179—191.

Byblos, le 24. Septembre 1861. Für das deutsche Volk war jedenfalls ein ganz anderes Leben Jesu nötig. So nahm Strauß trotz aller Anerkennung, um nicht zu sagen: trotz einer gewissen Überschätzung der Vorzüge Renans, seine Arbeit wieder auf, und als dann im März 1864 sein „Leben Jesu, für das deutsche Volk bearbeitet" erschien, da reichte er in der Vorrede dem Franzosen über den Rhein hinüber freundschaftlich die Hand. „Man mag an diesem schnell berühmt gewordenen Buche aussetzen, soviel man will", heißt es da, „ein Buch, das, kaum hervorgetreten, bereits von ich weiß nicht wieviel Bischöfen und von der römischen Kurie selbst verdammt worden ist, muß notwendig ein Buch von Verdienst sein. Es hat seine Fehler, aber nur einen Grundfehler (die Voraussetzung der Echtheit des Johannes-Evangeliums); und von diesem gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß der geistvolle Verfasser ihn noch erkennen und darnach seine Arbeit verbessern wird. Was uns außerdem als Fehler erscheinen mag, sind zum Teil Eigenschaften, die dem Buch in seiner Heimat als Vorzüge angerechnet werden und seiner Wirksamkeit Vorschub tun; wie umgekehrt manches, wodurch der Verfasser des gegenwärtigen Werkes die Zufriedenheit seiner Landsleute zu verdienen hofft, jenseits des Rheins mißfallen oder doch langweilen würde. Ich habe das Leben Jesu von Renan, das erschien, wie das meinige nahezu vollendet war, als ein Zeichen des allerwärts sich regenden gleichen Bedürfnisses mit Freude begrüßt und bei näherer Ansicht mit Achtung aufgenommen; von meinem Wege abbringen konnte es mich nicht; aber ein Buch für Deutsche geschrieben zu haben in dem vollen Sinne, wie er eines für Franzosen geschrieben hat, ist alles, was ich wünsche."

Für „das deutsche Volk" hatte Strauß diesmal das Leben Jesu bearbeitet, d. h. nicht für die theologische Zunft oder wie er bei der ersten Mitteilung davon an den Bruder kurz nach dem Rappschen Handel drastisch schreibt: „mit

Umgehung des verächtlichen Theologenpacks"; aber doch auch nicht für das Volk im weitesten Sinn, sondern wie er selbst sagt: „für Gebildete aller Stände". Und was für Leser er sich wünschte, das zeigt die Widmung an den Bruder, die Ende 1862 entworfen und für den Lebenden bestimmt, nun als Nachruf an einen Verstorbenen dem Werke vorangeschickt wurde. Sie im Wortlaut meinem Buche einzuverleiben ist mir geradezu Bedürfnis, aber auch sachlich darf sie nicht fehlen.

„Lieber Bruder! So alt meine Schriftstellerei nächstens ist, so ist doch, von ein paar Sendschreiben abgesehen, dies das erste Buch, das ich jemanden zueigne. Gönner habe ich nie weder gehabt noch gesucht; meine Lehrer, nachdem ich mit meiner Erstlingsarbeit Anstoß erregt hatte, beeilten sich, der Wahrheit gemäß zu versichern, daß ich das, was ich wußte, nicht von ihnen gelernt habe; meinen Freunden und Studiengenossen aber sah ich aus der bloßen Kunde ihrer Freundschaft mit mir, soweit sie nicht vorzogen (was auch vorkam), diese den Verhältnissen zum Opfer zu bringen, besonders in unserer Heimat Württemberg soviel Ungelegenheit, Zurücksetzung und Verdächtigung erwachsen, daß es Gewissenssache war, sie nicht durch ein öffentliches Denkmal unserer Verbindung noch mehr auszusetzen. Du, lieber Bruder, bist unabhängig, hast Dich (das ist der Segen des Gewerbes) um die Gunst oder Ungunst geistlicher und weltlicher Oberen nicht zu kümmern, Dir kann es nichts schaden, wenn Dein Name vor einer Schrift von mir zu lesen ist. Zugleich hast Du aber, neben dem, was Du dem Bruder warst, wie Du ihm in so mancher schwierigen Lebenslage als treue Stütze zur Seite standst, auch dem Schriftsteller von jeher in einer Person alles dasjenige geleistet, was einem solchen von Gönnern, Lehrern und Freunden geleistet werden kann. Du hast mich ermuntert und, was mehr ist, Du hast mich verstanden; Du hast meinen oft gesunkenen Mut gehoben, aber auch meinen

bisweilen auf andere Felder abschweifenden Sinn bei der Sache, der ich mich ursprünglich gewidmet hatte, festgehalten; bei Abfassung dieser Schrift insbesondere hast Du mir von Anfang an im Sinne gelegen, und kein Blatt derselben ist zustande gekommen, ohne daß das Bestreben, Dir genug zu tun, so zu schreiben, wie ich wußte, daß Du es für Bedürfnis unserer Zeit haltest, mir Antrieb und Leitstern gewesen wäre. Und hier trifft die Widmung dieses Buches mit der auf dem Titel ausgesprochenen Bestimmung desselben zusammen. Indem ich es dem Bruder widme, denke ich mir diesen als einen Mann aus dem deutschen Volk; und indem ich es dem deutschen Volk bestimme, setze ich voraus, daß unter diesem viele Männer seien, die dem Bruder gleichen. Ich meine viele, die, unbefriedigt vom Erwerb, auch geistigen Dingen nachtrachten; die nach arbeitsvollen Tagen in ernster Lektüre ihre beste Erholung finden; die den seltenen Mut haben, um den Bau der hergebrachten Meinung und der kirchlichen Satzung unbekümmert, über des Menschen wichtigste Angelegenheit auf eigene Hand nachzudenken, und die noch seltenere Einsicht, auch den politischen Fortschritt, wenigstens in Deutschland, nicht eher für gesichert zu halten, als bis für die Befreiung der Geister von dem religiösen Wahn, für rein humane Bildung des Volkes gesorgt ist. Ob eine Weltansicht, die mit Ablehnung aller übernatürlichen Hilfsquellen den Menschen auf sich selbst und die natürliche Ordnung der Dinge stellt, sich auch wirklich fürs Volk und fürs Leben eigne, ob sie imstande sei, den Menschen nicht nur im Glück in der richtigen Bahn, sondern auch im Unglück aufrecht zu erhalten, dies insbesondere nach der letzteren Seite zu erproben hast Du, lieber Bruder, nur allzuviele Gelegenheit gehabt. Du hast einem langjährigen Körperleiden ohne fremde Krücken, einzig auf das gestützt, was Du als Mensch und Glied dieser geist- und gotterfüllten Welt bist und wissen kannst, mannhaft

widerstanden, Du hast unter Umständen, die den Gläubigsten hätten kleingläubig machen können, Mut und Fassung behalten; Du hast selbst in solchen Augenblicken, wo jede Lebenshoffnung erloschen war, niemals der Versuchung nachgegeben, durch Anlehen beim Jenseits Dich zu täuschen. Möge Dir nach so harter Prüfung ein freundlicher Lebensabend beschieden sein; möge dieses Buch Deiner Nachsicht genügen und diese Widmung Dir nicht mißfallen; an ihr aber unsere Kinder und einst unsere Enkel noch erkennen, in welcher innigen Geistesgemeinschaft ihre Väter gestanden, in welchem Glauben sie, ob auch nicht heilig, doch wenigstens ehrlich gelebt haben, und wenn nicht selig, doch hoffentlich ruhig gestorben sind" [1]).

Darin freilich hat sich Strauß getäuscht, daß dieses Leben Jesu ein Volksbuch werden werde: nicht einmal

[1]) Der Kontrast zwischen den beiden Widmungen — der Straußens an den Bruder und der Renans an die Schwester — ist zu charakteristisch, als daß ich nicht auch die letztere wenigstens anmerkungsweise zum Vergleich hier zum Abdruck bringen möchte. Sie heißt: „Te souviens-tu, du sein de Dieu où tu reposes, de ces longues journées de Ghazir, où, seul avec toi, j'écrivais ces pages inspirées par les lieux que nous avions visités ensemble? Silencieuse à côté de moi, tu relisais chaque feuille, et la recopiais sitôt écrite, pendant que la mer, les villages, les ravins, les montagnes se déroulaient à nos pieds. Quand l'accablante lumière avait fait place à l'innombrable armée des étoiles, tes questions fines et délicates, tes doutes discrets, me ramenaient à l'objet sublime de nos communes pensées. Tu me dis un jour que ce livre-ci tu l'aimerais, d'abord parce qu'il avait été fait avec toi, et aussi parce qu'il te plaisait. Si parfois tu craignais pour lui les étroits jugements de l'homme frivole, toujours tu fus persuadée que les âmes vraiment religieuses finiraient par s'y plaire. Au milieu de ces douces méditations, la mort nous frappa tous les deux de son aile; le sommeil de la fièvre nous prit à la même heure; je me réveillai seul! .. Tu dors maintenant dans la terre d'Adonis, près de la sainte Byblos et des eaux sacrées où les femmes des mystères antiques venaient mêler leurs larmes. Révèle-moi, o bon génie, à moi que tu aimais, ces vérités qui dominent la mort, empêchent de la craindre et la font presque aimer."

in dem Sinn, in dem er unter dem Volk die Gebildeten verstand, traf das zu. Entweder es gab nicht so viele im Volk der Deutschen, die dem Bruder glichen, oder — Strauß hatte den Ton doch um eine Note zu hoch genommen. Und so war es — deshalb, weil es zugleich eine Auseinandersetzung werden sollte mit dem, was seit dem letzten Erscheinen des ersten Lebens Jesu auf diesem Gebiete geleistet worden war. Das aber war Gelehrtenarbeit und für das Volk, wenigstens für die Durchschnittsgebildeten desselben, eine zu schwer verdauliche Kost. Das Buch war das Werk eines Theologen und in erster Linie für Theologen: so leicht ließen sich diese in dieser Frage doch nicht „umgehen“ und ausschalten.

Der Auseinandersetzung mit den Arbeiten seiner Vorgänger ist die „Einleitung“, der erste, in den gesammelten Werken 200 Seiten umfassende Teil des Buches gewidmet. Sie beschäftigt sich zunächst mit den verschiedenen Bearbeitungen des Lebens Jesu von Heß (1768) — Reimarus war ja eine eigene Schrift gewidmet, von ihm brauchte hier nicht noch einmal gehandelt zu werden — von Heß bis zu Keim [1]) und Renan. Das war in nuce das, was neuerdings Albert Schweitzer in einem besonderen, großen Werk „Von Reimarus bis Wrede“ behandelt hat. Darauf folgt die Untersuchung über die Evangelien als Quellen des Lebens Jesu, die etwa 130 Seiten einnimmt. Sie hatte man im ersten Leben Jesu — wir haben gesehen, wie weit mit Recht — vermißt. Inzwischen hatten Baur und seine Schule durch ihre Arbeiten diese Lücke ausgefüllt, dazu mußte Strauß Stellung nehmen. Nun hatten aber diese Untersuchungen der Tübinger, wie schon des öfteren erwähnt, ja nur bestätigt, was Strauß im ersten Leben Jesu mehr nur divinatorisch angenommen und vorausgesetzt, als im einzelnen

[1]) Keim's „Geschichte Jesu von Nazara“ war übrigens damals noch nicht erschienen, sondern erst die „gehaltvolle“ kleine Schrift über „Die menschliche Entwicklung Jesu Christi“ 1861.

begründet und bewiesen hatte: den durchaus unhistorischen Charakter des Johannesevangeliums, den vor allem Baur selbst in so glänzender Weise bis zur Evidenz sicher festgestellt hatte, und die zeitliche und Wertpriorität des Matthäusevangeliums vor Markus und Lukas. So war es nur natürlich, daß Strauß an den ihm von Anfang an feststehenden und nun von den Tübinger Freunden so erfreulich nachgewiesenen Ergebnissen auch jetzt wieder festhielt und sie durch eigene Nachprüfung bestätigt fand. Nun war aber inzwischen die zweite Annahme, die der Priorität des Matthäus ernstlich in Frage gestellt durch die Markushypothese, die zwar immer auch schon dagewesen war, aber neuerdings doch ganz anders wissenschaftlich fundamentiert mit den Aufstellungen der Tübinger ernsthaft um die Vorherrschaft stritt. Freilich haftete ihr in jenem Augenblick noch ein Element an, das sie Strauß von vornherein wenig empfehlenswert, geradezu verdächtig machen mußte: sie war apologetisch gemeint und als die Hypothese der sogenannten Vermittlungstheologie ausdrücklich der der Tübinger entgegengestellt worden. Allein die wissenschaftliche Arbeit hat ihren eigenen Weg und betätigt an ihren Werkzeugen ihre eigene Kraft. Das zeigt sich auch an dieser Hypothese. Männer wie Weizsäcker und Holtzmann, die im Gegensatz und Kampf gegen die Tübinger Schule ihre theologische Laufbahn begonnen und im Zusammenhang damit jene Hypothese vertreten hatten, durften und dürfen sich heute als würdige Thronerben und echte Nachfolger Baurs betrachten. In tiefdringender gelehrter Arbeit und in demselben wissenschaftlich freien Geist wie Baur haben sie jene apologetische Tendenz allmählich fallen lassen und die Markushypothese von ihr völlig freigemacht, so daß diese sich heute neben der Matthäushypothese nicht nur als wissenschaftlich gleichberechtigt behaupten, sondern — das ist das Resultat einer vierzig- bis fünfzigjährigen mühsamen Arbeit — sich als ihr überlegen fühlen darf. Allein dabei ist man doch auch

darüber heute einig, daß der Markus oder richtiger der Urmarkus nicht die einzige älteste Quelle für das Leben Jesu sei, sondern daß ihm eine Redequelle, die unter dem Namen des Matthäus ging, gleichwertig zur Seite zu stellen sei. Hausrath in seinem neuesten Buch[1]) stellt das Spruchbuch der zweiten Grundschrift, der historischen, sogar ausdrücklich voran. So erschienen auch Strauß wie beim ersten Leben Jesu, die Reden wichtiger und wertvoller als die Berichte über Taten und Geschehnisse, die doch auch im Markus schon durch Sagen wunderhaft entstellt, mythisch, also unhistorisch waren. Auch deshalb blieb er dem Matthäus treu und trat den „Markuslöwen", wie er sie später spottend genannt hat, schroff abweisend gegenüber. Wir werden alsbald sehen, wie er auch jetzt wieder, und diesmal schlimmer als das erste Mal, durch diese Einseitigkeit in der Quellenfrage seiner Darstellung des Lebens Jesu Eintrag getan hat. Es hing aber noch mit einem anderen zusammen. Strauß hatte sich neunzehn Jahre lang aus der Kontinuität der theologischen Arbeit ausgeschaltet, hatte sich zeitweise verschworen, keine theologischen Bücher mehr zu lesen und zuletzt noch sogar daran gedacht, die, die er selbst besaß, zu verkaufen. Nun mußte er sich nach- und in die Theologie wieder einarbeiten, als er so plötzlich zu ihr zurückkehrte; und das war keine leichte Sache. Ein Leser allerersten Ranges ist ja Strauß immer gewesen, und so las er sich auch jetzt mit Bienenfleiß in die Evangelienliteratur herein. Aber gerade in dieser Zeit legte sein Augenleiden seinem Leseeifer Fesseln an, und schließlich läßt sich in zwei oder drei Jahren doch nicht alles nachholen, was man in neunzehn versäumt und ignoriert hat. Und endlich, am apologetischen Gebräu hatte er sich den Magen verdorben, mehr als einmal war er nahe daran, alles Theologische

[1]) Adolf Hausrath, Jesus und die neutestamentlichen Schriftsteller 1908. I, S. 173 ff. — Übrigens vgl. zu dieser Frage auch noch einmal das früher schon I, S. 167 ff. Gesagte.

wieder beiseite zu werfen; ohne Enthusiasmus, teilweise sogar voll Verachtung für das, was er zu studieren hatte, lehnte er es ab, davon zu lernen, und kehrte immer am liebsten wieder zu den vertrauten Gedankengängen Baurs und seiner Tübinger Genossen zurück. So konnten die Gegner in dem gelehrten Rüstzeug diesmal gelegentlich etwas vermissen und ihm nicht ganz ohne Grund eine gewisse Voreingenommenheit in der Evangelienfrage vorwerfen. Und vielleicht werden sie es auch mir als Voreingenommenheit und Ausfluß meiner Vorliebe für meinen Helden auslegen, wenn ich, nachdem ich das zugegeben habe, nun doch auf der anderen Seite betone, wie staunenswert rasch und wie staunenswert gründlich Strauß doch in der Hauptsache nachgearbeitet und sich alsbald wieder in die allervorderste Reihe der Leben-Jesu-Forscher durchgearbeitet hat. Auch jetzt wieder stehen viele auf seinen Schultern und triumphieren, daß sie ein paar Millimeter weiter sehen und ein paar Milligramm mehr wissen als er.

In einem dritten kürzeren Abschnitt der Einleitung werden dann noch „etliche Vorbegriffe zu der folgenden Untersuchung“ festgestellt. Das Wunder wird abgelehnt und vor allem wieder der Begriff des Mythus als der Hebel der ganzen Untersuchung eindeutig bestimmt. Es ist schon früher bemerkt worden, daß Strauß durch Baurs Nachweisung bewußter und tendenziöser Erdichtung und der Rolle, die diese bei der Bildung der Evangelien gespielt, sich veranlaßt gesehen habe, den Begriff des Mythus in diesem Sinn auszudehnen; dazu hält er sich deshalb und dann für befugt, wenn und weil die christliche Gemeinde diese Tendenzdichtungen akzeptiert und sie als einen Bestandteil ihres Glaubens diesem einverleibt hat. Er formuliert dies so[1]): „Ich habe in dieser neuen Bearbeitung des Lebens Jesu,

[1]) Diese schon einmal (I, 143f.) zitierte Stelle muß hier in ihrem Zusammenhang noch einmal wiederholt werden.

hauptsächlich infolge von Baurs Nachweisungen, der Annahme bewußter und absichtlicher Dichtung weit mehr Raum als früher zugestanden; darum aber die Bezeichnung zu ändern, habe ich keine Ursache gefunden. Auf die Frage vielmehr, ob auch bewußte Erdichtungen eines einzelnen füglich Mythen zu nennen seien, muß ich auch nach allem seither darüber Verhandelten noch immer antworten: in allewege, sobald sie Glauben gefunden haben und in die Sage eines Volkes oder einer Religionspartei übergegangen sind; was dann immer zugleich beweist, daß sie von ihrem Urheber nicht bloß nach eigenen Einfällen, sondern im Zusammenhang mit dem Bewußtsein einer Mehrheit gebildet waren. Jede unhistorische Erzählung, wie auch immer entstanden, in welcher eine religiöse Gemeinschaft einen Bestandteil ihrer heiligen Grundlage, weil einen absoluten Ausdruck ihrer konstitutiven Empfindungen und Vorstellungen erkennt, ist ein Mythus; und wenn die griechische Mythologie ein Interesse haben mag, von diesem weiteren Mythusbegriff einen engeren zu unterscheiden, der bewußte Erdichtung ausschließt, so hat umgekehrt die kritische Theologie der sogenannten gläubigen gegenüber ein Interesse, alle diejenigen evangelischen Erzählungen, denen sie nur ideale Bedeutung zuerkennt, unter dem gemeinschaftlichen Begriff des Mythus zusammenzufassen.“ Ich wüßte nicht, was an dieser Begriffsbestimmung, die übrigens mit dem schon in der vierten Auflage des alten Lebens Jesu darüber Gesagten im wesentlichen übereinstimmt, auszusetzen wäre; es wird auch mit ihr, soviel ich sehe, von der kritischen Evangelienforschung seither durchweg bewußt oder unbewußt operiert.

Aber noch etwas galt es bei dieser Gelegenheit auch vor der Öffentlichkeit ins reine zu bringen, sein Verhältnis zu Baur, über dessen epochemachende Untersuchungen natürlich zu sprechen war. Schweitzer hat ganz recht gesehen, wenn er aus einigen Äußerungen von Strauß eine

gewisse „Gereiztheit gegen seinen alten Lehrer" herausliest [1]). Die persönlichen Begegnungen mit Baur in dessen letzten Lebensjahren und dann sein Tod hatten ausgleichend und versöhnend gewirkt. Das zeigen die Äußerungen kurz nach seinem Tode, die wir schon kennen. Nun aber war bei der Arbeit am Leben Jesu, wo Strauß natürlich immer wieder dessen Untersuchungen hatte beiziehen müssen, der Unmut und Groll über die Art, wie ihn dieser in seinen Schriften behandelt hatte, wieder neu in ihm aufgestiegen; in seinen Briefen finden sich zum Teil recht starke Ausbrüche desselben. Diesen Unmut halte ich für durchaus gerechtfertigt und bewundere vielmehr die Maßhaltung, die Strauß öffentlich in seiner Abwehr gezeigt hat. Freilich traute er sich zunächst selbst nicht ganz und unterbreitete daher die auf Baur bezüglichen Stellen dem Urteil Zellers. „Mit der Art", schreibt er diesem am 28. November 1863, „wie ich sein Werk über Johannes einführe, wirst Du zufrieden sein; wo ich mich abwehrend zu ihm verhalte, habe ich mich bestrebt, zwischen dieser notgedrungenen Abwehr und der Liebe und Verehrung, die ich für ihn habe, die Mittellinie zu finden. Du darfst aber", fügt er hinzu, „und ich bitte Dich darum, auch hier alles streichen, was Dir nicht gefällt; ich erkenne Dich zwischen dem Vater und dem Freund unbedingt als den gerechten Schiedsrichter an." Also hat Zeller, was in dem Buch von Strauß über Baur zu lesen ist, als billig und gerecht angesehen, und dabei, denke ich, können auch wir uns beruhigen, wenn wir nun hören, was er denn eigentlich schreibt. Stellen wie die, wo er fragt, „ob nicht auch Baur in den Abweichungen des einen Evangelisten von dem andern bisweilen tendenziöse Absicht gesucht habe, wo nur Ungenauigkeit, Willkür oder Zufall im Spiele war, und nicht, wenn sein Vorgänger (d. h. Strauß) von den drei

---

1) Schweitzer a. a. O. S. 194.

ersten Evangelien aus das vierte mitunter noch zu harmlos genommen haben mag, ihm das Umgekehrte begegnet sei, weil er sich seine Vorstellung von den Evangelien an dem vierten gebildet hatte, die drei ersten für absichtsvoller und berechneter zu nehmen, als sie zu nehmen sind", — solche Stellen gehen über den Rahmen streng sachlicher Diskussion zwischen zwei Gleichberechtigten nicht hinaus. Schärfer klingt der Schluß des Abschnitts über die drei ersten Evangelien: „So bereitwillig ich anerkenne, daß in allen diesen (vorher besprochenen) Stücken Baur zu bestimmteren Ergebnissen fortgeschritten ist, daß seine Untersuchungen eine notwendige Ergänzung, in einzelnen Punkten wohl auch Berichtigung der meinigen gewesen sind, so augenscheinlich ist es, daß er damit nur fortgesetzt hat, was ich angefangen, nicht vorgenommen, was ich unterlassen hatte. Wenn er mir vorwarf, ich habe eine Kritik der evangelischen Geschichte gegeben ohne eine Kritik der Evangelien, so könnte ich ihm mit demselben Recht oder Unrecht das Umgekehrte vorwerfen, eine Kritik der Evangelien gegeben zu haben ohne eine Kritik der evangelischen Geschichte. Wenigstens können die allgemeinen Andeutungen, worauf er sich in letzterer Hinsicht beschränkt hat, unmöglich genügen, vielmehr erwächst gerade aus seinen Leistungen für die Evangelienkritik die Aufgabe, nun auch die evangelische Geschichte selbst einer neuen eingehenden Kritik zu unterwerfen". Aber daß der Ton auch an dieser Stelle die Grenzen berechtigter Ab- und Notwehr — Strauß war ja der mit Namen Angegriffene — nicht überschreitet, muß jeder zugeben, der weiß, was wissenschaftlich debattieren heißt. Und daneben nun auch das andere, wie Strauß die Verdienste Baurs um die Evangelienkritik, vor allem um den Nachweis der Ungeschichtlichkeit des Johannesevangeliums, anerkennt. Da heißt es: „Diesen Kampf aufgenommen und auf eine Weise durchgefochten zu haben, wie noch selten kritische Kämpfe durchgefochten worden sind, ist der un-

vergängliche Ruhm des verewigten Dr. Baur. Manche Waffe hatte er von seinen Vorgängern entlehnt, aber manche auch selbst neu gefertigt, und alle hat er mit Geschick, Nachdruck und Beharrlichkeit so lange geführt, bis der Kampf zwar nicht vor den Richterstühlen der Theologen, aber vor dem der Wissenschaft zugunsten der Kritik entschieden war." Ich denke, nach diesem versöhnlichen Schlußwort können wir den Fall Baur-Strauß definitiv verlassen.

Auf die Einleitung folgt im ersten Buch „Das Leben Jesu im geschichtlichen Umriß", im zweiten größeren „Die mythische Geschichte Jesu in ihrer Entstehung und Ausbildung". Diese Disposition hat man getadelt, Schweitzer [1]) nennt sie sogar „die denkbar unglücklichste: zuerst also reißt Strauß den Efeu und die blühenden Schlinggewächse vom Baum herunter, der nun in zerfressener und vermoderter Rinde dasteht; dann heftet er das Abgewelkte wieder an den Stamm und schildert die Art, Herkunft und das Wachstum jeder einzelnen Gattung". Diese Vorwürfe sind, wie ich glaube, nicht berechtigt. Es war ja doch derselbe Mann, der das erste Leben Jesu geschrieben und sich in diesem analytisch, durch Kritik des Berichteten, den Weg zu dem mutmaßlich historischen Kern der Geschichte Jesu gebahnt hatte. Diese war damals nicht als einheitliche und zuzammenhängende zur Darstellung gekommen, nur in Andeutungen, etwa am Schluß der einzelnen Kapitel bruchstückweise vorgetragen worden. So durfte er jetzt nur zusammenfassen, den Andeutungen der Evangelien über das Natürliche und Menschliche in ihm nur so weit nachgehen, um wenigstens in ungefähren Umrissen angeben zu können, was Jesus war und was er wollte. Das war voranzustellen,

---

[1]) Schweitzer a. a. O. S. 192 f. und ähnlich Rothe bei Hausrath II, 490. Umgekehrt sagt Kuno Fischer a. a. O. S. 110 gerade mit Beziehung auf die Komposition des Lebens Jesu: „Strauß ist ein Meister im Ordnen"!

und dann sollte im zweiten Teil weitergegangen und gezeigt werden, wie die ungeschichtlichen Erzählungen über ihn aufgekommen seien und sich allmählich immer weiter ausgebildet haben. „Als die erste Wirkung dessen, was Jesus war, werden wir den in seinen Jüngern entstandenen Glauben an seine Auferstehung erkennen, damit aber die Vorstellung von ihm in eine Temperatur versetzt finden, wo sie im üppigsten Wachstum zahlreiche unhistorische Schößlinge, einen immer wunderhafter als den andern, treiben mußte. Der gottbegeisterte Davidssohn wird zum vaterlos erzeugten Gottessohn, der Gottessohn zum fleischgewordenen Schöpferwort; der menschenfreundliche Wunderarzt wird zum Totenerwecker, zum unumschränkten Herrn über die Natur und ihre Gesetze; der weise Volkslehrer, der den Menschen ins Herz schauende Prophet wird zum Allwissenden, zu Gottes anderem Ich; der in seiner Auferstehung zu Gott Eingegangene ist auch von Gott ausgegangen, ist im Anfang bei Gott gewesen, und sein Erdendasein war nur eine kurze Episode, durch welche er sein ewiges Sein bei Gott zum Besten der Menschen unterbrach. Diesem Gang der Sache, d. h. der allmählichen Entwicklung der Vorstellungen von Jesu, der Bereicherung seiner Lebensgeschichte mit immer mehr idealen Zügen wird unsere Kritik diesmal Schritt für Schritt nachgehen, zuerst die Ansätze des Unhistorischen bemerklich machen, dann nacheinander zeigen, wie sich über jeder Schicht allemal wieder eine neue gebildet hat, wie jede dieser Schichten nur der Niederschlag der jeweiligen Vorstellungen der Zeit und des Kreises, innerhalb deren sie sich bildete, gewesen ist, bis endlich mit dem johanneischen Evangelium ein Ruhepunkt eintrat, über welchen hinaus eine weitere Steigerung und zugleich Vergeistigung nicht mehr möglich, aber auch nicht Bedürfnis war." Diesen „synthetischen" Gang, wie er es richtig nennt, dieses dem Gang der Sache selbst folgen finde ich durchaus berechtigt und möglich und namentlich auch didak-

tisch geschickt. Der Forscher für sich geht freilich den umgekehrten Weg von außen nach innen, im ersten Leben Jesu ist ihn auch Strauß gegangen, der Darsteller, der ans „Volk“ sich wendende Schriftsteller dagegen führt ganz angemessen von innen, vom historischen Kern nach außen, zu der um sie her gelagerten Schale von Sagen und Legenden. Genau so ist auch Hausrath in seiner „populären Bearbeitung seiner Vorlesungen über Jesus und die neutestamentlichen Schriftsteller“ verfahren, recht zum Zeichen, daß dies für ein Leben Jesu fürs Volk die geeignetste Anordnung ist. Und ebenso geben wir in der Geschichte der Philosophie wohl alle bei der Darstellung des Pythagoreismus zunächst das, was von Pythagoras historisch feststeht oder festzustehen scheint; erst wenn wir an den Neupythagoreismus kommen, erzählen wir, was in der Sage aus diesem Wunder- und Märchenmann geworden ist, und niemand wird uns darob schelten und diesen Gang der Darstellung den denkbar unglücklichsten nennen. Was man tadeln könnte, ist höchstens das, daß Strauß nicht ganz konsequent geblieben ist, sondern die doch schon der Sage angehörigen Berichte über die Auferstehung und die Christuserscheinungen in das erste Buch aufgenommen hat, statt sie dem zweiten, der mythischen Geschichte gewidmeten Buch zuzuweisen. Er rechtfertigt dies so: „Von der Auferstehung Jesu haben wir bei ihrer historischen Wichtigkeit, da ohne den Glauben an sie eine christliche Gemeinde schwerlich zusammengetreten sein würde, schon im ersten Buch ausführlich handeln müssen. Wir haben die Frage, was wohl das Tatsächliche an derselben sei, d. h. wie der Glaube daran unter den Jüngern Jesu zustande gekommen sein möge, zu beantworten gesucht.“ Aber just das, wie der Glaube unter den Jüngern zustande gekommen sei, ist die Frage nicht des Lebens Jesu im ersten, sondern seiner mythischen Geschichte im zweiten Buch und gehört deswegen hierher und nicht schon in jenes.

Es rächt sich diese Vorwegnahme auch dadurch, daß er auf die Mythengruppe von der Auferstehung und Himmelfahrt im zweiten Buch doch noch einmal zurückkommen und so einzelnes wiederholen, vor allem aber daß er diese Gruppe in zwei Hälften auseinanderreißen mußte.

Alles das gilt unter einer Voraussetzung: daß sich das Leben Jesu wirklich „im historischen Umriß" darstellen läßt. Das führt auf die Frage, wie es Strauß mit jenem Positiven im ersten Buch seines neuen Lebens Jesu gelungen sei. Aber zuvor ein anderes. Wie war denn Strauß überhaupt zu dem Versuch gekommen, ein solches positives Jesusbild schaffen und geben zu wollen? Noch klang ihm die zuerst von Gustav Binder gestellte[1]) und seitdem immer wiederholte Einrede in die Ohren: was denn nach all dem Kritisieren Historisches noch übrig bleibe? Damals hatte Strauß die Forderung eines bestimmteren Bildes von der Persönlichkeit Jesu abgelehnt. Aber nur „für jetzt". Inzwischen war er der große Biograph geworden und hatte am Schubart und Frischlin und Hutten gelernt, aus vergilbten Blättern heraus trotz vieler Lücken lebensvolle Bilder, Menschen mit Fleisch und Blut erstehen zu lassen. Warum sollte er, was er dort mit so viel Geschick und Glück geübt und gelernt hatte, nicht auch auf den gewaltigen Stoff des Lebens Jesu anwenden und versuchen, aus den zwar nicht vergilbten, aber von Anfang an durch Sage und Tendenz übermalten und entstellten Blättern auch von diesem eine wirkliche Biographie, ein nicht bloß negativ zersetzendes, sondern ein kritisch geläutertes positives Leben Jesu herzustellen? Diese Aufgabe mußte den Biographen reizen, der er inzwischen geworden war. Es war eine schwere, aber war es eine unmögliche und unlösbare Aufgabe? Es galt den Versuch. Und nun also die Frage: ist er gelungen?

Wir haben früher schon gehört, daß heute Theologen wie Holtzmann jedenfalls von der subjektiven Unmöglich-

[1]) S. oben I, S. 170 ff.

keit seines Gelingens überzeugt sind, wenn sie auch vorsichtig die objektive dahingestellt sein lassen; Hausrath[1]) verneint auch diese: „um ein Leben Jesu zu schreiben nach den Forderungen der Geschichtswissenschaft, dazu sind unsere Quellen nicht reichlich genug und zu wenig durchsichtig.“ Und ebenso hat acht Jahre nach dem Leben Jesu fürs Volk Strauß die objektive Unmöglichkeit konstatiert und damit die Position vom Jahre 1864 wieder zurückgenommen, er hat erklärt: der Jesus der Geschichte ist lediglich ein Problem. Aber so groß war die Differenz zwischen 1864 und 1872 doch nicht, wie er das im Nachwort zum alten und neuen Glauben mit Recht hervorgehoben hat. Auch mitten im Versuch des Lebens Jesu selber war er sich der Schwierigkeit und der Unzulänglichkeit des Versuches wohl bewußt, so wenn er sagt: „das Ganze bleibt in gewissem Sinn doch immer nur ein Gewebe von Vermutungen“, oder klagt: „über wenige große Männer der Geschichte sind wir so ungenügend unterrichtet“. So warnt ihn gewissermaßen sein eigenes Daimonion vor diesem biographischen Abenteuer, die stille Überzeugung, daß eigentlich doch alle darauf verwandte Mühe vergeblich sei, hat er umsonst in sich bekämpft. Daher schrieb er dieses erste Buch auch nur mit halbem Herzen, ohne die richtige Stimmung dafür; und darum mußte bei der Art seiner Schriftstellerei, die so ganz von der Stimmung abhängig war, der Versuch vor allem für ihn selber unbefriedigend und mußte bei seiner Ehrlichkeit das Bild lückenhaft, blaß und schattenhaft ausfallen. Und das um so mehr, als er in der Hauptsache das Matthäusevangelium und seinen Aufriß des Lebens Jesu sich zur Vorlage nahm. Freilich so groß, wie manche Markusfreunde meinen, ist der Unterschied nicht, da sich Gewisses hier so wenig ergibt wie dort. Aber Ansätze wenigstens und Andeutungen für eine pragmatische

[1]) Hausrath in der Vorrede zu seinem „Jesus und die neutestamentlichen Schriftsteller“ I, S. X.

Entwicklung des religiösen Bewußtseins und im Bewußtsein Jesu finden wir bei Markus doch[1]), während sie bei Matthäus untereinander geworfen und bis zur Unkenntlichkeit verwischt sind. Daher kann ein Biograph, der sich an diesen hält, von vornherein schon keine Biographie, keine zusammenhängende Geschichte des Lebens Jesu zustande bringen. Und so hat denn auch Strauß mehrfach nur gewisse zusammengehörige Hauptfragen: das Verhältnis Jesu zum mosaischen Gesetz, seine Stellung zu den Nichtisraeliten, sein Verhältnis zur Messiasidee, Schauplatz und Dauer seiner öffentlichen Tätigkeit, seine Lehrart, seine Wunder, seine Jünger, seine Reise nach Jerusalem und sein Ende je in besonderen Abschnitten abgehandelt und damit schon äußerlich auf Zusammenhang und Kontinuität, auf das durchgehende Ziehen von Entwicklungslinien verzichtet. Ein abgerundetes Lebensbild Jesu, das niemand, auch der Markushypothetiker nicht geben kann, eine Biographie Jesu erhalten wir also auch von Strauß nicht.

Neuerdings aber hat man vor allem noch ein anderes an diesem zweiten Leben Jesu ausgesetzt: daß Strauß, bestimmt und beeinflußt durch die geistige Atmosphäre und die religiösen Horizonte der sechziger Jahre, nur „den liberalen Jesus“ gezeichnet habe, wie viele andere vor, neben und nach ihm, so daß dieses neue Buch eben nur eines geworden sei unter vielen, nicht wie das erste, eines vor allen. Das ist natürlich nur dann ein Vorwurf, wenn dieses liberale Jesusbild falsch ist. Und gerade das wird von Schweitzer[2]) nicht nur behauptet, sondern nach seiner Art auch alsbald ins Maßlose übertrieben, wenn er das eine Mal sagt: „Eigentlich fehlt dem Strauß des zweiten Lebens Jesu das Recht zur Kritik des die Geschichte umbildenden

[1]) Auch dagegen ist Hausrath a. a. O. skeptisch: „Als ob wir eine Ahnung hätten, wie in solchen Häuptern die Gedanken sich bewegen“!

[2]) Schweitzer a. a. O. S. 195, 197.

Evangeliums, denn er selbst tut nichts anderes, als den synoptischen Jesus ins Geistige deuten; er geht dabei so gewaltsam zu Werke, daß man sich fragt, wie weit er es eigentlich mit gutem Gewissen tut"; und ein anderes Mal: „Durch diese gewalttätige Vergeistigung des synoptischen Jesus ist das Straußische Bild eigentlich viel ungeschichtlicher als das Renans... So ist er in der ungeschickten Geschichtsmeisterung größer als der in Geschichtsmache geschickte Rivale". Und warum das? Weil er das Eschatologische, das er im ersten Leben Jesu als das hervorragendste Element der Ideenwelt Jesu anerkannt und in einzelnen hingeworfenen Gedanken grandios zur Geltung gebracht habe, inzwischen vergessen und aufgegeben habe. Daß das über das erste Leben Jesu Behauptete nicht richtig ist, habe ich schon früher gezeigt [1]): ein Eschatologiker war Strauß auch damals nicht. Aber abgesehen davon, wie steht es mit der Sache selbst, d. h. mit seiner Ansicht vom Eschatologischen im Bewußtsein Jesu hier im Leben Jesu für das Volk? Der Schweitzersche Vorwurf ist nicht neu, gleich nach dem Erscheinen seines Buches hat man bemängelt, daß Strauß das Eschatologische, den Wiederkunftsgedanken in Jesus übersehen oder doch nicht genügend betont habe; so Wilhelm Lang in einer Besprechung des Buches in den „Grenzboten" und Zeller in der Sybelschen historischen Zeitschrift. Darauf schreibt Strauß am 16. Oktober 1864 an Lang: „Daß wir unsere okzidentalische Vorstellungsart nicht in die Orientalenwelt, der auch die neutestamentlichen Persönlichkeiten noch angehören, hineintragen dürfen, habe auch ich mir beständig vorgesagt; aber der Brocken mit der Wiederkunft war mir zu stark, ich habe ihn nicht herunterbringen können. Zellers Vergleichung mit dem Unsterblichkeitsglauben unserer Zeitgenossen kann ich nicht gelten lassen; es handelt sich um die ungeheure Ausnahme,

---

[1]) S. oben I, S. 176 f.

die in der Wiederkunftsidee liegt. Ich finde in den früheren Reden Jesu, namentlich der Bergpredigt, einen so rationellen Zug, daß ich ihm immer noch jene Idee nicht recht zutrauen kann, die in meinen Augen dem Wahnsinn ganz nahe steht. Sie lassen freilich in Hinsicht der inneren Klarheit und Ruhe mit Jesu später eine Veränderung vorgehen; wobei aber das Zusammentreffen mit Renans Darstellung gewiß Sie selbst beunruhigen wird." So bleibt er bei dem, was er im Abschnitt über die messianische Wiederkunft gesagt hat: „Dergleichen von sich selbst erwarten, ist noch etwas ganz anderes, als es im allgemeinen nur erwarten, und wer es von sich und für sich erwartet, der will uns nicht allein als Schwärmer erscheinen, sondern wir sehen auch eine unerlaubte Selbstüberhebung darin, wenn ein Mensch (und nur von einem solchen reden wir hier durchaus) sich einfallen läßt, sich so von allen übrigen auszunehmen, daß er sich ihnen als künftigen Richter gegenüberstellt; wobei insbesondere Jesus ganz vergessen haben müßte, wie er einst das Prädikat gut als ein Gott allein zukommendes abgelehnt hatte." Wer Schweitzers eschatologisches Jesusbild kennt, der wird Strauß recht geben müssen: das ist nicht die Ideenwelt eines gesunden, sondern eines pathologischen, geisteskranken Menschen. Strauß hat acht Jahre später diesen „Brocken" allerdings doch noch verschluckt und im alten und neuen Glauben eben darum das Schwärmerische[1])

---

[1]) Übrigens hat er das Wort „Schwärmer" gerade um dieses eschatologischen Gedankenkreises willen schon im ersten Leben Jesu, 1. Aufl., I, S. 494, zu brauchen sich nicht gescheut. Es heißt da: „Wer diese Ansicht von dem Hintergrunde des messianischen Planes Jesu bloß deswegen scheut, weil er durch dieselbe Jesum zum Schwärmer zu machen glaubt, der bedenke, wie genau diese Hoffnungen den langgehegten Messiasbegriffen der Juden entsprochen, und wie leicht auf dem supranaturalistischen Boden jener Zeit und in dem abgeschlossenen Kreise der jüdischen Nation eine für sich abenteuerliche Vorstellung, wenn sie nur Nationalvorstellung war und sonst wahre und großartige Seiten bot, auch einen besonnenen Mann in sich hineinziehen konnte."

in Jesus stärker betont; welche Konsequenzen er aber daraus gezogen hat, werden wir dann auch hören. Die „konsequent eschatologische Anschauung“ würde er aber selbst damals als eine Einseitigkeit abgelehnt haben, weil sie ihm eben nur den halben, nicht den ganzen Jesus verständlich gemacht hätte. Auch das Helle und Rationelle, das Humane und Menschliche, das Heitere und Ungebrochene, das Hellenische oder modern ausgedrückt: das Apollinische gehört mit zu Jesu Natur und Wesen: das bezeugen die Quellen doch neben dem Eschatologischen ebenso deutlich: warum sollte man ihnen darin den Glauben versagen, wenn man den Brocken mit der Wiederkunft so kritiklos verschluckt? Solchen Stellen muß die rein eschatologische Konstruktion des Lebens Jesu üble Gewalt antun, Schweitzer hat ihnen solche angetan. Strauß dagegen hat schon den Gedanken, daß in Jesus ein Bruch stattgefunden habe und er durch schwere innere Kämpfe hindurchgegangen sei, im Leben Jesu für das Volk abgelehnt; davon, meinte er, müßten doch „die Narben für alle Zeiten, etwas Hartes, Herbes, Düsteres in ihm nachgeblieben sein“, und davon finde sich in seiner Art und in seinen Reden keine Spur; er sei vielmehr als „eine schöne Natur von Haus aus“ zu denken.

Daß Strauß Jesus damit nicht ganz gerecht geworden ist, halte auch ich für wahrscheinlich. Er hat der orientalischen Vorstellungsart doch zu wenig Konzessionen gemacht und hat über jener hellen Seite die dunkle, das Genial-Dämonische oder wiederum modern ausgedrückt, die dionysi-

---

Man beachte, wie nach dieser Stelle die abenteuerliche Vorstellung eines in den Wolken des Himmels zum Gerichte kommenden Menschensohnes nur als „Nationalvorstellung“ den sonst „besonnenen“ Jesus „in sich hineinziehen“ konnte und durchaus nur den „Hintergrund“ seines messianischen Bewußtseins bildete. Eschatologiker ist Strauß eben auch damals nicht gewesen. Vgl. übrigens dazu jetzt auch Hausrath a. a. O. I S. 73ff.

sche Unterströmung in Jesus offenbar nicht genügend anerkannt. Das ist ein Mangel seines damaligen Jesusbildes. Dieses ist wirklich zu hell ausgefallen, das Rationelle und Ideelle, das Humane und Apollinische dominiert, in der Vergeistigung ist des Guten zu viel getan. Freilich hat sich Strauß dadurch auch von der psychologischen Ungeheuerlichkeit fern- und freigehalten, die uns die modernen Eschatologiker zumuten möchten und zumuten müssen: in jenem Hellen und Humanen, das nach den Quellen eben doch auch da war, nur das zu sehen, was sie „Interimsethik“ nennen, womit es Jesus also gar nicht sonderlich ernst sein konnte und das darum diese Theologen auch gar nicht sonderlich hoch stellen können. Nein, auch damit war es Jesus voller Ernst, mit diesem aus der Enge des Judentums in die Weite einer Welt hinausschreitenden Geistigen und Vergeistigten, und das wurde gleich nach seinem Tode in seiner Stiftung Hauptsache und Kern: damit und nicht mit jenem eschatologischen Düster und Dunkel hat seine Sache die Welt gewonnen und die Welt erobert. Darum hat Strauß recht, es als ein wahrscheinlich — denn über ein „wahrscheinlich“ kommen wir nirgends hinaus, auch das Eschatologische ist nur wahrscheinlich — er hat recht, es als ein in ihm wahrscheinlich Vorhandenes stark zu betonen und in den Vordergrund zu stellen. Aber das andere, das Dunkle und Bodenständige, das Nationale und zeitlich Beschränkte, das Chaotische und Mystische war — wahrscheinlich — auch da, und das von seinem damaligen Jesusbild fast ganz ausgeschlossen zu haben, war ein Mangel des Buches, wie es das Mangelhafte in dem liberalen Jesusbild überhaupt ist. Nur freilich, wie wir die beiden Elemente in einem Bilde zu vereinigen haben, das weiß niemand. Nicht weil es zwei sich widersprechende Seiten sind: jeder große Mensch ist widerspruchsvoll, nur die ganz Trivialen und Banalen sind widerspruchsfrei und ohne irrationalen Rest; sondern deswegen, weil die Quellen gerade

das Eschatologische ganz besonders kontaminiert und mit früherer und späterer Apokalyptik vermengt und beschwert haben und uns nur ein unvermitteltes Nebeneinander zeigen, über die psychologische Vermittlung und Vereinbarkeit aber keinen irgendwie genügenden Aufschluß, nicht einmal Anhaltspunkte dafür geben. Der Jesus der Geschichte ist eben lediglich ein Problem. Diesen Satz von Strauß haben die Wrede und die Schweitzer vollauf bestätigt.

Man hat jenen Mangel in dem Straußschen Lebensbild übrigens auch darin begründet gefunden, daß Strauß keine religiöse Natur gewesen sei und schon deshalb einen Religionsstifter nicht habe verstehen können. Noch einmal: als ob ihn auch der Frömmste aus historisch so schlechten Quellen herausholen und nachzeichnen könnte. Wer von all den Frommen alter und neuer Zeit hat uns denn ein Lebensbild Jesu geschaffen, das vor der Wissenschaft standhalten kann? Wenn Frömmigkeit das ist, womit ein haltbares Leben Jesu geschrieben werden kann, so ist kein Verfasser eines Lebens Jesu — fromm gewesen. Und dann: keine religiöse Persönlichkeit! Doch lassen wir das, es kommt uns hier noch einmal zu früh. Wahr ist nur, daß Strauß den Standpunkt der „Friedlichen Blätter", wonach Jesus innerhalb des religiösen Gebietes und damit überhaupt das Höchste erreicht habe, worüber keine Zukunft je hinauskommen könne, daß er diesen Standpunkt allerdings inzwischen preisgegeben hat. „Jeder sittlich hervorragende Mensch, jeder große Denker, der das handelnde Wesen des Menschen zum Gegenstande seines Forschens machte, hat in engeren oder weiteren Kreisen geholfen, die Idee menschlicher Vollkommenheit zu berichtigen, zu ergänzen, weiterzubilden." Damit stellt er Jesus hinein in einen weiten Kreis von Genossen; aber, fügt er hinzu, „unter diesen Fortbildnern des Menschenideals steht Jesus in erster Linie. Er hat Züge in dasselbe eingeführt, die ihm vorher fehlten oder doch unentwickelt geblieben waren; andere beschränkt, die seiner allgemeinen

Gültigkeit im Wege standen; hat demselben durch die religiöse Fassung, die er ihm gab, eine höhere Weihe, durch die Verkörperung in seiner eigenen Person die lebendigste Wärme gegeben, während die Religionsgesellschaft, die von ihm ausging, diesem Ideale die weiteste Verbreitung unter der Menschheit verschaffte". Daß das Worte sind, die Straußens „Unfähigkeit, religiöse Charaktere zu verstehen" [1]), beweisen, kann ich nicht sehen. Die Leute der christlichen Welt möchten ja freilich uns „Ungläubige" immer wieder auf unsere Legitimation hin prüfen und uns das Recht, in religiösen Fragen mitzureden, am liebsten wegen mangelnder Legitimationspapiere entziehen. Aber einer von ihnen, Max Reischle [2]), hat doch gemeint, daß es für den Religionsphilosophen und Religionshistoriker genüge, die religiösen Erlebnisse anderer „hypothetisch nachzuerleben". Und dieses verständnisvolle Einleben in andere sollte Strauß, dem Biographen von Schubart oder Frischlin oder Hutten, hier bei Jesus ganz gefehlt haben? Das glaube, wer mag. Wernle hat unlängst in der theologischen Literaturzeitung [3]) gesagt: „Wir haben uns längst daran gewöhnt, daß jeder Jesusdarsteller bei aller kritischen Vorsicht uns das gibt, was er nach seiner besonderen Gabe an Jesus heraushört und sieht." Das wird auch für Strauß gelten. Er liebte das Humane, das Helle und Rationale, er liebte es auch an Jesus, und weil er über niemand schreiben konnte, den er nicht liebte, so hörte und sah er eben diese Seite an ihm, die er liebte, heraus und rückte sie in den Vordergrund. So wurde es freilich kein Lebensbild, das alle befriedigt hätte. Aber das gilt von allen andern Lebensbildern Jesu genau ebenso. Und der Grund davon ist doch immer wieder in den Quellen zu suchen, die eine wirkliche Biographie

[1]) Eck a. a. O. S. 205.

[2]) Max Reischle, Die Frage nach dem Wesen der Religion. 1889.

[3]) Nr. 19 des laufenden Jahrgangs (1908) vom 12. September. Ähnlich auch Hausrath a. a. O. I, S. XII.

Jesu zu einem Ding der Unmöglichkeit machen. An dieser Unlösbarkeit der Aufgabe ist eben auch Strauß gescheitert.

Aber noch fehlt uns der dritte Teil des Werkes, die mythische Geschichte Jesu in ihrer Entstehung und Ausbildung. Das war seine alte Domäne, nichts anderes als eine Rekapitulation der Arbeit des ersten Lebens Jesu. Deswegen fühlte er sich hier ganz wieder in seinem Element. Wenn er bis zu den Erzählungen vom Tode Jesu sein Fuhrwerk — in der stillen Überzeugung, daß seine Arbeit bis dahin doch eigentlich vergeblich gewesen sei — nur mühsam und langsam bergauf geschoben hatte, so fand er sich nun auf der Höhe. Schon innerhalb des ersten Buches, mit der Auferstehungsgeschichte senkte sich die Straße, von da ab rollte sein Wägelein rasch und lustig bergab; und er hat ganz recht, wenn er meint, es müßte seltsam zugegangen sein, wenn man hier die muntere Stimmung des Verfassers nicht auch seiner Schreibart angemerkt hätte. Wie spielend wird er der apologetischen Künsteleien und Flunkereien Herr, mit denen man ja gerade auch seinem früheren Werk gegenüber den Brand hatte löschen und das bedrohte Gebäude hatte retten wollen. Je mehr er sich an solchen Schriften den Magen verdorben hatte, desto mehr war es ihm nun eine Lust, diese theologischen Apologeten zu zausen und sich mit ihnen zu raufen. Der alte Kampfesmut war wieder in ihm erwacht. Man höre nur ein Beispiel, die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus. Da heißt es: „Maßgebend ist auch hier für die neuere Theologenschaft die Haltung Schleiermachers gewesen. Die beiden Toten, von deren Erweckung durch Jesus uns die Synoptiker erzählen, hatte Schleiermacher ohne weiteres als Scheintote gefaßt. Aber Lazarus lag schon den vierten Tag im Grabe. Da konnte freilich die Verwesung bereits ihren Anfang genommen haben. Aber sie mußte es nicht, meint Schleiermacher; die Äußerung der Martha sei lediglich ihre Vermutung. Jedenfalls schreibe Jesus dieses Wunder nicht sich als eigne Tat zu, wie man es freilich

auch nicht denken könne, ohne durch einen solchen schöpferischen Akt seine menschliche Lebenseinheit zu zerreißen; sondern er erbitte es von Gott und verdanke es diesem als dessen unmittelbare Tat. Was heißt nun das in ehrlichem Deutsch? Auch Lazarus ist, obwohl der Fall bei der längeren Zeit, die er schon in der Gruft gelegen hatte, ein minder gewöhnlicher war, bloß scheintot gewesen, und daß gerade Jesus die Veranlassung seiner Wiederbelebung wurde, war ein Zufall, in welchem die höhere Fügung nicht zu verkennen ist. Jetzt begreifen wir erst, wie Schleiermacher sagen konnte, die Geschichte von Lazarus habe keinen großen didaktischen Wert. So wie er sie faßt, hat sie vielmehr gar keinen. Auf das Nähere, wie der johanneischen Erzählung zufolge Jesus sich bei der Sache benahm, hat sich Schleiermacher klüglich nicht eingelassen. Und doch muß man notwendig fragen: wenn es nur der Zufall war, nur die unwahrscheinliche Möglichkeit, daß der schon vier Tage begrabene Lazarus vielleicht bloß scheintot sein könnte, worauf Jesus rechnete, wie konnte er schon in der Entfernung, wie noch am Grabe selbst Reden führen, die als leeres Geflunker erscheinen, wenn nicht die Gewißheit, seinen Freund den Seinigen lebendig wiedergeben zu können, dahinter stand? Man müsse, sagt (Alex.) Schweizer, die ganze pragmatische und psychische Lage Jesu in Betracht ziehen. Er war in jenem Zeitpunkt, nachdem er vor den Verfolgungen der Machthaber in Jerusalem nach Peräa gewichen war, in gedrückterer Lage als jemals vorher. Dabei war sein messianisches Bewußtsein ungeschwächt. Was mußte da das Ergebnis sein? [1]) Die zuversichtlichste Hoffnung, antwortet

[1]) Anmerkung von Strauß: „Das sind Potenzen“, setzt Schweizer mit deutlicher Beziehung auf den gegenwärtigen Verfasser hinzu, „welche ein Leben Jesu auffinden und als Schlüssel zum Verständnis einzelner Taten benutzen muß, ehe es den Namen eines Lebens Jesu verdienen will.“ Sehr wohl, erwidert der Verfasser, wenn erst die angeblichen Taten kritisch festgestellt sind. Vorher, der bloßen Legende gegenüber, ist der psychologische Pragmatismus übel angebracht.

Schweizer, daß ihn Gott in solcher Lage nicht im Stiche lassen werde. „Demjenigen“, erläutert Hase (denn es wäscht hier immer eine Hand die andere), „vor dem Jairus' Tochter aus ihrem Scheintod erwacht war, mochte der Wunsch zur Ahnung oder in seiner Bedrängnis zum kühnen Vertrauen werden, daß hier, wo seine individuelle Neigung mit der Verherrlichung des Gottesreichs zusammenfiel, Gott sein Gebet um das Leben dessen, den er liebte, erhören werde.“ Entspricht alsdann, fährt wieder Schweizer fort, solcher Zuversicht ein äußeres Ereignis, das an sich kein eigentliches Wunder ist, so entsteht dennoch ein Wunder, nämlich das des gerechtfertigten Gottvertrauens. So ist hier das Wunder nicht die Wiederkehr des nur zurückgetretenen Lebens an sich, sondern das Zusammentreffen derselben mit Jesu Zuversicht und der Eröffnung des Felsengrabs auf seinen Befehl. Warum soll denn, schließt der ästhetisch gebildete Theologe, im Leben Jesu nicht wenigstens einigemal ein auffallender Erfolg seiner kühnen Zuversicht entsprochen haben, wenn doch etwas jenem Dichterworte zugrunde liegt: Es gibt im Menschenleben Augenblicke usw.? Das ist die rechte Höhe, wenn die Theologie sich mit modernen Dichterfedern putzt, die sie dann sicher allemal unrecht anbringt. So bedenkt sie hier nicht, wie übel dem Helden, der jene Worte spricht, die falsche Anwendung der darin enthaltenen Wahrheit bekommt. Der erste, der ihm am anderen Morgen mit einem Liebeszeichen entgegenkomme, hatte er willkürlich bei sich festgesetzt, müsse sein treuester Freund sein: und gerade der wurde sein Verräter. Der Freund, den er gestorben fand, müsse, so wahr Gott ihn nicht im Stich lassen könne, nicht wirklich tot sein, sondern auf seinen Ruf ins Leben zurückkehren, das hätte sich Jesus hier in den Kopf gesetzt, und einem so rasenden Einfall hätte der Erfolg entsprechen sollen. Eine solche Erklärung, bemerkt Ebrard mit vollem Recht, wonach der Herr auf die vermessenste Weise Gott versucht haben würde, enthalte

zehnmal mehr Unbegreiflichkeiten, als zwanzig Kritiker in dem evangelischen Bericht zu finden vermögen. Dies ist nur zu wenig gesagt; es hätte vielmehr gesagt werden müssen, sie schände Jesum so sehr, wie nur jemals Naturalisten und Spötter ihn geschändet haben.“

Daß die so Getroffenen, unter denen an anderen Stellen namentlich Ewald schlecht wegkommt, das Buch wie mit Gift und Galle getränkt empfanden, war ihr gutes Recht. Wir unbeteiligten Zuschauer aber werden davon nichts bemerken, sondern vielmehr konstatieren müssen, daß Logik, gesunder Menschenverstand und gute Laune hier sieghafte Schlachten geschlagen haben. Überall zeigt sich die alte Souveränität und der alte Scharfsinn in der Aufdeckung von Schwierigkeiten bei den Berichterstattern und in dem Nachweis der Unverträglichkeit ihrer Angaben und der Unhaltbarkeit ihrer Ausgleichung durch die Theologen. Was Wellhausen als der Berufensten einer dem alten Leben Jesu nachrühmt[1]), gilt ebenso auch von diesem dritten Buch des späteren: „Es ist ein synoptischer Kommentar zu den vier Evangelien. Strauß zeigt sich darin als höchst sorgfältigen Exegeten, mit dem sich wenige messen können. Und vor allem glänzt er durch die nicht leichte und jetzt ziemlich selten gewordene Kunst zu referieren; es gibt nichts Besseres als seine Übersichten über die Berichte der verschiedenen Evangelisten, mit der klaren Nachzeichnung der Linien und der treffenden Hervorhebung der Punkte, worauf es bei der Vergleichung ankommt. Er läßt sich Zeit und bricht nichts über das Knie. In der Kritik ist er sehr ausführlich und bei der Auseinandersetzung mit Gegnern, selbst mit gering geschätzten, äußerst gewissenhaft; jeden Anflug von Frivolität sucht er zu vermeiden.“ Oder sollte man auch jetzt wieder oder jetzt noch seinen Spott über die Geschichte vom Einzug in Jerusalem

---

[1]) J. Wellhausen, Strauß' Leben Jesu, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 24. März 1908.

und vom Reiten Jesu auf zwei Eseln für frivol halten wollen, wenn er schreibt: „Wenn Matthäus erzählt, die beiden von Jesu nach Bethphage gesandten Jünger haben nach seiner Anweisung von da eine Eselin mit ihrem Füllen gebracht, auf beide Tiere ihre Kleider gebreitet und Jesum darauf gesetzt, so steht uns, wenn wir uns denken sollen, wie Jesus auf den beiden Tieren zugleich geritten sei, der Verstand still und kommt nicht eher wieder in Gang, als bis wir die von dem Evangelisten zitierte Stelle des Zacharias genauer ansehen"? Zugleich zeigt uns dieses Zitat, wie er, wie im ersten Leben Jesu, durchaus an richtiger Stelle für die Erklärung solcher Erzählungen alttestamentliche Parallelen, hier ein mißverstandenes Prophetenwort, verwendet. Der alte Schlüssel funktionierte noch immer und wurde womöglich noch virtuoser und graziöser und zugleich mit mehr Zurückhaltung und Differenzierung gehandhabt als das erstemal.

So verdankt die neutestamentliche Forschung und Kritik auch dem zweiten Leben Jesu von Strauß eine Fülle von Licht und Belehrung im einzelnen. Man sehe nur zu, wie oft es zitiert und mit Zustimmung zitiert und wie oft es ohne Erwähnung benützt wird. Aber die Wirkung des Buches im ganzen war trotz alledem keine durchschlagende und epochemachende, kurz gesagt deswegen nicht, weil es in der Einleitung auf den Schultern der Baurschen Schule stand und wenn auch frei und selbständig, doch nicht original ihre Resultate wiederholte; im zweiten Teil (dem ersten Buch) die unlösbare Aufgabe einer positiven Darstellung auch seinerseits nicht lösen konnte; und endlich weil im dritten Teil das Beste schon 29 Jahre zuvor von Strauß selbst vorweggenommen und gesagt war; wer nicht genauer zusah, konnte den Eindruck bekommen, als ob er sich wiederhole. Es ist eines der besten Leben Jesu, die wir haben, aber nicht mehr; es ist wirklich eines unter vielen.

Strauß war mit diesem Buch wieder ganz in seinem, dem theologischen Fahrwasser, nun läßt er sein Schifflein

flott darin weiter schwimmen. Da war es ein eigentümliches Zusammentreffen, daß im selben Jahr wie sein Leben Jesu endlich auch die Vorlesungen Schleiermachers über das Leben Jesu, von Rütenik herausgegeben, im Druck erschienen. Gewiß hat Strauß recht, wenn er meint: „Wäre nicht im Jahre nach Schleiermachers Tode mein Leben Jesu herausgekommen, so würde das seinige nicht so lange im Versteck gehalten worden sein. Bis zu diesem Zeitpunkte wäre es von der theologischen Welt wie ein Heiland empfangen worden, aber für die Wunden, die jenes Werk der bisherigen Theologie schlug, hatte das Schleiermachersche weder Heilkraut noch Verband, ja es zeigte seinen Urheber vielfach mitschuldig an dem Unheil, das, von ihm tropfenweise eingelassen, jetzt seiner Vorsichtsmaßregeln spottend in Strömen hereingebrochen war.“ Aber ihm kam es in diesem Augenblick nicht zu spät. Wohl hatte er Nachschriften von diesen Vorlesungen Schleiermachers schon vor der ersten und so auch jetzt wieder bei der neuen Bearbeitung desselben Gegenstandes vor sich gehabt, sie benützt und vor allem scharf dagegen polemisiert, wie wir oben an einem Beispiel gesehen haben. Aber eben jetzt, wo er mit seinem Leben Jesu fertig war, kam ihm dieses Erscheinen vor der Öffentlichkeit doch ganz besonders erwünscht. Es mochten doch manche dieses Benützen von Nachschriften und das Urteilen darüber anstößig gefunden und gesagt haben, mit ungedruckten Heften zu kämpfen, sei leicht, da könne man übergehen, was man nicht zu widerlegen wisse, ohne daß eine Kontrolle möglich sei. Und überdies, wie er seinem Leben Jesu die Auseinandersetzung mit dem ältesten seiner deutschen Vorgänger, mit Reimarus, vorausgeschickt hatte, so fühlte er doppelt das Bedürfnis, sich nun auch mit dem großen Theologen des neunzehnten Jahrhunderts, der zuletzt noch, unmittelbar vor dem Erscheinen seines ersten Werkes, in den Vorlesungen vom Jahre 1832 zu dem Gegenstand das Wort genommen hatte, in einer besonderen Schrift auseinander-

zusetzen. Und so sehen wir ihn denn im Herbst 1864 mit einer ausführlichen Kritik desselben beschäftigt, die als Broschüre erscheinen sollte. „Es war mir“, schreibt er an W. Lang, „allzu einladend, mich mit dem interessanten Buch Schritt für Schritt auseinander zu setzen und dabei eine Menge wichtiger Punkte noch ausdrücklicher als in meinem Buche zu erläutern.“ Er hatte sich dazu durch die Lektüre der vier Bände Schleiermacherscher Briefe vorbereitet und dabei noch einmal seine Stellung zu ihm einer Revision unterzogen. Das Resultat war, daß er „daraus teils überhaupt einen großen Respekt vor des Mannes eminenter Geisteskraft und Charakterstärke, teils die Überzeugung gewann, daß seine religiöse Stellung im allgemeinen wirkliche Idiosynkrasie war; was natürlich nicht ausschließt, daß er im einzelnen oft sich und andere wenigstens mit halbem Wissen täuschte“. Jener Respekt hielt ihn aber um so weniger ab, an seinem nunmehr erschienenen Leben Jesu die schärfste Kritik zu üben, als diese Vorlesungen nicht auf der vollen Höhe des Schleiermacherschen Geistes standen und diesen in starker Abhängigkeit und in engstem Zusammenhang mit dem Rationalismus zeigen. Die Schrift erschien zu Anfang des Jahres 1865 unter dem Titel „Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte“.

Nachdem Strauß zuerst gezeigt, daß Herr Rütenik nicht der Mann gewesen sei, um „einen Tänzer in voller Bewegung zu photographieren“, ein freies und befreiendes Verfahren mit dem ihm vorliegenden Vorlesungsmaterial von ihm also nicht zu erwarten sei, geht er Schleiermacher selbst zu Leibe. Dreierlei ist es, was er an seiner Bearbeitung des Lebens Jesu auszusetzen hat. Erstens daß Schleiermacher an der Echtheit des Johannesevangeliums festhält und sich damit seine Darstellung vom Leben des Jesus der Geschichte unnötig erschwert, eine solche geradezu unmöglich macht. Der zweite Vorwurf ist, Schleiermacher sei hier über den Rationalismus mit seinen exegetischen Vergewaltigungskünsten nicht hinaus-

gekommen oder doch immer wieder in ihn zurückgefallen; von der Paulusschen Schrifterklärung sei die seinige, soweit sie das Wunderhafte in der Schrift angeht, nur durch etwas mehr Geist und Feinheit unterschieden, und an Hauptpunkten wie der Auferstehungsgeschichte verschwinde auch dieser Unterschied bis zum Unmerklichen. Eben an diesen Hauptpunkten der evangelischen Geschichte weist er dies im einzelnen nach, besonders eingehend und schlagend an der Auferstehungsgeschichte, der gegenüber Schleiermacher ein unklares Schwanken zwischen Ebionitismus und Doketismus, zwischen vollkommener Natürlichkeit und mysteriösem Gespensterspuk doch nicht überwunden habe. Aber das ebionitisch Natürliche schlage vor, und dabei sehe er sich „von den Bahrdtisch-Venturinischen [1]) Fratzen immer wieder angegrinst." Diese rationalistische Deutung neutestamentlicher Erzählungen hatte Strauß schon in seinem Aufsatz von 1839 über „Schleiermacher und Daub" dem großen Berliner Theologen unter Berufung auf seine Schrift über Lukas zum Vorwurf machen können; jetzt führt er diesen Nachweis durch das Ganze durch. So wurde die Schrift über den Jesus der Geschichte nachträglich noch einmal zu einer gründlichen Auseinandersetzung mit dem alten Gegner von 1835. Wir erinnern uns, unter den Streitschriften der dreißiger Jahre fehlte eine — gegen den Rationalismus; jetzt kommt sie nachträglich doch noch, es ist die Kritik des Schleiermacherschen Lebens Jesu. Aber Schleiermacher war nicht bloß rationalistischer Exeget, er war auch Dogmatiker. Und da weist ihm nun Strauß zum dritten nach, wie er mit den Voraussetzungen seiner Glaubenslehre und speziell seiner mehr an Kant und Spinoza als an Hegel orientierten Christologie an die Geschichte herantritt und ihre Kategorien in sie hineinträgt.

---

[1]) Bahrdt das enfant terrible der deutschen Aufklärung; Venturinis natürliche Geschichte des großen Propheten von Nazareth (1800) nach Schweitzer a. a. O. S. 47 noch heute Quelle für alle Leben-Jesu-Romane.

„Meine Philosophie“, hat Schleiermacher einmal gesagt, „und meine Dogmatik sind fest entschlossen, sich nicht zu widersprechen; aber eben deshalb wollen beide auch niemals fertig sein, und solange ich denken kann, haben sie immer gegenseitig aneinander gestimmt und sich auch immer mehr angenähert.“ Fest entschlossen, sich als Dogmatiker nicht zu widersprechen, konnte er sich freilich als Historiker nirgends auf den Standpunkt der reinen, voraussetzungslosen Wissenschaft stellen, am wenigsten in der Darstellung des Lebens Jesu. Von dem Begriff der Unsündlichkeit und Urbildlichkeit, der stetigen Kräftigkeit des Gottesbewußtseins als einem „eigentlichen“ Sein Gottes in Christo ging er aus; in Christus als dem Gegenstand unseres Glaubens sollte, seiner vollständigen Menschheit unbeschadet, ganz anders als in allen übrigen Menschen das Gottesbewußtsein in jedem Augenblick seines Lebens das schlechthin Bestimmende, das sinnliche Bewußtsein durchaus das widerstandslos Beherrschte gewesen sein. Durch diese Formeln sollte der Jesus der Geschichte mit dem Christus des Glaubens in eins gesetzt, ergänzt und korrigiert und so Wissenschaft und Glauben, Geschichte und Dogma miteinander vereinigt und aufeinander „gestimmt“ werden. Das ist jenes Schweben und Oszillieren zwischen zwei unvereinbaren Standpunkten, die aber — es ist das bei diesem seltenen Menschen das Merkwürdigste — in ihm wirklich vereinigt waren und geradezu „die ganze Fülle seines irdischen Lebens ausmachten“. Er war, wie er an Jacobi schrieb, „mit dem Verstand ein Philosoph und mit dem Gefühle ganz ein Frommer“; das konnte schon der Redner über die Religion sagen; der Verfasser der Glaubenslehre fügt noch hinzu: „und zwar als solcher ein Christ“. So entsprach jenes Schweben und Oszillieren freilich durchaus den zwei Seiten in Schleiermachers Natur. Oder anders ausgedrückt: er war in der Christologie Supranaturalist, in der Kritik und Exegese Rationalist. Er fühlte diesen Widerspruch, er ahnte die Gefahr,

die darin lag; daher die emsige, fast ängstliche Geschäftigkeit seines an Hilfsquellen so reichen Geistes, zwischen beiden Teilen Frieden zu stiften, den geglaubten Christus dem Denken annehmbar, das Denken wenigstens in diesem einen Punkte dem Glauben fügsam zu machen, wobei es ihm, bei allem Ernst im allgemeinen, auf etwas Sophisterei im einzelnen nicht ankam. Es war ein unvergleichliches Virtuosenkunststück, dieser Tanz zwischen den Eiern des Glaubens und den Messern der Philosophie. Allein von zwei so verschiedenen Standpunkten aus, dem gläubig-dogmatischen einerseits, dem wissenschaftlich-kritischen andererseits, ein haltbares Bild von Jesus, ein einheitliches Ganzes zu gestalten, dazu war auch seine Kunst zu schwach. Er hatte zu Anfang seines Lebens Jesu versprochen, ohne dogmatische Voraussetzungen zu Werke gehen zu wollen; aber er hielt nicht Wort, er hat sich zwar von manchen, aber nicht von allen Fesseln des kirchlichen Vorurteils freigemacht. „Wenn die rechtgläubigen Theologen vor ihm den Gefährten des Odysseus glichen, die sich gegen die Sirenenstimmen der Kritik die Ohren verklebten, so hat er sich zwar diese offen gehalten, dafür aber sich mit Schiffstauen an dem Maste des Christusglaubens anbinden lassen, um unbeschädigt an dem gefährlichen Eiland vorüberzukommen.“ Daß „das ganze Märchen von den Sirenen nur Einflüsterung der alten Zauberin Kirke war“, hat er nicht gesehen, sagt Strauß hübsch. Oder ohne Bild: „Der ideale wie der dogmatische Christus auf der einen und der geschichtliche Jesus von Nazareth auf der anderen Seite sind unwiederbringlich geschieden.“ Das ergibt sich deshalb aus dem Leben Jesu von Schleiermacher, weil darin Geschiedenes verbunden, Unvereinbares vereinigt werden sollte, und weil dieser Versuch, der ihm noch am ehesten hätte gelingen können, gerade ihm mißlungen ist. Wenn er es nicht leisten konnte, wem sollte es dann gelungen sein oder in Zukunft gelingen? Ich glaube nicht, daß mit alledem zuviel gesagt oder Schleier-

macher irgendwie Unrecht getan ist. Ich meine im Gegenteil, richtiger und treffender sei Schleiermacher kaum je gezeichnet worden als hier; zumal wenn man noch aus dem Eingang der Schrift die glänzende Schilderung seines Katheder- und Kanzelvortrags hinzunimmt, wie ihn Strauß, jetzt aus der Erinnerung heraus und teilweise unter Vergleich mit der Baurschen Vortragsweise, mit mehr Zustimmung und billiger noch als einst unter dem ersten frischen Eindruck charakterisiert.

Der Schrift über Schleiermacher hat Strauß als Beilage einen Artikel aus der Nationalzeitung vom 21. September 1864 angehängt: „Der Schenkelsche Handel in Baden“. Durch ihn wurde er alsbald in neue heftige Kämpfe mit den Theologen verwickelt und in den gerade jetzt entbrannten Streit um ein anderes, ebenfalls 1864 erschienenes Leben Jesu von Dr. Daniel Schenkel, großherzoglich badischem Kirchenrat und Professor der Theologie in Heidelberg, hineingezogen. Wir haben darüber ausführlich zu reden, weil daraus noch einmal eine Schrift von Strauß „Die Halben und die Ganzen. Eine Streitschrift gegen die Herren Doktoren Schenkel und Hengstenberg“ hervorgegangen ist.

Schenkels „Charakterbild Jesu“ hatte zunächst in Baden unter der Geistlichkeit Beunruhigung erregt. Ein heftiger Agitationssturm erhob sich dagegen. 117 badische Geistliche unterzeichneten einen Protest, worin sie klagten, daß der Verfasser durch grundstürzende Irrlehren der Kirche ein Ärgernis gegeben und sich deshalb unfähig gemacht habe, ein Amt in der evangelischen Landeskirche zu bekleiden, namentlich als Direktor des Heidelberger Predigerseminars die künftigen Geistlichen für den Kirchendienst vorzubereiten; daher verlangten sie ausdrücklich, daß Schenkel dieser seiner Stelle als Direktor des Predigerseminars enthoben werden möge. Diese Agitation war von Berlin her angefacht worden und setzte sich auch über die Grenzen

Badens hinaus in Pfarrversammlungen aller Art fort [1]). Dagegen scharten sich die Männer des kurz zuvor im September 1863 auf Anregung Schenkels gegründeten Protestantenvereins um diesen ihren Herrn und Meister. Auf der Durlacher Konferenz von 1864 traten die liberalen Badener Theologen tapfer für ihn ein, in besonders eindrucksvoller Weise Holtzmann, damals außerordentlicher Professor in Heidelberg. Und wacker hielt sich auch der Oberkirchenrat in Karlsruhe, der in seiner Sitzung vom 17. August 1864 die Petition der 117 zurückwies und nicht nur persönlich zugunsten Schenkels entschied, sondern auch nachdrücklich die in ihm angegriffene Freiheit theologischer Forschung und Lehre wahrte [2]).

Über das Schenkelsche Buch und die sich daran anknüpfende Bewegung veröffentlichte nun Strauß in der Nationalzeitung jenen schon genannten Artikel und nahm darin ganz entschieden Stellung — gegen Schenkel. Zwar freute auch er sich über den Ausgang der Sache als einen

---

[1]) Auch in der Diözese meines Vaters ist der Antrag auf eine Kundgebung gegen Schenkel gestellt worden. Mein Vater fragte, wieviele der Anwesenden und ob auch nur der Antragsteller selber das Buch Schenkels gelesen haben. Als alle, auch der Antragsteller, erklären mußten, daß sie das Buch nicht selber kennen, sondern nur das, was darüber geschrieben worden, schämten sich doch viele, und der Antrag wurde mit großer Mehrheit verworfen. Meistens aber ging es anders.

[2]) Wie der berühmte Erlaß des badischen Kirchenrats zustande gekommen ist, erzählt dramatisch H a u s r a t h, Richard Rothe und seine Freunde, II, S. 499 ff. Schlimm ist, was er dabei auf S. 503 von Rothe selbst berichtet. Dieser war verstimmt, daß man seinen Entwurf verstümmelt und durch überflüssige Zusätze erweitert hatte. Er gab seinem Unmut in seinen Briefen nachträglich Ausdruck, stimmte dann aber doch Schenkel, der auch unzufrieden war, öffentlich aber seine vollste Zufriedenheit mit dem oberkirchenrätlichen Erlaß erklärte, „ganz bei, daß wir denselben dem großen Publikum gegenüber in günstigem Sinne auslegen müssen"! Wenn das geschah am grünen Holz dessen, den sie den Heiligen des Protestantenvereins genannt haben Politik in der Religion verdirbt doch immer den Charakter.

Sieg, den das Prinzip der Lehrfreiheit in einem Teil der protestantischen Kirche errungen hatte. Aber er fragte, ob gerade die Schenkelsche Schrift es verdient habe, in solcher Art verfochten zu werden, und ob es ein günstiges Licht auf die Kämpfer werfe, daß dieses Buch und sein Verfasser sie zu solchem Kampfe begeistert haben. Strauß verneint diese Frage wegen der Halbheit und Zweideutigkeit des Schenkelschen Standpunkts. Oder Halbheit ist ein ungenauer Ausdruck dafür, meint er: „Herr Schenkel, sollte ich sagen, ist zu drei Vierteilen auf seiten der Kritik, aber ein Viertel findet er geraten dem Glauben noch einzuräumen.“ Und das, fügt er hinzu, „ist seinen Anhängern, überhaupt dem aufgeklärten Mittelschlag (dem Philister, würde ich sagen, wenn es nicht unhöflich wäre), eben recht. Man will sich nicht mehr beengt wissen durch die Schranken des strengen Kirchenglaubens, man wünscht bequemen Raum für seine wohlerworbene Verstandesbildung; im übrigen aber will man an dem bestehenden Kirchenwesen nicht rütteln, will seine Predigt über das Evangelium am Sonntag, seinen christlichen Festzyklus, sein Abendmahl nicht verlieren. Beides hofft man an der Hand eines Mannes wie Schenkel zu erreichen.“ Und nun der Schluß des Artikels, eine Fanfare, ein Keulenschlag: „Die Freiheit und das Himmelreich, singt der alte E. M. Arndt, gewinnen keine Halben. Aber das Erdreich besitzen sie, und wer, vor allem in religiösen Dingen, halb und für die Halben schreibt, der ist sicher, zahlreiche Anhänger zu finden, die, falls ihm die Ganzen von der einen oder andern Seite etwas anhaben wollen, sich wohl auch als begeisterte Kämpfer um ihn scharen. Von den sieben Schwaben sagt man, sie seien mit starker Wehr und großer Furcht gegen ein Ungeheuer ausgezogen, das sich zuletzt als ein Hase erwies: von den siebenhundert Durlachern wird man dereinst sagen, daß sie sich ritterlich geschlagen haben, um ein Banner nicht in Feindeshand fallen zu lassen, das in Wirklichkeit ein geflickter Waschlappen war.“

Dieser Artikel erregte natürlich das größte Aufsehen und unter den Liberalen Badens einen Sturm der Entrüstung. Strauß war ihnen in den Rücken gefallen, so meint noch heute Hausrath, und habe ihnen damit den Kampf erschwert; denn nun haben sich Minister und Beamte in Baden hinter ihn gesteckt und gesagt: Strauß sagt ja auch, daß die Schenkelsche Theologie doch nur eine halbe Geschichte sei.

Für uns aber erhebt sich die Frage: wie kam Strauß zu diesem Eingreifen und zu dem auffallend scharfen Ton gegen Schenkel? Seine badischen Gegner meinten im ersten Zorn, es sei so etwas wie Neid gewesen, weil diesmal nicht sein, sondern das Leben Jesu eines anderen das größere Aufsehen und einen solchen Sturm erregt habe. In diesem Sinn sagt auch Hausrath: „Daß der Schenkelstreit die Aufmerksamkeit von seinem neuen Leben Jesu völlig ablenkte, ärgerte ihn, da er auf einen ähnlichen Erfolg wie den seines ersten Buchs gerechnet hatte.“ Er beruft sich dafür sogar auf Eduard Zeller, der schrieb: „Strauß nahm es als eine persönliche Beleidigung auf, daß Schenkels Charakterbild Jesu in öffentlichen Besprechungen mit seinem Buche auf eine Linie gestellt wurde.“ Das ist ganz richtig, wenn wir es nur, so wie es Zeller gemeint hat, aus der subjektiv-persönlichen zugleich auch in die objektiv-sachliche Sphäre erheben. Ehrlich und wahrhaftig sein, offen mit der Sprache herausgehen und Farbe bekennen, das hat Strauß sein Leben lang geübt, dazu wollte er die Theologie, wenigstens die wissenschaftliche, zwingen. Nun mußte er sehen, wie hier ein Halber und ganz Zweideutiger, ein Unehrlicher und Unwahrhaftiger den Erfolg hatte, daß man sich um ihn scharte und ihn auf den Schild hob. Darin sah er an einem flagranten Beispiel wieder einmal sein Lebenswerk gefährdet, sah, wie die Verschwommenheit und Zweizüngigkeit in der Theologie nach wie vor ihr Wesen treiben durfte und gerade auf dem Gebiete trieb, das durch zweimalige ernste und ernsthafte

wissenschaftliche Arbeit nun einmal das seinige geworden war. Das verdroß, das empörte ihn, und daher trat er, ohne Furcht und ohne Rücksicht zum furchtbaren Schlage ausholend, diesen Kämpfern um einen geflickten Waschlappen entgegen und enthüllte die Nichtigkeit und Hohlheit der Schenkelschen Position. Und haben denn die liberalen Theologen damals nicht wirklich mit zweierlei Maß gemessen? Am 30. April 1864 schrieb Rothe über den „neugebackenen" Strauß, d. h. über das Leben Jesu für das Volk, es sei ihm ungenießbar. „Man würgt ein wenig. Der Mann ist wirklich nicht gewachsen seit der ersten Bearbeitung, und die Anordnung des Stoffs, die er diesmal getroffen hat, könnte nicht unglücklicher gewählt sein für den Zweck, die Leser zu fesseln, daß sie Geduld behalten, bis zum Schluß fortzulesen. Eine Sache, die nun einmal keinen inneren Halt hat, läßt sich eben nicht mit andauerndem Erfolg auf die Beine bringen." An Schenkels Buch fand er persönlich auch keinen Gefallen, sein Christus war das nicht. „Aber daß ein evangelischer Christ, in welcher amtlichen Stellung auch immer, nicht die Freiheit haben soll, ein solches Buch zu schreiben, ihm gemäß zu lehren, weil es dem Glauben an Christus gefährlich sei, wenn solches geduldet werde, das ist mir absolut unleidlich, weil es nichts anderes ist, als Christi Haus und Hof, die er in der Christenheit hat, in die Gant erklären, und die tiefste Diskreditierung des Glaubens an ihn bei dem gegenwärtigen Geschlecht." Sollte das Strauß nicht auch zuzubilligen gewesen sein? Jetzt entrüsteten sich die Liberalen über geflissentliche Übertreibungen und über die „Bauernverhetzung", die die badischen Protestler trieben: seinerzeit aber hatten auch die freigesinnten Theologen ruhig zugesehen, wie der Pietismus in Schwaben oder in Zürich die Bauern gegen Strauß gehetzt hatte, und hatten sich beeilt, den unbequemen Wahrheitssucher von sich abzuschütteln; und auch als er jetzt wiedergekommen war, hatten sie ihn verleugnet und zwischen sich und ihm fein

säuberlich das Tafeltuch entzweigeschnitten. Schenkel dagegen war ein Mann der Partei, also mußte man ihn halten um jeden Preis; Strauß war kein Parteimann, sondern einzig auf sich selbst gestellt, deswegen war er vogelfrei. Dieses Messen mit zweierlei Maß hat Strauß allerdings empört.

Es kam aber noch ein Persönliches hinzu, und das war die Person Schenkels. Dieser hatte schon eine bewegte und an Wandlungen reiche Vergangenheit hinter sich, als er 1851, 38 Jahre alt, nach Heidelberg kam. „Alle theologischen Richtungen", sagt Hausrath[1]) so hübsch, „hatten Hypotheken auf seine Seele und an seiner bisherigen Tätigkeit Anhaltspunkte, ihn zu den Ihren zu zählen." „Sohn eines herrenhutisch gesinnten Pfarrers und einer Basler Pfarrerstochter, war er in völlig pietistischen Traditionen aufgewachsen, hatte sich dann aber als Schüler de Wettes in wissenschaftlichen Fragen auf einen freieren Standpunkt emporgearbeitet. Zuerst begegnen wir dem Basler Lizentiaten als Mitarbeiter der Hallischen Jahrbücher von Arnold Ruge, also in dem radikalsten Organe der junghegelschen Schule. Zwei Jahre später hat er sich den Ullmannschen Studien und Kritiken zugewendet, in denen er 1840, im dritten Heft, die neuesten Bearbeitungen des Straußischen Lebens Jesu besprach. Er erscheint hier als treuer Schüler de Wettes, der zwar entschieden gegen Strauß Partei nimmt, aber in der Kritik der evangelischen Quellen, auch des Johannesevangeliums, sich einer löblichen Unbefangenheit befleißigt. In politischen Dingen konservativ, wie sein Widerspruch gegen den Krieg mit dem katholischen Sonderbund beweist, ist er in theologischen Fragen noch immer freisinnig. Aber seit seiner Beteiligung an den Bestrebungen der innern Mission kehrte er wieder stärker die ursprüngliche pietistische Farbe heraus. Auf dem Kirchentage in Stuttgart im Jahre 1850 trat er mit Ullmann und Bähr (in Baden) in Verbindung.

[1]) Hausrath, R. Rothe II, S. 218; ihm lasse ich auch in der Darstellung von Schenkels Entwicklungsgang das Wort.

Die Folge dieser Bekanntschaft war, daß Ullmann Schenkels Berufung nach Heidelberg vorschlug, die durch Bähr in Karlsruhe bereits eingeleitet war. Durch diese Art seiner Vokation kam er noch einen weiteren Schritt nach rechts. „Ich ging natürlich mit denen, die mich berufen hatten", sagte er zu Hausrath, „nicht mit denen, die gegen mich waren." So stand er bis in die Mitte der fünfziger Jahre, wo er das Schwabenalter bereits überschritten hatte, in Heidelberg kirchlich und theologisch auf konservativer Seite und zeigte sich bei zwei Gelegenheiten als skrupelloser, auch vor Denunziationen nicht zurückscheuender Parteigänger der Rechten. Das eine war ein Fakultätsgutachten über einen freisinnigen Bremer Geistlichen, Dulon, etwa von der Art Kalthoffs, worin Schenkel unter geflissentlichem Zusammentragen aller belastenden Stellen und Übergehen aller erbaulichen Momente in dessen Schriften für die Absetzung des ungläubigen Pastors plädierte. Der zweite Fall betraf — Kuno Fischer. Schenkel ist es gewesen, der Kuno Fischer bei der badischen Regierung in echter Pietisten- und Pfarrsynodenmanier als Pantheisten denunziert und in dieser bösen Reaktionszeit seine Entfernung vom akademischen Lehramt im Jahre 1853 — wir wollen sagen: angeregt hat [1]). Und als es dann so weit war, ist wiederum Schenkel es gewesen, der im Senat den Antrag, sich für Fischer zu verwenden, durch die Erklärung zu Fall brachte, das sei eine leere Demonstration, die keine Aussicht auf Erfolg habe. Indem er endlich nachträglich in der Darmstädter Kirchenzeitung die Entziehung der Venia legendi

[1]) Wer sich näher für Schenkels Anteil daran interessiert, den verweise ich auf Hausrath a. a. O. S. 261 ff. Vgl. auch R. v. Mohl, Lebenserinnerungen, der damals Prorektor in Heidelberg war und nach Karlsruhe ging, um bei Minister v. Wechmar gegen Kuno Fischers Maßregelung zu protestieren: — „ohne etwas zu erreichen; die Belohnung ist mir jedoch geworden, von möglichen Ministern ohne alle Frage den stupidesten gesehen zu haben", erzählt er S. 228 in seiner bitterbösen Manier.

ausdrücklich billigte und rechtfertigte, hat er von der Schuld an dieser Attacke auf die akademische Lehrfreiheit auch den Teil, der dabei etwa auf andere fiel, schließlich noch auf sich genommen.

Dazu kam noch zweierlei. In dieselbe Zeit fiel der skandalöse Hochverratsprozeß gegen Gervinus wegen seiner Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Daran war Schenkel unschuldig; aber man erinnerte sich nun doch, wie er im Jahre 1846 Gervinus wegen seiner Schrift über die Deutschkatholiken bekämpft hatte und eben zum Lohn dafür von den Gegnern des freisinnigen Historikers nach Heidelberg berufen worden war. Das andere war schlimmer. Im Jahre 1854 war im Verlag des Rauhen Hauses zu Hamburg, also sozusagen unter der Firma Wicherns und seiner innern Mission, ein Roman erschienen: Eritis sicut deus! der zu Helden Fr. Th. Vischer und dessen Frau hatte, in frei erfundener Weise das Scheitern auch dieser Ehe erzählte und es auf die pantheistische als eine unsittliche Weltanschauung zurückführte. Es war ein gemeines, widerwärtiges Pamphlet einer pietistischen Dame[1]), die damit nicht Vischer allein, sondern die ganze Tübinger Schule und die Hegelsche Linke treffen und zeigen wollte, wie die Grundsätze dieser ungläubigen Pantheisten notwendig in den Schlamm und Sumpf gemeinster Sinnlichkeit ausmünden müssen. Auch der Heidelberger Stadtpfarrer Zittel und seine Ehe wurde hereingezerrt, und natürlich auch Strauß und seine Eheirrung nicht geschont, namentlich auch hämisch und höhnisch auf seinen „Geiz" hingewiesen. Daß Schärtel (Vischer) sein Weib von einem anderen küssen läßt, um mit diesem nach Römer 1, 26f. Jupiter und Ganymed spielen zu können,

[1]) Der Roman erschien anonym; daher viele Vermutungen über seinen Verfasser. Sogar der Hofmedikus Hardegg, ein guter Bekannter von Strauß, kam in den Verdacht, es zu sein. Strauß bestritt das entschieden, obwohl Hardegg ein „Mephistopheles" sei; dazu sei er nicht fähig.

und daß Dekan Zittel Schärtel rät, sich von seiner geisteskranken Frau bei anderen Frauen zu erholen: das war so etwa der Gipfel dieser Gemeinheit, wenn man nicht noch für weit schlimmer das halten will, daß die Verfasserin nachher in einer besonderen Broschüre für die Abfassung dieses Machwerks — den heiligen Geist und seine ausdrückliche, geradezu verbale Inspiration verantwortlich machte. Alle anständigen Menschen waren über diesen Streich empört; nur „ein namhafter Theologe nahm sich der Schrift an, und dieser eine war — Schenkel"! In seiner allgemeinen Kirchenzeitung verglich er diesen Schandroman mit Goethes Wilhelm Meister und schrieb: „Der Verfasser, welchen wir wohl in einem jüngeren Gliede der württembergischen Geistlichkeit zu suchen haben (!), der an Ort und Stelle in Tübingen Studien und vielleicht auch Erfahrungen über den Pantheismus (!) gemacht hat, steht auf der Höhe, von welcher allein solche Zeiterscheinungen verstanden werden können, auf dem Boden der christlichen Offenbarung. Aber sein christlicher Standpunkt macht sich nicht in zudringlicher Weise geltend (!). Wer den Pantheismus gründlich kennen lernen will, seine Höhen und Tiefen, was er ist und was er will, was er aus dem Menschen macht und wie weit er ihn bringt (!), der findet hier vollkommen, was er sucht." Er jedenfalls fand hier, wie Hausrath richtig bemerkt[1]), was er suchte: nachträglich die Rechtfertigung seines Verfahrens gegen Kuno Fischer.

Und nun frage ich: hatte Strauß Anlaß und Grund, sich mit Herrn Schenkel zu befassen? Gervinus war sein Freund, Kuno Fischer war sein Freund, Friedrich Theodor Vischer war sein Freund, auch Zittel stand ihm nahe: an ihnen allen hatte sich Schenkel schnöde vergriffen. Ihn dafür zu züchtigen hatte Strauß Grund und Recht zugleich. Und dazu kam nun der merkwürdige Umschwung in

[1]) Hausrath a. a. O. S. 284.

Schenkels theologischer Richtung: der wievielte war es doch gleich? Weil er vor allem Rhetor war, haschte er nach der Gunst der Majorität; diese war und wurde damals bei den Pfälzern in und um Heidelberg immer mehr liberal. Also wurde auch er es, und der Ausdruck dieser Wandlung, die man von 1855 an langsam kommen sieht, und die seit der Wendung der Dinge in Baden nach dem Scheitern des Konkordats zur vollendeten Tatsache wird, war das Charakterbild Jesu. Hatte Strauß recht oder unrecht, wenn er dieser Bekehrung zum Liberalismus nicht traute, den Überläufer ins liberale Lager mit Verachtung von sich stieß und mit Beziehung auf ihn von einem geflickten „Waschlappen" sprach? Und neben Schenkel stand an der Spitze der neugegründeten Partei der andere Schweizer Bluntschli, den Strauß vom Züriputsch her als Konservativen nur zu gut kannte und der ihm daher jetzt auch als Liberaler nicht imponieren konnte. Die Liberalen Badens aber dachten an ihre Sache und ließen sich Schenkel sogar als einen ihrer Führer gefallen, weil er als Parteimann und Agitator ganz hervorragende Eigenschaften besaß. Vielleicht hätten sie, ehe sie sich um sein Leben Jesu scharten, sich klar machen können, daß Renegaten schließlich immer eine Verlegenheit sind für jede Partei; denn auch in der Parteipolitik ist Charakterstärke eine Pflicht und eine Tugend, deren Vernachlässigung sich auf die Dauer rächt. Aber item, mit Zorn und Entrüstung fielen die Jungliberalen über Strauß her, als er jenen Artikel in der Nationalzeitung veröffentlichte und verteidigten gegen ihn in Schenkel und seinem Buch ihre eigene Sache. Damals ist Strauß auch mit Holtzmann in Konflikt geraten, der als Vertreter der Markushypothese sein Gegner und ihm dadurch verdächtig war. Die beiden haben sich hin und her unrecht getan, und Strauß hat nicht mehr lange genug gelebt, um das einzusehen und anzuerkennen.

Strauß aber hatte das Streitschriftenschreiben noch nicht verlernt. Im Schwäbischen Merkur war der Artikel

gegen Schenkel, wie er als Beilage zur Kritik des Schleiermacherschen Lebens Jesu erschien, nochmals abgedruckt und dabei an Tell erinnert worden, der den Parricida abwies. Darauf antwortete Schenkel etwas allzu eilfertig mit Berichtigung und Erwiderung. Das gab Strauß den willkommenen Anlaß. Er griff aufs neue zur Feder und schrieb seine schärfste, aber in ihrem Genre auch gelungenste Streitschrift „Die Halben und die Ganzen", deren Vorwort vom Mai 1865 datiert ist. Die Halben — das ist Daniel Schenkel: gegen ihn ist die erste größere Hälfte der Schrift gerichtet. Die Ganzen — das ist Hengstenberg, ihm gilt der zweite Teil. Und nun wird Schenkel — man könnte sagen: bei lebendigem Leib regelrecht seziert, geschunden wie Marsyas von Apollo geschunden worden ist. Zunächst wird ihm die Denunziation Kuno Fischers, die er natürlich jetzt als Liberaler gern abgeleugnet oder doch, durch das Taschenspielerkunststück einer Vertauschung von Pantheismus und Atheismus, in ein milderes Licht gerückt hätte, in aller Ausführlichkeit vorgehalten und dabei gezeigt, wie anständige Menschen darüber gedacht haben und denken. Wahrhaftig, „es ist eine göttliche Komödie, daß der jetzt Märtyrer werden soll, der noch vor wenigen Jahren Ketzermeister war". Damit gewinnt er den Übergang zum zweiten Teil, in dem er sich mit Schenkels Leben Jesu beschäftigt. Und auch da ist es wiederum „eine göttliche Komödie, daß die Fortschrittsmänner in Baden, um die Lehrfreiheit zu wahren, sich eines Buches von Schenkel annehmen müssen. Ein Buch, dessen Verfasser man mit gleich starkem Eifer von der einen Seite abzusetzen, von der andern zu halten sucht, pflegt doch sonst wenigstens ein Buch von Entschiedenheit und Charakter zu sein. Schenkels Charakterbild Jesu aber ist ein verschwommenes, achselträgerisch vermittelndes, charakterloses Buch." Das wird mit ein paar Griffen, am Wunderbegriff z. B. und an der Frage nach der Realität der Auferstehung, aufgezeigt und mit spielender Hand die Angriffe

beiseite geschoben, die Schenkel gegen Strauß und seinen Mangel an Konsequenz gerichtet hatte. Freilich es ist auch allerlei Gutes in dem Buch. Aber woher stammt das? Nicht zu Unrecht konnte Strauß spottend sagen, diese Ergebnisse „seien von Tübingen den Neckar herunter nach Heidelberg getrieben, dort von Herrn Schenkel ans Land gezogen und freilich in etwas aufgeweichtem und verwässertem Zustand seinem Bauwesen einverleibt worden". Wenn ihn aber Schenkel fragte, wie er zu diesen Angriffen auf ihn und seine Theologie komme, so antwortet er darauf zum Schluß stolz und schneidend: „Ja, Herr Kirchenrat, man kann einen Beruf haben und es für Gewissenssache halten, diesem Berufe nachzukommen, wenn man auch nicht ordentlicher Professor der Theologie, nicht Seminardirektor und erster Universitätsprediger ist. Dieser mein Beruf, daß ich es Ihnen nur sage, geht gegen die Falschmünzerei. Daß in der Theologie eben jetzt viel Falschmünzerei im Schwange geht, werden Sie vielleicht selbst nicht in Abrede ziehen; wenn Sie auch davon nichts werden wissen mögen, was ich weiter behaupte, daß gerade die Richtung, der Sie angehören, fast ausschließlich von Falschmünzerei lebt. Jemand aufzustellen, der auf dieses Unwesen ein Auge hätte, wäre längst an der Zeit gewesen; aber eben weil es soweit verbreitet ist, geschieht nichts; es sind zu viele und darunter zu Einflußreiche dabei beteiligt. Wohlan, ich warte nicht, bis mich jemand aufstellt; da bin ich, ich brauche keinen äußeren, ich folge meinem inneren Berufe. Überall kann ich nicht sein; aber ich tue, was ich kann. Wenn ich über den Markt gehe, wenn ich an einer Kasse vorüberkomme, da halte ich die Augen auf. Mit den falschen Groschen befasse ich mich nicht, da wäre an kein Fertigwerden zu denken; aber wo einer bleierne Taler oder gar Rechenpfennige statt Dukaten auflegt, der hat es mit mir zu tun, der wird mich nicht los, bis er überwiesen ist. Beliebt mache ich mich dadurch freilich nicht, Dank verdiene ich mir keinen,

als von der Wahrheit, der ich diene. Hat sich denn der Dank verdient, der einst die Krämer und Wechsler aus dem Heiligtum trieb? Der Eifer um dein Haus verzehret mich, ist ein schöner Wahlspruch, und ein solches Opfer gewiß über Farren und Widder ein süßer Geruch dem Herrn."

Wo man Holz haut, da fallen Späne. Strauß hat den Badener Liberalen und den Männern des Protestantenvereins in dieser Schrift selbst eine halbe Ehrenerklärung gegeben, wenn er erklärt, er sei nicht gemeint, ihnen zuzumuten, „sie hätten so tüchtige Lungen, so rührige Arme, einen so anschlägigen Kopf und eine so geschwinde Feder, die sich ihnen (in Schenkel) darboten, zurückweisen sollen". Aber ein Unglück bleibe es eben doch, daß sie die erste Rolle in ihrer Partei „einem Mann überlassen müßten, der für dieselbe wohl etwa das praktische Geschick, aber weder den geistigen noch den sittlichen Gehalt besaß". Die Partei aber erklärte sich mit ihrem Führer solidarisch: so trafen die diesem zugedachten Hiebe freilich auch sie mit, und so wandte sich die ganze Partei gegen Strauß. Rothe, der intime Freund von Schenkel, wies „das unwürdige Machwerk Straußens mit Ekel zurück"; sein alter Gegner Alexander Schweizer sprach sich von Zürich her ebenso empört darüber aus; und noch heute zittert in Hausrath dieselbe zornige Stimmung nach, man denke nur an seine böse Bemerkung über die „magere, hochgewachsene Schulmeistergestalt mit rötlichen Haaren[1]) und dunkler Brille, die in Baden-Baden einsame Gänge gemacht und hier die Streitschrift überdacht" habe. Wenn er ihn aber „Magister Strauß" nennt, so beschwört er damit selber das Bild des Herrn Geheimde Rat Klotz herauf und erinnert uns an Lessing, mit dessen Anti-Goeze diese Streitschrift gegen Schenkel allerdings die größte Ähnlichkeit hat; in Ton und sieghafter

[1]) „Die Haarfarbe von Strauß war zu der Heidelberger Zeit braun, nie war sie rot", schreibt mir dazu die, die ihn damals am besten gekannt hat.

Überlegenheit steht sie diesem Vorbild durchaus ebenbürtig zur Seite. Strauß aber konnte wieder einmal sagen: Feinde ringsum; das wußte er auch, wie das böse Verslein auf diese Schrift zeigt:

Wie mit deiner herben Strenge,
Alter Kämpe, du so dumm bist!
Keiner wird ein Mann der Menge,
Der nicht halb und halb ein Lump ist.

Aber noch sind wir ja mit der Schrift nicht fertig. Ihr zweiter Teil handelt von den Ganzen, d. h. wie schon gesagt, von Hengstenberg. Um seinetwillen allein hätte Strauß gewiß nicht zur Feder gegriffen, darin hatten die Liberalen ganz recht. Aber nun er das Wort hatte, benützte er die Gelegenheit, um auch einmal wieder mit diesem alten Gegner abzurechnen. Natürlich war Hengstenberg in seiner Evangelischen Kirchenzeitung nicht eben säuberlich mit dem Verfasser des Lebens Jesu für das deutsche Volk umgesprungen. Namentlich hatte er Strauß vorgeworfen, er habe sich mit dem dermaligen Stande der einschlägigen Untersuchungen nicht gehörig bekannt gemacht; es seien indessen neue Entdeckungen gemacht worden, die den alten Glauben bestätigen, und von diesen habe Strauß keine Notiz genommen, sondern einfach nur alte Zweifel und Verneinungen wiederholt, als ob sie nicht längst schon widerlegt wären. Diese Ausforderung auf sich sitzen zu lassen, war Strauß nicht der Mann. Allerdings habe er die neuen Funde unberücksichtigt gelassen, weil es eitel Ausflüchte und Winkelzüge, Finten und Flausen seien, auf die sich einzulassen Zeit verderben hieße. Es sei damit wie mit den Feldmäusen in einem trocknen Spätsommer: statt ihnen einzeln nachzustellen, überläßt man sie am besten der massenhaften Vertilgung durch Herbstgewässer und Winterfrost. Aber diesem Hengstenbergischen Vorwurf gegenüber glaubt er nun doch auch im einzelnen feststellen zu müssen, daß jene Funde, je genauer man sie untersucht, um so weniger Berücksichtigung ver-

dienen. An drei Punkten weist er das nach: an der Geschichte der Schatzung zur Zeit der Geburt Christi, für deren Tatsächlichkeit eine neue lateinische Inschrift entdeckt worden sein und dieser zu Hilfe kommen soll; an der Lazarus-Parabel und dem Lazaruswunder, wo Hengstenberg den Stil umdrehen und die Parabel aus der historischen Gestalt des Lazarus erklären wollte; und endlich natürlich und vor allem an den Widersprüchen in der Auferstehungsgeschichte, die Hengstenberg wie vor 24 Jahren so auch jetzt wieder durch den Schlüssel der Harmonistik zu beseitigen suchte. Es ist ihm auf allen Punkten leicht, zu zeigen, daß hier überall gar nichts Neues vorliege, sondern nur die alten Apologetenkünste in einer nicht einmal verbesserten Auflage wiederholt werden. Dabei geht er mit dieser rückschreitenden Theologie — schon der Vergleich ihrer Bollwerke mit den Feldmäusen, an einer anderen Stelle mit Windmühlen zeigt es — auch seinerseits nichts weniger als sanft um; so wenn er von ihr sagt, da sie einsehe, wie durch Konzessionen ihre Lage nur immer mißlicher werde, suche sie es jetzt durch Hartnäckigkeit im Behaupten und Frechheit im Verfechten ihres Standpunkts zu zwingen. Aber persönlich behandelt er diesen Gegner doch respektvoller und — ich möchte sagen: gutmütiger als den liberalen Herrn Schenkel. Denn ihm sind eben unter allen Umständen entschiedene Standpunkte lieber als charakterlose Vermittlungen, er zieht die Ganzen den Halben vor, schon darum, weil sie weniger gefährlich sind. Dazu kam, daß Hengstenberg über Schenkels „Apostasie" nicht anders dachte als Strauß und daß er früher anständig genug gewesen war, den Schandroman Eritis sicut deus, obwohl er aus Wicherns Verlag kam, energisch abzulehnen. Solche Gegner ließ sich Strauß gefallen. Daher fürchtete er auch die Neckerei der Liberalen nicht, die ihm — schon von den Streitschriften der dreißiger Jahre her — eine besondere

Vorliebe und Zärtlichkeit für diesen seinen Gegenfüßler nachsagten und sogar von einer Wahlverwandtschaft zwischen Strauß und Hengstenberg redeten. Aus den Neujahrsvorreden der Evangelischen Kirchenzeitung ging ja doch hervor, wie die beiden in Wahrheit zueinander standen.

Bemerkenswert ist noch der Schluß dieses zweiten Teiles. Hier wirft Strauß die Frage auf, ob mit der Auferstehung nicht das Christentum selber falle und ob wir uns am Ende, wenn wir die Tatsächlichkeit jener preisgeben, nicht auch von diesem lossagen, die Frage also: ob wir noch Christen sind? Das ist die erste Frage seines alten und neuen Glaubens, zu dem also unsere Schrift direkt überleiten könnte. Aber noch vergehen sieben Jahre bis zum Erscheinen dieses seines letzten Buches, noch liegt ein anderes dazwischen, es ist die Voltairebiographie.

Elftes Kapitel.

1866 und 1870. Voltaire und Renan.

Das Jahr 1864 brachte große Veränderungen in Straußens Leben. Im Herbst absolvierte Fritz das Gymnasium in Heilbronn und wurde vom Vater in Tübingen eingeliefert, wo er Medizin studieren sollte; und im selben Jahr verlobte sich Georgine mit dem Bergrat Heusler in Deutz, dann in Bonn, und schon am 17. November desselben Jahres fand die Hochzeit statt. So waren die Jungen ausgeflogen, der Alte wieder allein, und wieder hieß es: was nun? In Heilbronn hatte er lediglich um des Sohnes willen seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Ihn gab er jetzt auf und ging zunächst einmal für etliche Wochen oder Monate nach Berlin, vor allem um Gräfe noch einmal wegen seiner Augen zu konsultieren, die nach der vielfachen Arbeit der letzten Jahre wieder den Dienst aufzukündigen drohten. Dieser empfahl ihm Schonung: er solle nichts Größeres von Arbeit mehr unternehmen. „Das ist ebensogut als mir den Strick präsentieren", meinte Strauß. Dann verlangte ihn aber auch, nach dem Leben in der Kleinstadt wieder einmal das Leben in größerem Stil zu sehen, Galerien und Theater, Musik und Menschen hatten ihm gelegentlich in Heilbronn doch recht gefehlt. Im Anfang freilich bedrückte ihn in Berlin die Größe der Stadt, die er vor vier Jahren von der Klinik aus kaum wahrgenommen hatte; auch schien ihm zuerst der Reiz, den Theater und Konzert für ihn hatten, so ziemlich abgestorben, und den Freunden glaubte er als Fremder lästig zu fallen. Aber gerade die geselligen Verhältnisse

machten sich doch bald so, wie er sie brauchte. Neben Neumanns war es vor allem der alte Freund Vatke, bei dem oder mit dem er fast alle Abende verbrachte. Sein „Spazierkamerad" war meistens Auerbach, der ihm bei näherem Umgang trotz einiger Schwächen immer besser gefiel und ihm große landsmännische und persönliche Anhänglichkeit bewies. Freitags war er bei Rechtsanwalt Lewalds zum Abendessen, einer „gar liebenswürdigen Familie", bei der ihn Auerbach eingeführt hatte. Die Frau schickte ihm zu seinem Geburtstag einen blühenden Syringenbaum und brachte selber einen Kuchen; mit ihr ist er von dieser Zeit an in Briefwechsel geblieben. Und auch sonst machte er allerlei neue Bekanntschaften, die ihn interessierten. Z. B. besuchte er den alten Diesterweg, „einen noch sehr munteren Greis", und den alten 84 jährigen Friedrich von Raumer, an dessen Jugendlichkeit er sich ordentlich erbaute. Mit dem blinden Musikrezensenten der Nationalzeitung, Gumprecht, unterhielt er sich gerne über Musik, mit dem Redakteur der Volkszeitung, Bernstein, einem getauften Juden und großen Kenner der rabbinischen Theologie, über Politik und Theologie; an dem Maler Eduard Magnus, der ihm beim Sehen der Galerien behilflich war, gewann er sich sogar einen Freund. Dagegen war mit anderen die Berührung eine nur flüchtige, so mit Dilthey, dem gegenüber er sich bei dessen Besuch wenig zugänglich zeigte und dem er daher nicht sonderlich gefiel.

Schwer erkältet kam er aus Berlin zurück: zunächst nach Heidelberg, das er sich aber „durch Stechen in das dortige Wespennest", zum bleibenden Aufenthalt verschlossen glaubte. Da ihn aber „die alten Freunde mit alter Freundschaft aufnahmen und die Feinde ihn nicht genierten" [1]), so sah er sich nach Wohnungen um, fand aber keine passende, und auch im ganzen wollte ihm „dieses Mittelding

[1]) Nach dieser Briefstelle sind die Bemerkungen Hausraths, R. Rothe II, S. 522, zu revidieren.

zwischen großer und kleiner Stadt" nicht mehr in der alten Weise behagen; auch trug der sich immer wieder einstellende Katarrh nicht zu seinem Behagen bei. So ging er nach Baden, um sich dort durch Molkentrinken wieder gesund zu machen und die Streitschrift gegen Schenkel zu schreiben. Beides gelang. Launig und resigniert zugleich schreibt er darüber an seine Schwägerin: „Ich machte mich gefaßt, schwindsüchtig zu werden. Nach der Art, wie ich über Leben und Tod denke, war mir das gar nicht zuwider. Ich dachte so: die Welt machst du doch nicht klüger als sie einmal ist und hauptsächlich als sie sein will. Deine Tochter hat einen Mann, dein Sohn studiert und wird fortstudieren, ob du stirbst oder lebst. Deine Schwägerin hat sich ausgespreitet und braucht keinen Mann mehr, viel weniger einen Schwager. Ihren Buben hast du Rasiermesser geschenkt bis auf den jüngsten, und dem kann ein solches aus deinem Nachlaß angeschafft werden. Was aber dich selbst betrifft, wenn du jetzt schwindsüchtig wirst, so wirst du schwerlich mehr blind. Und dem Elend mit Wohnungsuchen ist dann auf einmal ein End gemacht; ein stilles Souterrainchen, wie du es dann brauchst, findet sich überall. So dachte ich und war sehr getrost. Nun kam es aber anders. Ich muß wieder leben und sorgen. Was meine Genesung neben dem Regen beförderte, war die Arbeit, die mir viel Spaß machte. Ich fing sie nach dem Tag meiner Ankunft in Baden an und vollendete sie, d. h. das Diktieren der Abschrift, den Tag vor meiner Abreise . . . wie ich in Baden allein war und keinen Menschen hatte, kam mir Lust und Trieb dazu, und ich schaffte lustig den ganzen Tag."

Über Heilbronn und Öhringen, wo er schöne Tage bei Bogers verlebte, ging es dann nach München. Aus diesem Aufenthalt stammt seine Schnurre „Die Göttin im Gefängnis", mit dem ernsten Hintergrund einer Verteidigung des Nackten in der Kunst gegen törichte Prüderie und mittelalterliche Sinnenfeindschaft. Mit Georgine verlebte er ein paar Sommer-

wochen in Bieberich und begleitete sie darauf nach Bonn, wo er ebenfalls wieder ans Wohnungmieten dachte. Aber im Oktober 1865 finden wir ihn schließlich in Darmstadt, wo er dann — mit einer kurzen Unterbrechung in München — bis 1872 gelebt hat. Die Stadt hatte er näher kennen gelernt, als sein Bruder dort wohnte, und da hatte ihm die Umgebung überaus wohlgefallen. Für einen Spaziergänger wie ihn hatten die prachtvollen Wälder in der unmittelbaren Umgebung Darmstadts besonderen Reiz. Heidelberg lag nahe genug, wenn ihn Menschenhunger anwandeln sollte, und Menschen gab es, wie wir sehen werden, auch in Darmstadt.

Strauß brauchte aber vor allem eine neue Arbeit, ein Leben ohne eine solche war für ihn immer leer und unerfreulich. Diesmal aber sorgte, auch ohne sein Zutun, die Weltgeschichte für Stoff und für Interessen, über denen man die eigene Person vergaß. Das erste, was er in Darmstadt erlebte, war das Jahr 1866 mit seinen großen Ereignissen, dem Krieg, wie er sich langsam vorbereitete und dem, was er Deutschland alles brachte. Die deutsche Einigung war 1848 nicht zustande gekommen. Wir wissen, auf welcher Seite Strauß damals stand. Dieser Überzeugung von dem moralischen Rechte Preußens auf die Vorherrschaft in Deutschland und von der politischen Notwendigkeit dieser Lösung der deutschen Frage ist er auch in der Reaktionszeit der fünfziger Jahre treu geblieben. In seiner Abneigung gegen die romantische Politik Friedrich Wilhelms IV. und gegen alle Romantik in der Politik haben ihn die Erfahrungen jener Jahre freilich nur bestärkt; darum eifert er gegen den Wiederaufbau einer Burg auf dem Hohenstaufen, wie gegen die Wiederherstellung des Kölner Doms, durch die den Ultramontanen nur der Kamm steigen werde. Hoffnungsvoll begrüßte er die Thronbesteigung Wilhelms I. und die neue Ära, nennt aber die Art, wie bei der Krönung in Königsberg das monarchische

Gottesgnadentum betont wurde, einen „romantisch-brüderlichen Schnickschnack“, statt dessen man ganz andere Dinge von dem neuen Herrscher erwarte. Aber ebensowenig will er von der schwarzrotgoldenen Romantik des Frankfurter Schützenfestes wissen: „es ist mir lange nichts von öffentlichen Dingen so widerwärtig gewesen“, wie dieses Fest. Damals ist es zwischen Vischer und ihm aufs neue zu heftigen politischen Auseinandersetzungen gekommen; dessen „ewiges Übelnehmen, Aufbegehren, Auseinandersetzen und Wiederübelnehmen“ machte die Korrespondenz äußerst schwierig, führte auch zu einer längeren Unterbrechung derselben. Den Anfängen Bismarcks stand Strauß, wie alle Liberalen jener Tage, vor allem in Süddeutschland, mißtrauisch und ablehnend gegenüber, und in der Konfliktszeit hielt auch er es mit der opponierenden Kammermehrheit. „Mit Preußen ist's bis auf weiteres nichts, wie sollt' ich mich also dafür ereifern?“ schreibt er im Mai 1863 an Vischer, fügt aber vorsichtig hinzu: „Wie es sonst werden soll, sehe ich freilich nicht ab, man muß eben, scheint mir, vorerst abwarten.“ Und in seiner Grundüberzeugung wird er dadurch nicht irre. „Da Du das föderative Verhältnis selbst als ungenügend aufgibst“, schreibt er ihm im Juni „so handelt es sich um eine Spitze, und da hast Du freilich recht, wenn Du sagst, die preußische mache der Widerstand der Österreicher, Bayern, Schwaben unmöglich. Wenn Du aber auch den preußischen Staat an und für sich dazu unfähig nennst, so glaube ich, daß Du ihm sehr unrecht tust. Von der dermaligen und allen bisherigen preußischen Regierungen ist es zuzugeben, aber das Volk zeigt sich ja eben jetzt von einer so tüchtigen Seite, die selbst dem stolzen England Achtung abnötigt und es faktisch, was politische Befähigung betrifft, an die Spitze Deutschlands stellt. Wo ist denn in Österreich, Bayern, Württemberg das Zeug zu einer solchen Kammer wie die preußische? Daß Du das preußische Volk als eine Mischung von Wenden, Franzosen und Juden darstellst,

hat mir wirklich leid getan. Also mit Preußen geht's dermalen nicht, weil die Regierung nichts taugt und weil ein Teil der andern Stämme nicht will; aber mit Österreich sehe ich nicht ein, wie es jemals gehen soll, so lang es 1. diese überwiegenden außerdeutschen Anhängsel hat und solange es 2. katholisch ist. Ein katholischer Staat kann nie an der Spitze Deutschlands stehen, denn er repräsentiert gerade das nicht, was das Beste an Deutschland ist. Doch für jetzt ist alles Reden und Schreiben vergebens. Wir müssen erst wieder" — fügt er prophetisch hinzu — „in den Tiegel, die Stunde der Not muß kommen, da wird's dann werden, nicht wie es soll, sondern wie es kann, da wird nicht die Vernunft, sondern die Gelegenheit entscheiden."

Auch in der schleswig-holsteinischen Frage war er anfangs voll Mißtrauen gegen die Politik Bismarcks, das zeigen uns die „Deutschen Gespräche", die 1863 in dem Beiblatt zur Gartenlaube, den Deutschen Blättern, erschienen. Daß sich Schleswig-Holsteins Schicksal nur an der Spree entscheiden könne, das sah er aber doch früher als die meisten Deutschen. Als dann der Krieg mit Dänemark kam, atmete er auf, voll Zuversicht, daß der Kriegsgott den Diplomatengott zwingen werde, ihm sein Recht zu lassen. Und nach dem Krieg freute er sich, daß dieser Schleswig-Holstein deutsch gemacht habe. Auch Bismarck fing er an zu loben, wenn er seine verschlungenen Wege auch noch nicht ganz verstand — wer verstand sie denn damals? Auch scheute er sich nicht, Preußen zuzustimmen, daß es aus Schleswig-Holstein keinen selbständigen Bundesstaat werden lassen wollte und verteidigte sogar seinen Anspruch auf die Elbherzogtümer, weil es dieser Länder bedürfe, „um sich zu dem Kampf, den es über kurz oder lang zum Heil des großen Vaterlands zu bestehen habe, zu stärken". Freilich glaubte er, daß erst das Ministerium Bismarck fallen und das verfassungsmäßige Recht in Preußen wiederhergestellt sein müsse,

ehe es an die Lösung seiner deutschen Aufgabe denken könne.

Es kam bekanntlich anders. Der „kecke Minister“ hat Preußen nicht nur zur Verwirklichung dieser Aufgabe die Mittel geschaffen, er hat sie auch selbst herbeigeführt. Im Juli 1866 kam es zum Krieg mit Österreich. Dieser war auch Strauß ein Greuel, wenn er auch sonst über politische Moral recht realistisch gedacht hat, wie das einmal sehr hübsch in der Besprechung einer Rede von Böckh[1]) zum Ausdruck gekommen ist: „Höltys „Üb' immer Treu und Redlichkeit“ ist ein schönes Lied, und Ehre dem, der es in Ausübung bringt: zum politischen Wahlspruch aber reicht es nicht aus; der alte Fritz wenigstens hat es gewiß nicht auf seiner Flöte gespielt, als er in Schlesien einrückte und die Größe der preußischen Monarchie begründete.“ Aber item, es war eine böse Sache, ein Krieg Deutscher gegen Deutsche. Das gibt er Vischer zu, der damals und bis gegen 1870 hin großdeutsch gesinnt und ein fanatischer Preußenfeind gewesen ist: „Allein nun er einmal ausgebrochen ist, stelle ich mich mit meinen Wünschen ganz auf die Seite, der ich immer angehört habe, überzeugt, daß ein Sieg derselben uns zwar wenig Gutes, der der anderen aber nur Schlimmes bringen kann. Oder genauer meine ich, ein Sieg Preußens brächte uns im Augenblick auch Schlimmes, ließe aber für die Zukunft doch Gutes hoffen, während uns von Österreich jetzt und in Zukunft nur Schlimmes kommen kann.“ Neun Tage darauf faßt er in einem Brief an Rapp sein politisches Glaubensbekenntnis kurz und bündig so zusammen: „1. Deutschlands Gesamtverfassung ist so verzweifelt, daß auf dem Wege Rechtens nicht mehr, sondern nur noch durch Gewalt zu helfen ist. 2. Diese Gewalt kann von unten oder oben kommen. 3. Von unten wurde sie 1848

[1]) In der „Zeit“ vom 4. April 1861. Es handelte sich um eine akademische Festrede zum Geburtstag des neuen Königs, in der ihm zu viel des Lobes für den verstorbenen Friedrich Wilhelm IV. war.

versucht und es ist mißlungen. 4. Preußen versucht's jetzt von oben und es ist halb gelungen. 5. Um ganz zum Ziele zu führen, müßte sich die Aktion von oben mit der von unten kombiniert haben oder noch (wenn möglich) kombinieren. Anders kann ich es auch so ausdrücken: Österreich hasse ich, die Mittelstaaten und ihre Politika verachte ich. Vor Preußen habe ich Respekt, zur Liebe langt's noch nicht; aber meine Hoffnung für Deutschland ruht auf Preußen. Entweder durch Preußen oder gar nicht ist Deutschland zu helfen." Wie dann der Krieg seinem Ende zugeht, da sieht er zunächst nicht ohne Bangen auf die Halbheit des Ergebnisses. Daß Sachsen nicht auch annektiert werden soll, verdrießt ihn am meisten. „Denn mit welchem Recht will man diejenigen verschlucken, die erst im zweiten Aufgebot der Feinde standen, wenn man den Staat, der unter den kleinen Feinden voranging, durchschlüpfen läßt?" Über die Mainlinie äußert er sich Kuno Fischer gegenüber so: „Die Dereliktion Süddeutschlands trifft zwar gerade mich als Süddeutschen besonders schmerzlich; doch muß ich sagen, es geschieht diesen Süddeutschen, in erster Linie meinen Württembergern, ganz recht. Der politische Unverstand dieser Leute ist unglaublich und hat sich auch jetzt nur verkrochen, nicht verloren. Deutlich stellt sich auch, wie im Jahre 1848, wieder die Koalition von Ultramontanen und Demokraten heraus. Die Preußen haben ein Recht, auf diesen Süden verächtlich herabzusehen, der in allen Krisen der Nation regelmäßig auf der unrechten Seite steht: zu Napoleons I. Zeiten bei Frankreich, 1848 bei der roten Demokratie, 1859 und 1866 bei Österreich. Es mag ganz heilsam sein, diese Süddeutschen vorerst noch zappeln, zum durchbohrenden Gefühl ihres Nichts erst gründlich gelangen zu lassen, sie eine gute Weile klopfen zu lassen, ehe man ihnen die Tür aufmacht." Wie sich aber die Geschicke schließlich vollenden und die preußische Thronrede mit ihrem Begehren der Indemnität für die budgetlose Verwaltung der

letzten Jahre auch noch dem inneren Hader ein Ende macht, da bricht er trotz der Mainlinie, trotz der Verschonung Sachsens in hellen Jubel aus: „Großes ist erreicht, zu noch Größerem der Boden bereitet, man kann für Deutschland wieder hoffen." Preußens Siegeslauf macht ihn „ungemein glücklich". Und auch belehren läßt er sich durch die Ereignisse. „Allerdings", schreibt er an Vischer, — und das sind Worte, die von großer politischer Einsicht zeugen, — „war das siegreiche Preußen nicht dasjenige, dem ich den Sieg gewünscht hätte. Gewünscht hatte ich ihn einem liberalen, wahrhaft konstitutionellen Preußen; aber das absolute Preußen hat ihn davongetragen. Darüber könnte ich nun grollen; statt dessen entnehme ich mir daraus eine geschichtliche Belehrung. Bis das liberale Prinzip seine Kräfte soweit zusammengefaßt, seine Bekenner so weit unter einen Hut gebracht hätte, um einen solchen Stoß gegen den Partikularismus zu führen, hätten wir noch lange warten können. Nur darum ist ihm der Absolutismus mit seiner konzentrierten Kraft zuvorgekommen. Das sind Tatsachen, die wir anerkennen, nach denen wir unsere Begriffe berichtigen müssen." Und wie ihm schon im Jahre 1848 die Einheit wichtiger, dringender schien als die Freiheit, so fährt er auch jetzt wieder fort: „Eins nach dem andern! Und da ist, wie es scheint, die Einheit, wenigstens die Grundlegung zu derselben, das eine, die Freiheit erst das andere." Ganz besonders leid tut ihm aber nachträglich die Verkennung Bismarcks. Reuevoll schreibt er darüber am 27. Oktober 1866 an Frau Lewald: „Es würde mich nichts kosten, dem Grafen Bismarck auf offenem Markte jedes Wort abzubitten, das ich in bester Meinung, aber mangelhafter Sachkenntnis gegen ihn gesprochen oder geschrieben habe."

So war er mit dem Gang der Ereignisse zufrieden, soweit ein Süddeutscher, der sich ausgeschlossen sah, im Jahre 1866 befriedigt sein konnte. Aber klar wie einer sah er, daß diese halbe Lösung eben nur ein Provisorium sei, er hat

seine Dauer einmal — nur wenig zu kurz — auf drei Jahre bestimmt. Auch persönliche Opfer forderte diese Zeit „des unglücklichen, in sich entzweiten Bewußtseins“ von ihm. Wie damals in jeder Stadt, in jeder Familie fast die Herzen geteilt waren, so stand der Sohn des preußenbegeisterten Vaters als Unterarzt bei den Württembergern gegen Preußen. Das Verhältnis zu Vischer, das seit 1848 immer labil gewesen war, geriet in heftiges Schwanken. Strauß schrieb ihm darüber einmal ganz offen: „Es kann schon unbequem werden, ob es gleich eine Kleinigkeit ist, wenn von zwei Freunden der eine die Leibspeise des andern nicht ausstehen kann; noch unbequemer, wenn der eine ein Hundefreund, der andere ein Feind dieser Kreaturen ist. Wenn nun aber gar in einer politischen Entwicklung der eine etwas Verruchtes sieht, das ihn bis zur Menschenfeindschaft verstimmt, der andere etwas Großes, das ihm die Brust zu neuer patriotischer Hoffnung hebt, so bedarf es der ganzen Stärke altverwurzelter Freundschaft, damit einer am andern nicht irre werde.“ Strauß war dabei — er hatte es, als auf der siegreichen Seite stehend, auch leichter — der Versöhnlichere; er hat sich geradezu gelobt, daß es kein Zerwürfnis mehr zwischen ihnen beiden geben dürfe, „und nun will ich den Teufel sehen, der doch eins anzetteln könnte“. So hat er denn auch den Vorwurf „politischen Fanatismus“, den ihm Vischer machte, ohne Empfindlichkeit zurückgewiesen, ihm denselben freilich — wie ich aus eigener persönlicher Erfahrung bestätigen kann: mit Recht — zurückgegeben. Schlimmer stand es um sein Verhältnis zu Gervinus. Man weiß, wie auch dieser, und unversöhnlicher als Vischer noch über 1870 hinaus, sich in seinen Groll gegen Preußen eingesponnen und verrannt hat. Darüber berichtet Strauß an Kuno Fischer am 4. August 1866: „Schon im vorigen Frühjahr überraschte mich Gervinus, als ich ihn in Heidelberg wieder sprach, nicht wenig durch seine Idee eines selbständigen Schleswig-Holstein, von dem er sich einen Stützpunkt für eine ganz neue deutsche Politik

versprach. Seitdem ohne weitere Nachricht von ihm, sah ich ihn vor vier Wochen, wenige Tage vor der Schlacht bei Königgrätz, hier in Darmstadt bei Tisch, im Begriff, ins Lager des achten Armeekorps abzureisen, um sich von der dort herrschenden Stimmung zu überzeugen; die seinige war so, daß er gegen den „schändlichen Raub" Schleswig-Holsteins schnaubte und sich vermaß, er hätte nichts dagegen, wenn bei dieser Gelegenheit Preußen „zerkrümelt" würde. Eine böse Sackgasse für einen Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts." So gingen hier die Wege rettungslos auseinander. Daß aber Strauß trotz dieser schweren Differenz dem alten Freund die Treue gehalten hat, das zeigt, was er bei seinem Tode am 18. März 1871 über ihn schreibt: „Vorgestern war ich in Heidelberg bei der Leiche von Gervinus. Es war ein überaus betrübender Fall. Daß der ausgezeichnete Mann eben jetzt sterben mußte, so unversöhnt mit der Zeit und notwendig verkannt von den Zeitgenossen, die langer Besinnung nötig haben werden, um für sein Verdienst die richtige Würdigung zu gewinnen, fiel mir schwer aufs Herz. Die Stadt war beflaggt für die heimkehrenden Truppen, da ging die Leiche so ignoriert nebenher. Wie nichts der einzelne, selbst der Bedeutendste, dem Ganzen gegenüber ist, davon hatte man ein niederschlagendes Gefühl."

Das Jahr 1866 war ein politisches Jahr, das zu ruhigem Studieren wenig geeignet war. Auch wußte Strauß für das Was einer neuen Arbeit im Augenblick noch keine Antwort. Der theologische Faden war wieder einmal abgerissen. Sein Interesse für theologische Dinge, das glaubte er bei der Arbeit der letzten Jahre bemerkt zu haben, war nur noch ein beschränktes. Früher hatte ihn an dem Studium auch des ihm Antipathischen der polemische Eifer festgehalten, jetzt überwog der Ekel an dem vielen Abgeschmackten und Erlogenen jeden Antrieb, sich näher darauf einzulassen. Und doch schwebte ihm ein, wenigstens halb theologisches Werk vor, die populäre Umarbeitung seiner Glaubenslehre

als letztwilliges Glaubensbekenntnis eines Denkenden unserer Tage, jenes Zusammenfassende, das ihm der Bruder so oft ans Herz gelegt hatte und wofür er das Leben Jesu für das Volk nur als Abschlagszahlung hatte gelten lassen wollen.

Aber ein anderes drängte sich vor. Durch den nationalliberalen Politiker Metz, mit dem er in Darmstadt verkehrte, wurde er im Zusammenhang mit den Ereignissen von 1866 auf Adolf Schmidts Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrichs des Großen hingewiesen. Das führte weiter zu immer eingehenderer Lektüre von historischen Werken aus dem Gebiet der preußischen Geschichte, die er zuerst in Darmstadt, dann im Winter 1867 auf 1868 in München eifrig betrieb. Dabei interessierte ihn mehr und mehr Friedrich der Große und seine Zeit, er las die Monographien von Preuß, insbesondere auch dessen Schrift „Friedrich der Große als Schriftsteller“, und griff dann endlich zu den Werken Friedrichs selbst, zuerst zu seinem Briefwechsel mit Voltaire. Auch das Erscheinen und die Lektüre von Rosenkranz' „Diderots Leben und Werke“ — „eine köstliche Geistes- und Herzensnahrung“ — fällt in dieselbe Zeit.

Damit war er ja nun wieder bei seiner geliebten Aufklärung, deren größter Vertreter wie in Deutschland Lessing, so in Frankreich Voltaire gewesen war. Ihn kannte er bis dahin nur wenig. In seinen jungen Jahren lag er für ihn im Schatten der Geringschätzung, die von seiten der romantischen Philosophie, in der er aufgewachsen war, die Aufklärung traf; später hatte ihm zwar bei seinen kritischen Bemühungen der Vorschub nicht entgehen können, den die Vertreter dieser Richtung demjenigen geleistet hatten, was er erstrebte; er hatte die englischen Deisten schätzen, Reimarus verehren und lieben gelernt. Aber immer blieb diesen mehr oder minder ernsten wissenschaftlichen Männern gegenüber der frivole Spötter gemieden auf der Seite liegen. Und nicht allein, daß er Voltaire in der Hauptsache nicht kannte, selbst das,

was er von ihm kannte, stand ihm bei Strauß im Wege. An seinem Charles XII. hatte er wie herkömmlich das bißchen Französisch gelernt, das er wußte: von dem zu solchem Zwecke gelesenen Buche blieb ihm natürlich kein Eindruck. Später hatte er auf Empfehlung seines Bruders, der ein großer Voltaire-Verehrer war, den Candide gelesen: aber dem Schüler einer hochgestimmten idealistischen Philosophie, der er damals war, mußt der Voltairesche Roman seicht erscheinen. Nun lernte er seine Briefe an Friedrich den Großen kennen. Wenn er durch irgendeine Art von Schriftwerken für einen Autor zu gewinnen war, so waren es Briefe; so haben ihn auch für Voltaire dessen Briefe gewonnen. Er las sich zuerst in München, dann in Darmstadt, wohin er im Frühjahr 1868 zurückkehrte, in die 70 Bände seiner Werke ein und schließlich durch sie durch und beschloß, nicht für das Publikum, auf das er seit der Aufnahme seines Lebens Jesu nicht eben gut zu sprechen war, weil es ihm einen Schenkel vorgezogen hatte, sondern für seine Tochter ein kleines Leben Voltaires zu schreiben. Was jetzt als dritte Beilage dem „Voltaire“ angefügt ist: „Voltaire und Marie Corneille oder der Patriarch von Ferney als Pflegevater und Ehestifter“, das war die Keimzelle seiner Voltairebiographie.

Zu dieser kam nun aber noch ein Anstoß von außen. In Darmstadt lebte als Gemahlin des Erbprinzen Ludwig von Hessen die Prinzessin Alice, eine Tochter des Prinzgemahls Albert und der Königin Victoria von England, eine Schwester der späteren Kaiserin Friedrich. Diese Mädchen waren durch ihren Vater anders erzogen, als sonst wohl Prinzessinnen erzogen zu werden pflegen, voll geistiger Interessen, ohne religiöse und politische Vorurteile, freidenkend und freigesinnt im besten Sinne des Worts. Daher wünschte die freigeistige Prinzessin Strauß, der ja, wie sie, in Darmstadt lebte, kennen zu lernen und schickte ihren Sekretär zu ihm, um wegen eines Besuches, den er bei ihr machen sollte,

zu unterhandeln. Ich, erzählt er seinem Freund Fischer in Öhringen, „an ein wirkliches Interesse hoher Häupter für unsereines absolut ungläubig, wehrte mich $^3/_4$ Stunden und hätte auch nicht nachgegeben, wenn's ein Prinz gewesen wäre; aber einer Dame gegenüber erschien die beharrliche Weigerung als Rustizität, die ich auf den deutschen Gelehrten nicht kommen lassen durfte. Ging also hin, abgeredetermaßen in meinem gewöhnlichen Anzug, und fand mich sehr angesprochen. Das natürlichste, offenste Wesen, dem gegenüber man sich gleich in gemütlicher Stimmung findet. Der Vater hat sie und die ältere Schwester (die damalige deutsche Kronprinzessin) selbst nach einem populären Lehrbuch des seligen Bretschneider in der Religion unterrichtet und zum Denken und Zweifeln angeleitet. Dadurch ist sie und die Schwester in Berlin auf einen ganz freien Standpunkt gelangt, wovon aber Frau Mama nichts wissen darf." Strauß hielt diese Bekanntschaft zuerst nur für eine „hübsche Episode". Aber es wurde mehr. Die beiden Menschen fanden lebhaftes Wohlgefallen aneinander, und so entstand zwischen ihnen wirkliche Freundschaft. Als er nach München geht, muß er ihr ein Wort in ihr Album schreiben und ihr seine Photographie zurücklassen; als er wieder nach Darmstadt zurückkommt, wird der Verkehr wieder aufgenommen und eifrig fortgesetzt, auch sie besucht ihn mit ihrer Hofdame auf seinem Zimmer. Der Tasso wird mit verteilten Rollen gelesen, woran auch der Prinz teilnahm, und dabei war es rührend, wie sie mit grünen Lampen- und Lichtschirmen für seine Augen sorgte. So dürfen wir ihm glauben, wenn er schreibt: „Ich habe viel Erfrischung von diesem Verkehr". Auch mit ihrer Schwester und deren Mann, dem Kronprinzen, späterem Kaiser Friedrich, ist er durch sie bekannt gemacht worden. Darüber erzählt er der Schwägerin am 17. Oktober 1869: „Diese Woche waren die preußischen Herrschaften hier, und gleich am ersten Abend stellte mich die Prinzessin ihrer Schwester und Schwager vor.

Der Empfang war ein sehr freundlicher, die Kronprinzessin ist nichts weniger als stolz, sondern gemütlich und behaglich, der Kronprinz gut und verständig. Die Audienz dauerte über eine Stunde, und ich wurde schließlich eingeladen, mich bald einmal in Berlin sehen zu lassen. Für das künftige Schicksal Preußens und Deutschlands ist mir die Bekanntschaft dieses hohen Paares äußerst erfreulich und hoffnunggebend". So lächelte dem Sechzigjährigen die Hofgunst; doch meint er dazu: „das Schönste an der Sache ist doch, daß ich dabei keinen persönlichen Wunsch für mich habe, sondern den Herrschaften wie Diogenes dem Alexander gegenüberstehe." Von der Kronprinzessin hat er noch auf seinem letzten Krankenlager gesagt: „Meines Geistes hat sie einen Hauch verspürt: es soll mich freuen, wenn er kein ganz flüchtiger gewesen." Daß durch den frühen Tod Kaiser Friedrichs dieses Straußischen Geistes Hauch in Deutschland nicht zu Einfluß gekommen ist, hat vor allem der kirchliche und religiöse Liberalismus als einen welthistorischen Ausfall zu beklagen. Statt der Aufklärung kam die Romantik.

Strauß aber hatte nun sein Publikum für den „Voltaire" — die Prinzessin Alice. Für sie etwas über Voltaire niederzuschreiben, ihr es vorzulesen, war ein Gedanke, der etwas Lockendes für ihn hatte. Und so ist denn für sie der Voltaire im Herbst 1869 geschrieben und ihr dann sofort im Januar 1870 jeden zweiten Tag 1—1½ Stunden aus dem Manuskript vorgelesen worden. Da sie gerade Krankenpflegerin ihres Gemahls und eines Kindes war, so war ihr diese Unterhaltung am Abend sehr erwünscht. Sie war ihm eine ebenso beharrliche als empfängliche Zuhörerin. In sieben Abenden kam er damit zustande, für den Druck hat er die „Vorträge" dann noch etwas erweitert und in deren sechse geteilt im Juni 1870 als Buch erscheinen lassen. Dieser Entstehung entsprach die Widmung: „Ihrer Königlichen Hoheit Alice, Prinzessin Ludwig von Hessen, Prinzessin von Großbritannien und Irland, für die sie geschrieben, von der sie freundlich angehört wurden,

widmet nun die gedruckten Vorträge ehrfurchtsvoll und treu ergeben der Verfasser.“ Wir müssen es der Prinzessin hoch anrechnen, daß sie vorurteilslos genug war, ein Buch über Voltaire, das David Friedrich Strauß zum Verfasser hatte, sich von diesem widmen zu lassen. Die Widmung selbst hat übrigens eine kleine Geschichte. Die Initiative dazu ist von der Prinzessin ausgegangen. Eines Tages — es war im April 1870 — dankte sie Strauß für den „Halt, den sie an ihm gefunden habe“, worauf er bescheiden erwiderte, auch er habe ihr vieles zu danken, z. B. wäre der Voltaire ohne sie nicht zustande gekommen. Darauf die Prinzessin: Es wäre hübsch, wenn Sie mir ihn dedizierten. Er: Darum Sie zu bitten, K. H., war auch ursprünglich meine Absicht; allein ich dachte an den Anstoß, den die Schrift sicher geben wird, und darein möchte ich E. K. H. nicht verwickeln. Sie: Aus grundlosem Anstoß mache ich mir nichts; meine Schwester tut's, ohne doch etwas dadurch zu gewinnen [1]). Ich: Beschließen wir wenigstens noch nichts, ehe E. K. H. sich mit Ihrem Herrn Gemahl in der Sache besprochen haben. Sie: Da haben Sie recht, das will ich tun. Strauß war trotz dieser „allerliebsten Verhandlung“ entschlossen, das Projekt mit der Dedikation der Prinzessin auszureden: ihr würde es Freude machen, ihm natürlich auch, aber ihr ganz gewiß auch Verdruß, und den ihr zu ersparen hielt er für seine Pflicht. So stellte er ihr — am 10. Juni — noch einmal alles Bedenkliche vor. Allein es half nichts, am folgenden Tage schrieb sie ihm: „Der Wert, der für sie darin liege, die Dedikation eines Buches anzunehmen, welches so teure Erinnerungen für sie in sich berge (die Erinnerung an die genußreichen Abende, an denen ihr Strauß den Voltaire vorgelesen), werde stets größer sein als irgendeine Unannehmlichkeit, die möglicherweise für sie daraus entstehen könnte.“ Auch ihr Mann, der die ge-

[1]) Wie recht die Prinzessin damit hatte, zeigte das Jahr 1888.

fährlichsten Stellen des Buches in den Aushängebogen gelesen hatte, war damit einverstanden. Die Prinzessin konnte stolz sein, daß sie die einzige war, der Strauß eines seiner Bücher gewidmet hat [1]), und daß ihr Name für alle Zeiten mit diesem Werke verknüpft ist. Aber auch für Strauß war dieses Buch hinfort unzertrennlich verbunden mit der Erinnerung an diese Frau und damit an eine der erfreulichsten und menschlich schönsten Beziehungen seines Lebens.

Das Buch brachte ihn nun auch wieder in Kontakt mit dem Publikum, an das er bei der Abfassung desselben so wenig als möglich gedacht hatte; und zwar bildete diesmal nicht nur sein deutsches Volk, sondern wie wir gleich hören werden, auch die gebildeten Franzosen dieses Publikum. Die Vorträge machten Glück, kaum waren sie erschienen, so war auch schon — trotz des Krieges — eine zweite Auflage nötig. Diesen Erfolg hat der „Voltaire" aber auch vollauf verdient. Es war auch diesmal wieder eine echte Biographie, eine Monographie nach Straußens Art, keine Schilderung des Milieus, der Zeit und der Kulturepoche im ganzen, sondern das Bild eines Menschen. Ausdrücklich erklärte er, daß er sich in betreff der Zeit und der Zeitgenossen Voltaires Schranken gesetzt und die Nebenpersonen als Nebenpersonen behandelt habe. Aber jener eine, um den sich alles dreht, war mehr noch als seinerzeit Hutten der typische Vertreter seines Volkes und der ganzen Kulturepoche, der er angehörte. Wie er selbst in dieser wurzelt, so hat er sie und sein ganzes Zeitalter geistig beherrscht und nach sich bestimmt. Wie vom Preußen Friedrichs des Großen, so dürfen wir um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vom Frankreich Voltaires reden. So erwies sich Strauß im Gegensatz zu den Milieuschilderern einer demokratisch und sozialistisch gewordenen Zeit auch jetzt wieder als der Vertreter jenes

[1]) Die Widmung des zweiten Lebens Jesu hat ja den Bruder nicht mehr lebend erreicht.

neuhumanistischen Ideals der Individualbildung, deren unvergleichlichen Typus Goethe in seinem Wilhelm Meister geschaffen und geschildert hat. Wie bei diesem, so war aber auch bei Strauß, infolge seiner isolierten Stellung und seiner kontemplativen, von allem Eingreifen in die Welt abgekehrten Lebensführung, diese Bildung immer mehr eine ästhetische geworden. Daraus erklärt sich uns im zweiten Leben Jesu die starke Betonung des Hellen und Rationalen, des Humanen und Harmonischen, der schönen Natur in Jesus. Und dieses Ästhetische zeigt sich jetzt im „Voltaire" schon äußerlich in der schönen Form, die das Büchlein zu einer wahren Perle biographischer Kunst, durch Stil und Komposition zu einem Schmuckstück und Kunstwerk allerersten Ranges macht. Es ist nicht das Größte und Beste, nicht das Wuchtigste und Eindrucksvollste, aber es ist weitaus das Schönste, was Strauß geschrieben hat.

Und es ist auch ein historisch-psychologisches Meisterwerk. Die Charakteristik dieses komplizierten Menschen mit den beiden Seelen in seiner Brust, einer ganz hohen und großen und freien auf der einen und einer ganz kleinen, ja geradezu gemeinen auf der andern Seite, ist durchaus gelungen, — gelungen auch jetzt wieder wie bei Hutten durch die absolute Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, mit der Strauß nichts verbirgt und nichts beschönigt. Offen gibt er in den Schlußbetrachtungen zu, daß uns, wenn wir auf das Leben Voltaires einen Rückblick werfen, von seinem Wesen ein starker Erdenrest bleibt, von dem wir mit den Engeln im zweiten Teil des Faust sagen müssen: „er ist nicht reinlich". Aber auch für seine Fehler muß man den richtigen Gesichtspunkt suchen, man darf sie, wie Spinoza forderte, nicht bejammern oder verlachen, geringschätzen oder verwünschen, man muß sie verstehen wollen. Und da ergibt sich, daß sie „teils als natürliche Wirkungen seiner Zeit und ihrer Verbildung, teils sogar als Mittel zu ihrer Umbildung erscheinen. Was die Zeit bedurfte, war nicht ein reines,

ruhiges Licht, sondern ein flackerndes, funkensprühendes Feuer. Es war jetzt nicht darum zu tun, eine neue Wahrheit aus den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes heraufzuholen, sondern die erkannte zu verbreiten, sie für die weitesten Kreise verständlich und anziehend zu machen und ganz besonders alles, was ihre Ausbreitung hinderte, das Verlebte und Verrottete, Mißbräuche und Vorurteile aus dem Wege zu räumen. Ersteres geschieht am besten durch leichten, anmutigen Vortrag, letzteres durch Scherz und Spott: und wer war in beiden ein größerer Meister als Voltaire? Das Geschäft muß aber auf vielen Punkten angegriffen und die Anläufe in immer wieder anderer Art — zur Abwechslung wohl auch einmal mit stürmender Leidenschaft — unablässig wiederholt werden: wer war vielgestaltiger, allgegenwärtiger, unermüdlicher als Voltaire? Wie wäre aber diese Beweglichkeit ohne Reizbarkeit möglich, wie wäre mit dem Spott und Hohn, dem Zorn und Haß ein ruhiger Ernst, eine würdige Haltung vereinbar gewesen? Ich sage nur, daß selbst Voltaires Fehler zum Teil Mittel für sein Wirken, ich sage nicht, daß sie darum keine persönlichen Fehler gewesen sind. Daß sie dies in der Tat waren, zeigt sich darin, daß sie sich als solche bestraft haben. Unter seiner Eitelkeit, Rachsucht, Habsucht hat Voltaire selbst am meisten gelitten. Er lebte selten im Vollgefühl seiner Kraft, seines Wirkens, seines Wertes; die meiste Zeit seines Lebens war er in der Pein um untergeordnete, oft ganz unwürdige Zwecke befangen. Er ist, wie wir alle, nur so weit glücklich gewesen, als er gut gewesen ist.“ Wenn man sich so gesagt hat, was sterblich und verwerflich an ihm war, kann man sich „um so rückhaltloser der Bewunderung seiner Geistesgaben, der Anerkennung seiner Leistungen überlassen: er hat sein Pfund nicht vergraben, sondern damit gewuchert wie — mit seinem Vermögen; er hat gearbeitet wie wenige, und Arbeit verdient immer Hochachtung; gewirkt aber hat er wie noch wenigere, und da er auch für uns gewirkt hat,

verdient er vor vielen unsern Dank.“ So hat uns Strauß Voltaire verstehen gelehrt, und wir halten das Bild, das er uns von dem merkwürdigen Menschen gezeichnet hat, noch heute für richtig und für historisch treu, wirklich für ein Bild, das sine ira et studio entworfen ist [1]).

Natürlich ist es diesmal nicht wie bei den früheren Helden der Straußischen Biographien der Gegensatz zwischen Darsteller und Dargestelltem, der uns zuerst ins Auge fällt. Nicht das Gegensätzliche, sondern das Verwandte an Voltaire hat ihn angezogen. Dieser war ein Aufklärer und Befreier der Menschheit, ein Vorkämpfer für Geistesfreiheit, ein Erlöser aus den Banden des Aberglaubens und des Vorurteils, ein kühner Streiter gegen Intoleranz und Kirchentum, ein unerschrockener Verteidiger von Wahrheit und Gerechtigkeit: das alles war Strauß auch, und darum fühlte er sich innerlich aufgefordert, über ihn zu schreiben. Der Erdenrest zu tragen peinlich, der Gegensatz in Charakter und Gemütsart mußte dabei hingenommen und vor allem, er mußte erklärt und verstanden werden. So war es für den Psychologen eine lockende Aufgabe.

Im Mittelpunkt des Ganzen steht die Schilderung von Voltaires Freundschaft mit Friedrich dem Großen und von dem jähen Abbruch dieser Beziehung: sie ist gleich meisterhaft durch ihre Durchsichtigkeit wie durch das gerecht Abwägende im Urteil über die beiden Träger des Konflikts. Richtig und fein ist auch die Würdigung Voltaires als Philosophen im fünften Vortrag, und menschlich warm und schön das Schlußkapitel über den Patriarchen in Ferney.

---

[1]) Einen Schritt über Strauß hinaus dürfen wir wohl von der in Aussicht stehenden Voltaire-Biographie von Paul Sakmann erwarten: auch sie wird freilich das Bild nicht ändern, nur vertiefen und mit einer Fülle von weiteren Zügen ausstatten. Ganz wertlos ist die Arbeit von J. Popper über Voltaire (1905). Seine Angriffe auf Strauß habe ich in einer Besprechung des Buches in der Frankfurter Ztg. vom 14. Januar 1906 abgewehrt.

Der Beurteilung der historischen und poetischen Werke im zweiten und vierten Vortrag kommt es natürlich zugute, daß sich Strauß selbst auch auf dem Gebiet der Historie und Literaturgeschichte gründlich heimisch gemacht und versucht, von Lessing zu dieser, von Schlosser und Gervinus aus zu jener Seite seines Schaffens sich den Zugang erschlossen hatte und darum den Leistungen des großen Franzosen in Anerkennung und Kritik durchaus gerecht werden konnte.

Der beste Beweis aber für den Wert dieses Buches eines Deutschen über den französischsten aller Franzosen ist der, daß es nicht bloß bei uns als ein unübertroffenes Kunstwerk angesehen und geschätzt wird, sondern daß auch die gebildeten Franzosen voll Bewunderung waren und sind über dieses Buch voll Esprit, Charme und feinfühligem Verständnis für den Genius ihrer Nation und für diesen glänzendsten Vertreter des spezifisch französischen Geistes. Zu ihnen gehörte auch Ernest Renan, mit dem Strauß durch die Vermittlung eines jüngeren Freundes und enthusiastischen Verehrers, Charles Ritter in Morges, in persönliche Beziehung gekommen war. Ritter war mit der Übersetzung einiger kleinerer Schriften von Strauß ins Französische beschäftigt. Sainte-Beuve interessierte sich dafür und sprach auch Renan davon, worauf dieser sich aus freien Stücken erbot, eine Vorrede zu dem Buch zu schreiben und es so mit seinem Namen bei dem französischen Publikum einzuführen. Es war dies wohl der Dank für die freundlichen Worte, mit denen Strauß in der Vorrede zum Leben Jesu seinem französischen „Rivalen“ über den Rhein hinüber die Hand zum Gruß entgegengestreckt hatte. Darauf glaubte Strauß sich nichts zu vergeben, wenn er ihm nun nach dem Erscheinen des „Voltaire“ ein Exemplar desselben zusandte. Natürlich dankte ihm Renan für das scharmante Buch. Er schreibt: „Peu de lectures m'ont fait autant de plaisir que celle de

ces pages pleines d'esprit, de finesse et de tacte, où le vrai caractère de notre grand homme de XVIIIe siècle, si souvent méconnu, est admirablement rétabli. Voltaire a, dans ses qualités et ses défauts, des côtés si profondément français qu'il pouvait sembler impossible qu'un étranger ne commît pas en le jugement quelque gaucherie." Aber nein: „Vous avez marché à travers ces dangers avec un équilibre parfait. Votre livre est la vérité même."

Der Brief, der diese Worte enthielt, war datiert vom 31. Juli 1870: seit 14 Tagen lagen Deutschland und Frankreich miteinander im Krieg. Natürlich kam Renan in seinem Brief auch darauf zu sprechen. Er stellte sich gewissermaßen auf eine über beide Parteien hinausliegende Höhe, beanspruchte für Leute, wie er und Strauß waren, weltbürgerlich eine Art neutraler Stellung und wollte, scheinbar unparteiisch, die Schuld an diesem Kriege an beide Nationen zu gleichen Hälften verteilen. „Vous pensez sans doute comme moi", schrieb er, „que le devoir de l'ami de la justice et de la vérité est, tout en remplissant ses devoirs à tous les degrés, de se dégager du patriotisme étroit qui retrécit le coeur et fausse le jugement." Das konnte Strauß, der in diesem Augenblick nicht weltbürgerlich, sondern ganz nur deutsch-national empfand und empfinden wollte, in Frankreich und seinem Kaiser die Schuldigen sah und von diesem Krieg die Erfüllung seiner patriotischen und nationalen Wünsche erwartete, nicht ruhig hinnehmen und damit den Schein auf sich laden, als ob er Renan zustimme. Am Bodensee, wo er eben mit Rapp sich aufhielt, entwarf er nach der Abreise des Freundes die Antwort und gab sie am 12. August 1870 als offenen Brief in die Presse (Allgemeine Zeitung). In verbindlichster Form, aber ganz entschieden trat er der in diesem Augenblick doch recht deplazierten und blasierten Unparteilichkeit Renans entgegen. In kurzem historischen Überblick ging er auf die lange politische Ohnmacht Deutschlands und auf seine wiederholten Versuche ein, aus der

Zerrissenheit zur Einheit zu kommen. Dabei wies er auf den „Wolkenmann“ hin, dem man 1849 die deutsche Kaiserkrone angeboten, der aber darin wenigstens die richtige Einsicht gezeigt habe, daß er weder sich für den rechten Träger noch diese Krone für eine tragbare erkannte. Jetzt aber sei in Herrn von Bismarck ein Mann vom rechten Zeuge an die rechte Stelle gekommen, um dem Zustand ein Ende zu machen, indem ein Pferd vor, ein anderes von gleicher Stärke hinten vorgespannt gewesen; er habe die Stränge zerhauen, die das hinten angespannte Pferd mit dem deutschen Wagen verbanden. „Wir hatten die Einigung Deutschlands von der Idee, von dem Wunsche des Volkes, den Gedanken seiner besten Männer aus zustande bringen wollen: jetzt war sie von seiten der realen Macht, durch Blut und Eisen angebahnt. Es hat Zeit gebraucht, bis der deutsche Idealismus, bis auch der deutsche Eigensinn sich mit dem Gegebenen versöhnte; aber die Macht, ich möchte sagen die Vernunft dieses Gegebenen war so unwiderstehlich, daß die bessere Einsicht in kürzester Frist die erfreulichsten Fortschritte gemacht hat.“ Das alles ist eine Sache, die die Deutschen unter sich abzumachen haben; wenn sie sich im eigenen Hause wohnlich einrichten, so geht das den Nachbar nichts an. Aber Frankreich sah scheel dazu, das Haus schien den Franzosen zu stattlich zu werden, sie wollten in der ganzen Straße das schönste und höchste besitzen, und vor allem durfte das der Deutschen nicht zu fest werden, sie sollten es nicht verschließen können. Oder anders ausgedrückt: Frankreich wollte seinen europäischen Primat nicht aufgeben, darum suchte es die deutsche Einheit zu hintertreiben. Das ist eine Anmaßung und ist das Unrecht Frankreichs. Um was wir ringen, ist dagegen einzig die Gleichberechtigung und „die Sicherheit, daß fortan nicht mehr ein unruhiger Nachbar nach Belieben uns in den Arbeiten des Friedens stören und der Früchte unseres Fleißes berauben kann“.

Renan antwortete darauf nicht ohne eine deutlich spürbare Empfindlichkeit und Gereiztheit. Er wollte auch jetzt wieder für die „entfernten Kriegsursachen" die Schuld zwischen der französischen und der preußischen Regierung „beinahe gleich" teilen und beteuerte die Friedensliebe Frankreichs, gab aber dann doch zu, daß es „tausendmal Unrecht gehabt habe, sich der inneren Entwicklung Deutschlands widersetzen zu wollen". Das war aber nur der Vordersatz zu seinem lebhaften Protest gegen eine etwaige Annexion von Elsaß-Lothringen. „Hat man die Absicht, Frankreich zugrunde zu richten, nichts besser erdacht als ein solcher Plan; verstümmelt würde Frankreich in Krämpfe geraten und zugrunde gehen." Dagegen verlangt er eine europäische Intervention, der Friede könne nur das Werk Europas sein, das wollen muß, daß kein Glied der europäischen Familie allzusehr geschwächt werde. Europa müsse von neuem „die gegenwärtigen Grenzen" sanktionieren und jedem Teil untersagen, an eine Verrückung der durch die „alten Verträge" gesetzten Marksteine zu denken. Jede andere Lösung würde das Tor offen lassen für Rachehandlungen ohne Ende.

Dieser Brief war vom 13. September datiert, also schon nach dem Tage von Sedan geschrieben. Da war es Strauß leicht, in einem zweiten offenen Sendschreiben vom 29. September, also in den Tagen der Übergabe von Straßburg, die naive Überhebung Renans, der sich hier so ganz als Franzose gab und bei allem guten Willen für die Entwicklung Deutschlands so gar kein Verständnis zeigte, mit Schärfe zurückzuweisen. Renan hatte die Franzosen friedliebend genannt. Aber woher kommt denn, fragt Strauß, „der Zauber, welchen der Ruf nach der Rheingrenze immer wieder auf Frankreich ausübt? woher die sonderbare Vorstellung, daß es nicht bloß für Waterloo, das ihm eine Niederlage und den endgültigen Sturz des ersten Kaiserreichs mit seiner Herrlichkeit brachte, sondern auch für Sadowa, wo es keinen Mann und keinen Fußbreit Landes verlor, Genugtuung,

Rache zu nehmen habe? Woher anders als daher, daß zu den offenen Wunden Frankreichs nicht bloß, was Sie als solche bezeichnen, der Mangel einer allgemein anerkannten Dynastie, sondern ganz besonders auch diese krankhaft reizbare Eifersucht Deutschland gegenüber gehört?" Wenn aber Renan nach einem Artikel in der Revue des deux mondes unter den durch alte Verträge festgesetzten Grenzen nicht eigentlich die gegenwärtigen, sondern die weiter gesteckten von 1814 verstand und somit für Frankreich die erst 1815 deutsch gewordenen Gebiete von Landau und Saarlouis reklamierte, so wallte dem Deutschen doch sein Blut, und er rief: „Das sollte Frankreichs Buße für den freventlich begonnenen Krieg, das der Preis unserer glorreichen, aber blutigen Siege sein, daß wir gar noch ein Stück Land herausgeben, an den besiegten Angreifer herausgeben müßten! Nein, wenn selbst ein so billig denkender Mann wie Ernst Renan dem von ihm befürworteten Schiedsgericht einen solchen Vorschlag unterlegen kann, so sind wir vollauf gerechtfertigt, wenn wir darauf bestehen, wie wir den Krieg allein geführt, so auch die Friedensbedingungen ausschließlich selbst zu diktieren." Nicht ohne Ironie weist er die Friedenspredigt zurück von einem Mitglied des Volkes, das seit Jahrhunderten die europäische Kriegsfackel in Händen hielt, und erklärt offen, er seinerseits hätte vielmehr Lust, dem Krieg allerlei Gutes nachzusagen. „Solche Kriege, welche die Völker zur Abwehr fremder Einfälle und zur Wahrung ihrer bedrohten Unabhängigkeit unternahmen, haben regelmäßig einen Aufschwung des nationalen Lebens zur Folge gehabt, von den Perserkriegen der Griechen an bis zu unsern deutschen Befreiungskriegen und bis zu dem jetzigen, von dem wir für unsere innere Angelegenheiten das Beste zu hoffen schon heute berechtigt sind." Und nun wendet er sich — es war dies der Nachklang einer Unterhaltung mit der Prinzessin Alice — zum Schluß an seine deutschen Landsleute. Ganz offen redet er hier vom Gegensatz

zwischen Nord und Süd, von der Unliebenswürdigkeit des spezifisch preußischen Wesens und vom Partikularismus seiner süddeutschen Landsleute und weist demgegenüber auf die Aufgabe hin, die nun, wenn der Friede geschlossen ist, im eigenen Hause als die schwerste erst noch zu lösen ist. „Einsteigen! Einsteigen! ruft's, wenn der Zug der Eisenbahn im Abfahren begriffen ist und einzelne Passagiere auf dem Perron noch zögernd und wählerisch hin- und hertrippeln. Nur eingetreten, eingetreten in den deutschen Staat! so ruft jetzt die Geschichte; der Augenblick ist da, die Flut geht hoch, nicht noch einmal gewartet, bis die Ebbe euer Schiff auf den Sand setzt. Nur jetzt nicht lange gemarktet, nicht viele Bedingungen gemacht; daß wir uns alle, alle einigen, ist die Hauptsache, das weitere, soweit es gut ist, wird sich finden. Und wenn Zureden nicht hilft, so können wir auch drohen. Ihr habt jetzt mitgeholfen, ihr süddeutschen Staaten, Frankreich zu demütigen, ihm schöne Länderstrecken abzunehmen. Daß es euch das gedenken, daß es gelegentlich Rache an euch zu nehmen suchen wird, dürfet ihr als gewiß betrachten. Wie wollet ihr ihm aber widerstehen, wenn ihr euch nicht fest und ganz mit euren norddeutschen Brüdern zusammenschließt? Fest und ganz, d. h. nicht bloß durch gebrechliche einzelne Verträge, wo es jedesmal noch auf den guten Willen ankommt, ob man sie halten will, sondern durch völligen rückhaltlosen Eintritt in den einigen deutschen Bundesstaat."

Die junge Generation von heute kann sich in unserer nüchtern gewordenen schwunglosen Zeit keine Vorstellung machen, welchen Jubel diese aus einem von tiefem Patriotismus erfüllten und gehobenen Herzen und mit viel historischem Verständnis vorgetragenen Worte damals bei uns erregten. Hier war Strauß wirklich einmal der Wortführer und Sprecher seines Volks, der das gute Recht der Deutschen und die nicht minder berechtigten Hoffnungen und Wünsche jenes großen Augenblicks wuchtig und fein zugleich, ruhig

und klar, ohne falsches Pathos und doch mit wohltuender Wärme, ohne Überhebung und doch voll nationalen Stolzes zum Ausdruck brachte. Daher tat er recht daran, die beiden Briefe, zusammen mit dem von Renan in deutscher Übersetzung, zu deren Ausarbeitung ihn gleich nach dem Empfang die Anmut des Schriftstücks gereizt hatte, unter dem Titel „Krieg und Friede“ in besonderer Ausgabe erscheinen zu lassen. Renan freilich hat ihm diese etwas eigenmächtige Verfügung über sein geistiges Eigentum und natürlich noch viel mehr die sieghafte Überlegenheit des Inhalts der beiden Straußschen Briefe über den seinigen übel genommen. Ganz besonders empört war er darüber, daß Strauß den Ertrag der kleinen Schrift der deutschen Invalidenstiftung und den Sanitätsvereinen in Stuttgart und Darmstadt zuwandte. Das Versprechen, eine Vorrede zu schreiben zu der Ritterschen Übersetzung einer Auswahl von Straußischen Schriften, die nach dem Krieg doch noch erschien, hat er zwar gehalten, sich der Aufgabe aber in einer so kühlen Weise erledigt, daß Strauß es nicht für nötig hielt, ihm dafür zu danken. Auch die persönliche Beziehung zwischen beiden war mit dem Briefwechsel von 1870 zu Ende.

Das deutsche Volk aber war Strauß dankbar für die tapfere und sieghafte Art, wie er seine Sache dem Franzosen gegenüber geführt hatte. So konnte er sich diesmal ungeteilter und allgemein herzlicher Zustimmung freuen. Es war der letzte Sonnenblick in seinem Leben. Denn nun kommt der alte und der neue Glaube und die so ganz andere Aufnahme dieses Buches bei demselben Volke, das ihm eben noch in heller Begeisterung zugejubelt hatte. Auf das Hosianna folgte in jähem Umschlag das Kreuzige.

Zwölftes Kapitel.

Der alte und der neue Glaube.

In Darmstadt — in München — wieder in Darmstadt! Wie kam es, daß Strauß im September 1867 von Darmstadt nach München übersiedelte und dann doch nur bis in den März 1868 dort verblieb? War es die Glyptothek, war es das Münchner Bier, war es die Erinnerung an dort verlebte Zeiten, was ihn dahin zog? Oder war es eine Flucht aus Darmstadt weg? und wovor ist er geflohen, um doch alsbald wieder zurückzukehren?

Es war eine Flucht; und die ihn davontrieb und die ihn wieder zurückzog, war eine Frau.

Den Verkehr mit gebildeten Frauen hat Strauß stets zu schätzen gewußt und gesucht. Zwar schien es nach der Trennung von Agnes Schebest — in den Briefen kann man es öfter lesen — so, als ob die Frauen ihm fatal wären und er nur noch am dritten Ort bei Bier und Wein mit Männern verkehren wollte. Allein in den Familien seiner Freunde, bei Rapp in Münkheim, bei Kauffmann in Heilbronn, bei Neumann in München, bei Schöll in Weimar, bei Kuno Fischer und Gervinus in Heidelberg, bei Lewald's in Berlin, um nur sie zu nennen, — überall sind die Frauen seiner Freunde in Freundschaft und Verkehr einbezogen und gehören mit dazu. So fehlte es ihm nicht an gebildetem weiblichen Umgang. Und wie wir schon wissen, auch nicht an Frauenliebe. Aus früherer Zeit ragt bis herein in den Anfang der sechziger Jahre die Gestalt derjenigen, die ihn



still und entsagungsvoll geliebt und nie aufgehört hat, aus der Ferne für ihn und seine Kinder gütig und mütterlich zu sorgen. Er wußte es auch. „Ich halte Sie unter allen Seelen, welche leben, für diejenige, die es am besten und treuesten mit mir meint“, hat er Emilie Siegel einmal geschrieben. Nach ihrem Tod aber klingt leise und doch deutlich vernehmbar so etwas wie Reue aus dem heraus, was er am 9. August 1861 an Rapp über sie schreibt. Wenn ich es hier wiedergebe, werden es ihre und seine Manen mir verzeihen. „Unsere verstorbene Freundin Emilie hat, ordnungsliebend und pünktlich wie sie war, mir in einem versiegelten Paket nicht nur meine, sondern auch diejenigen Briefe anderer Personen letztwillig übergeben lassen, die sie am passendsten in meine Hände zu legen glauben mochte.... Zu den zurückerhaltenen Briefen von mir habe ich seitdem auch die ihrigen zusammengesucht und mich fast die ganzen letzten acht Tage damit beschäftigt, die gesamte Korrespondenz chronologisch zu ordnen. Da liegen sie nun, Brief und Antwort, nebeneinander, wie man zwei Menschen, die sich im Leben suchten und doch nicht finden konnten, im Sarge nebeneinanderlegt. Einen großen Teil der Briefe habe ich auch wieder gelesen und damit ein gutes Stück meines und auch unseres (ich meine Dich) gemeinsamen Lebens rekapituliert. Sie hat mein ohne Zweifel erstes Billet aus dem Jahre 1836 noch aufbehalten, das ich ihr, noch ziemlich fremd, in Kauffmanns Auftrage schrieb. Dann kommen die Billetchen aus meiner Gartenhäuschenszeit (in Stuttgart), wo zwischen den Zeilen ein, wenn auch einfaches, doch reiches und jugendliches Leben hervorblickt; dazwischen das Kannstadter Badeleben, das auch Dich in die Kreise der Freundin zieht; hin und wieder spuckt Hardegg; Kauffmann und Frau stellen sich freundlich ein; der Cousine Marie Ruoff wird ein Konfirmationssonnenschirmchen durch die Freundin bestellt: so gehen die Zustände in unvermerkter Schwellung fort, bis im Jahre 1842 ein Durch-

bruch alle bisherigen Pflanzungen zusammenreißt. (Hierzu ein vortrefflicher tragikomischer Brief von Dir an sie als remedium amoris, den Du mir lassen mußt.) Hier greift nun ein anderer Briefwechsel ein, den die Freundin gleichfalls mir überlassen hat, nämlich die Briefe ihrer Jugendfreundin Marie Kauffmann, welche die allmähliche Auflösung meiner Ehe mit fortlaufenden Berichten begleitet, später eine Wiederannäherung an Emilien befürwortet und mir die Gesinnung dieser unvergleichlichen Freundin noch unumwundener als ihre eigenen Briefe an mich offenbart. Dann also vom Jahre 1848 an unsere erneute Korrespondenz, in der nun, besonders am Anfang, die Kinder den Hauptgegenstand ausmachen. Die Art, wie von da an Emilie die Neigung, die sie früher dem Vater gewidmet, auf dessen Kind (den Sohn) überträgt, ist überaus schön und rührend. Nicht minder aber, wie sie mir fortan in jeder Not — um Haushaltung und Haushälterinnen usw. — mit Rat und Tat, selbst vom Krankenbett aus unermüdet zur Hand geht. Eine Veränderung aber ist im Laufe der Jahre in der Briefstellerin nicht zu verkennen. Ihre religiösen Ansichten hatten früher, in Übereinstimmung mit ihrer ganzen Persönlichkeit, einen ziemlich freien Wurf. Ein keckes Wort gegen Pfaffen- und Obskurantentum verletzte sie nicht allein nicht, sondern sie erlaubte es sich selbst. Das wird später anders. Ihre früher mehr natürliche Frömmigkeit wird immer kirchlicher. Daß sie ehedem ihrer Mutter die Bücher Mosis mit ihren Opfergesetzen vorlesen mußte, erhielt sie in der Opposition; als sie es nicht mehr mußte, las sie dergleichen von selbst. Mitteilung über religiöse Dinge wurde später zwischen uns unmöglich; sie duldete meine Stellung nur noch an mir als Ausnahme. Das mußte unserm Verkehr Eintrag tun; und doch zürne ich mir jetzt, daß ich mich nicht leichter darüber hinweggesetzt habe. Unser Verkehr wurde zuletzt spärlicher. Noch einmal sah ich die Freundin vor Weihnachten des vorigen Jahres in Stuttgart, wo ich auch Frau

Kauffmann zum letztenmal besuchte. Niemand konnte an eine so schnelle Auflösung damals denken; sie sah wohler und rüstiger aus als Jahre vorher. — Einem solchen Schatze von Liebe und Treue, als in diesen Briefen enthalten ist, stehe ich nun freilich mit schmerzlicher Beschämung gegenüber. Ganz habe ich sie nicht vergelten können, weil ich sie eben nicht ganz erwidern konnte; aber konnte ich's nicht doch weit mehr, als ich's tat?" Und mit diesen Schlußworten stimmt überein, was er bei diesem Anlaß dem Bruder schreibt: „Wie es einem bei solchen Todesfällen geht, kann ich leider mit mir nicht ganz zufrieden sein; für die Liebe und Treue, die sie mir bewiesen, bin ich nicht so dankbar gewesen, als ich gesollt hätte."

Die Veröffentlichung ihrer Erinnerungen an Möhler aus dem Jahre 1832 in den Deutschen Jahrbüchern von 1863 war ein Akt der Pietät, den Strauß im Vorwort zu den Kleinen Schriften so motiviert: Damit „eigne ich meinem Garten eine Pflanze an, die auf fremdem, obwohl befreundetem Boden und nicht ohne mein Zutun gewachsen ist. Sie sind die Arbeit einer teuren Verstorbenen und schienen mir ebensowohl durch die Bedeutung ihres Gegenstandes als durch die sinnige Behandlung der Erhaltung wert, während ihre Aufnahme in eine Sammlung meiner Schriften mir, im Andenken an die vorangegangene Freundin, besondere Befriedigung gewährte". Freilich, ob er der Verfasserin damit wirklich einen Dienst erwiesen hat, ist mir immer zweifelhaft gewesen. Um Möhlers willen ist die Veröffentlichung ja vollauf gerechtfertigt und für die Kenntnis dieses merkwürdigen Mannes überaus wertvoll. Aber daß sich Emilie Sigel dem jungen geistvollen Priester „mit aller weiblichen Würde, Sprödigkeit, ja selbst Schroffheit gegenübergestellt und einen Humor und eine Kraft und Gesundheit der Seele gezeigt habe, worin sie dem Mann überlegen war": — das schreibt der Freund, ich kann nach diesen ihren eigenen Mitteilungen ihr Verhalten gegen Möhler nicht so hoch stellen und es nicht so einwandfrei finden; die

Szene mit dem Hund, die den Abbruch der Beziehungen herbeiführte, ist doch gar zu plump.

Ganz besonders zart war dann weiter das Verhältnis Straußens zu einer der Rappischen Töchter. Mit stiller Freude sah er ihr Wachsen und Werden, ihr liebliches Sichentfalten. „Es hat euch die Natur in dieser Tochter einen Schatz zu hüten gegeben und wird Rechenschaft fordern, wie ihr ihn gehütet habt“, schreibt er einmal den Eltern. Da tauchten wohl allerlei Hoffnungen und Herzenswünsche und kühne Pläne in ihm auf, denen aber die Verlobung des Mädchens ein jähes Ende machte. „Meine persönlichen Empfindungen bei dieser Entscheidung haben kein Recht, sich geltend oder auch nur hörbar zu machen“, damit legt er sie resigniert zu dem Übrigen. Aber seine Gesinnungen für „das liebe unschätzbare Wesen“ ändern sich nicht, er bleibt ihr in zartester — ich weiß immer wieder nur dieses eine Wort für dieses schöne Verhältnis — Freundschaft zugetan und überträgt diese um ihretwillen dann auch auf ihren Mann. Sie in Öhringen zu besuchen, seine Kinder in ihrem Hause und unter ihrem Einfluß wohlgeborgen zu wissen, und zu sehen, wie die Freundin immer jünger und blühender wird, das ist mehr als Freude, das beglückt ihn hoch: und so bleibt, wie er einmal dem Vater schreibt, für sie in seinem Herzen stets ein Sacellum aufgerichtet, denn auch Menschen seiner Art können anbeten; „er könnte ein Mystiker werden über diesen Empfindungen“. Diese Freundin hat er behalten dürfen bis ans Ende, noch in der letzten Krankheit ist ihm der Gedanke an sie tröstlich gewesen und haben ihn ihre Briefe glücklich gemacht.

Das war eine tiefgehende, beruhigende und beglückende, wirklich eine „mystische“ Liebe. Aber nun kommt über den fast Sechzigjährigen auch noch einmal die leidenschaftliche Liebe des Mannes zur Frau. In Darmstadt war es. Sie war eine Bekannte aus der Heidelberger Zeit, die inzwischen verwitwete Frau — doch wir geben ihr besser den Namen, mit

dem Strauß selber sie so oft in seinen Briefen an Fischer in Öhringen (nach ihrem späteren Aufenthalt in dem bekannten pfälzischen Weinort Forst) benannt hat: „Die Frau in Forst“. Schon in Heidelberg war ihm ihre junonische Gestalt aufgefallen, auch war sie dabei gewesen, als er den Freunden dort das erste Kapitel des Frischlin vorlas. Wie er nun im Jahr 1865 nach Darmstadt kam, traf er sie hier als Witwe und freute sich, an ihr von Anfang an jemand zu haben, mit dem sich ein vernünftiges und vertrauliches Wort reden ließ. So nahm er den Verkehr mit ihr wieder auf und war bald der tägliche Gast in ihrem Hause, er las ihr vor, sie musizierte für ihn; man besuchte zusammen Theater und Konzert und durchstreifte gemeinsam die nahen Wälder; auch an der Erziehung ihres Sohnes nahm Strauß herzlichen Anteil, wie Goethe an dem des jungen Fritz Stein. Und aus Freundschaft wurde dann Liebe. Wie ihn diese beglückt hat, mag er uns selber sagen in dem Gedicht „Vermächtnis“, das vom 5. Januar 1867 datiert ist:

Als er gestorben, der Greis, da fanden die Kinder die Hefte,
  Blätterten, lasen darin, dachten sich manches dabei.
Wie sich der Jüngling gefreut, enthüllten die wechselnden Verse;
  Was als Mann ihn gebeugt, was ihn im Alter erquickt.
Laubholz erst auf dem saftigen Grund der beglückteren Jahre,
  Das sich in Nadelgehölz endlich und Heide verliert.
Aber o Wunder! woher in der epigrammatischen Wüste
  Plötzlich das üppige Grün, Myrten- und Rosengebüsch?
Seht ihr den Quell nicht, Kinder, den Schöpfer des fröhlichen Lebens?
  Dankbar bauet und fromm ihm den verdienten Altar.
Ehret die himmlische Frau, die eurem so lange gequälten
  Vater das bleichende Haar freundlich mit Blumen gekränzt.

Und wie feurig diese Liebe war, zeigt der Eingang eines anderen Gedichtes „Genügen“:

Wenn sich unsre Hände drücken
In der holden Dämmerstunde,
Aug' in Auge mit Entzücken

Dringt zum tiefsten Seelengrunde;
Wenn dem heißen Kuß entgegen
Du die keusche Wange kehrest,
Mit verstärkten Herzensschlägen
Endlich mir den Mund gewährest: — —

Was stand denn aber im Wege, daß Strauß nicht mit fester Hand nach diesem sich bietenden späten Glück griff? Er war ja noch verheiratet, seine Frau lebte und ließ ihn nicht los, gab ihn auch jetzt nicht frei, als er sie darum anging: er gehörte ihr nicht mehr, aber einer andern sollte er auch nicht angehören. So war es ein Verhältnis, das nicht zu einem guten Ende führen konnte und das vor der Welt geheim gehalten werden mußte, freudvoll und leidvoll zugleich. Ihn brachte zur Verzweiflung, daß er vor Fremden fremd tun mußte; und wie oft traf er sie nicht allein, die auch für Frauen so anziehende Frau! Und sie quälte der Klatsch, der sich an das häufige Zusammensein der Beiden natürlich knüpfte und ihr die üblichen Warnungen guter Freunde zuzog. Aber auch über ihn, den bald Sechzigjährigen, schüttelten Nahe- und Nächststehende den Kopf und suchten zu löschen und zu trennen oder gingen doch nicht mit so vollen Segeln, wie er es hoffte und wünschte, auf die Sache ein.

Eine Zeitlang lag in solchen Schwierigkeiten ein Reiz, man versicherte sich hin und her nur um so mehr über alle äußeren Anfechtungen hinweg unerschütterter Neigung. Allein je größer die Liebe, desto unerträglicher das Bewußtsein, daß sie eine hoffnungslose sei. In den Gemütsaufregungen, die diese Situation mit sich brachte, rieb man sich auf, machte man sich krank. Daß Strauß zwischen der Schenkel-Streitschrift und dem Voltaire so lange verstummt ist, daran war, doch nicht bloß der Krieg, sondern, wie einst in den vierziger Jahren seine unglückliche Ehe, so jetzt dieser Kampf um die Geliebte schuld. Er war zu keiner Arbeit fähig, nicht mehr zum Lesen, nicht mehr zum Spazierengehen aufgelegt. Was blieb da übrig als Trennung, als Flucht?

Da sich die Verhältnisse nicht zwingen ließen, wurde Entfernung für ihn zur Pflicht, in erster Linie gegen die geliebte Frau, in zweiter aber auch gegen sich selbst; und so verließ er am 1. Oktober 1867 Darmstadt und zog nach München. Wie es ihm dort zumute war, verrät uns das Gedicht „Profeß" in seiner Anfangsstrophe:

> Wär' ich vor sechs Jahrhunderten geboren,
> So hätt' ich all' der Sorgen, die mich drücken,
> Der Zentnerlasten, den gebeugten Rücken
> Entladen längst vor eines Klosters Toren.

Und dann machte ein stumpfes, freud- und tatenloses Hindämmern dem ersten frischen Wehegefühl Platz und ließ ihn den Reiz der Münchener Kunstschätze nicht in der alten Weise empfinden. Er verbannte wieder einmal den Gedanken fernerer Schriftstellerei in die fernste Wüste.

Aber auf die Dauer litt es ihn doch nicht fern von der lieben Frau, zumal da der briefliche Verkehr durch allerlei Mißverständnisse schwierig wurde, und so kehrte er wieder nach Darmstadt zurück. Da mußte dann natürlich das alte Spiel von neuem beginnen. Nun flieht sie — nach Forst, das doch nahe genug war, um einen regen Verkehr und häufige Besuche möglich zu machen. Strauß aber bekam durch dieses „Glück der Entfernung" wenigstens wieder die Möglichkeit zur Arbeit, er wurde Herr über seine Verstimmung und schrieb den „Voltaire", der nicht nur der Prinzessin, sondern auch der lieben Frau in Forst von Vortrag zu Vortrag vorgelesen wird. Schließlich kam es aber doch, wie es kommen mußte. Wenn sich zwei Menschen lieben und doch nicht zusammen kommen können und dürfen, zumal wenn sie so nervös und feinbesaitet sind wie diese beiden, so reiben sie sich hin und her auf, allerlei Leidenschaftliches tritt zwischen sie, jedes wird unzufrieden mit dem andern, man sieht sich mit ernüchterten Augen an, entdeckt, was einem nicht gefällt, und weil, wenn die Leiden-

schaft flieht, die Liebe nicht bleiben darf, so keimt am Ende gar etwas wie Haß auf [1]).

Am 22. Dezember 1869 ist Agnes Schebest gestorben. Ihr Tod kam zu spät. Noch bei ihren Lebzeiten hatte Strauß erkannt, daß die Verbindung mit der Frau in Forst nicht zum Heil ausschlagen würde. Und so fällt ihm das in diesem Zusammenhang gesprochene Wort nicht allzu schwer: „Wer frei ist, kann auch weise sein.“ Fast wie auf eine Verirrung hat er bald auf diese Hoffnungen und Wünsche zurückgesehen und schließlich noch für seine verstorbene Frau das Wort gefunden: „Wenn er ihr etwas zu danken habe, so sei es dies, daß sie ihn damals nicht freigegeben und so diese Heirat verhindert habe.“ Damit klingt das Verhältnis zu Agnes Schebest fast gar versöhnlich aus.

Unter jenem zwiespältigen Langen und Bangen in schwebender Pein hat Strauß vier Jahre lang unsäglich gelitten. Daß er sich trotzdem in dieser Zeit den „Voltaire“ abgerungen hat, auf diese Kraft seines Willens konnte er mit Recht stolz sein. Wer spürt demselben die Schmerzen an, unter denen er entstanden ist? Aber ganz gesund machte ihn doch erst der Krieg von 1870, der ihn das eigene persönliche Leiden über den großen Geschicken seines Volkes vergessen ließ. So versteht man, wie er im Brief an Renan und nachher im Alten und Neuen Glauben dem Krieg soviel

---

[1]) Zufällig las ich dieser Tage in der Deutschen Rundschau, Oktoberheft 1908, in einem Artikel des Grafen Theodor Zichy über Österreich und Ungarn in ganz anderem Zusammenhang die zu dem oben Gesagten stimmenden Worte: „Wir wissen aus eigener Erfahrung, wie es zu gehen pflegt, wenn zwei Privatpersonen einen wichtigen Vertrag oder ein Rechtsgeschäft abschließen wollen, an dem ihr ganzes Vermögen hängt, und es geraten die Verhandlungen, aus was immer für einem Grunde, ins Stocken. Da stellen sich auf einmal Antipathien ein, jeder sieht im anderen einen Gegner, die beiden fangen an sich zu hassen, und dieser Zustand der Erregung dauert auch nachher fort, selbst wenn es inzwischen gelungen ist, alle Schwierigkeiten zu beseitigen, alles bestens zu ordnen.“

Gutes nachzusagen gewillt war. Aber aus tausend Wunden blutete er doch wieder, fast wie damals, als seine Ehe zusammenbrach, nur war er inzwischen älter und härter und daher solchen Schlägen gegenüber stumpfer geworden. Auch jetzt war er um ein Glück getäuscht, das ihm spät noch einmal gewinkt hatte und nach dem er die Hand wohl ausstrecken, das er aber nicht pflücken durfte; glücklos sollte sein Leben vollends dahingehen. Und dennoch —

So leben wir, so wandeln wir beglückt,

ruft er im Alten und Neuen Glauben aus. Wer spürt diesem an, daß das nur Vordergrund, und daß der, der so frohlockt, ein Schmerzensreich und ein ganz Glückloser gewesen ist? Aber wenn selbst Goethe von sich sagen mußte, er habe „in seinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt: es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben sein wollte", so durfte sich Strauß „auch nicht beklagen". Nur rede man nicht so geringschätzig von seinem Optimismus, es war ein schwer errungener.

Der Alte und der Neue Glaube erschien im Herbst 1872. Geplant und vorbereitet war das Buch schon lange. Geplant noch mit dem Bruder, der gerne gesehen hätte, wenn Strauß zu Anfang der sechziger Jahre statt eines zweiten Lebens Jesu eine zweite Glaubenslehre in neuer Fassung und Form, einen Katechismus für freie Menschen geschrieben hätte. Wenn Strauß auch das letztere ablehnte und zweifelte, ob er einen solchen schreiben könnte, so hat er — wir haben es wiederholt gehört — etwas derartiges doch von da an im Auge behalten und es wie ein Vermächtnis des Bruders angesehen, das er noch zu erfüllen habe. Auch war ja die Glaubenslehre ebenso wie das erste Leben Jesu vergriffen. So dachte er daran, wie er ein neues Leben Jesu für das Volk geschrieben hatte, so nun auch die Glaubenslehre neu zu bearbeiten und daraus diesmal ein rechtes Volksbuch zu machen. Denn daß das zweite Leben Jesu an dem Fehler

gelehrter Schwerfälligkeit gescheitert war, sah er wohl ein. Aber auch dazu waren Vorstudien aller Art nötig, und damit sehen wir ihn seit dem Jahre 1868 eifrig beschäftigt. So schreibt er am 16. Januar 1869 an Käferle: „Dabei interessiert mich noch mancherlei Lektüre, worunter jedoch keine Theologie ist. Eher naturwissenschaftliche; insbesondere ist mir die Darwinische Theorie und was sich auf sie bezieht, wichtig und anziehend;“ und ebenso an Reuschle[1]): „Ich habe mich für Darwin, seit seine Theorie bekannt wurde, interessiert. Ich las seiner Zeit sein Hauptwerk und habe seitdem zu allem gegriffen, was in dieses Thema einschlug.“ Gleich nach dem Erscheinen der deutschen Übersetzung von dessen „The descent of man and selection in relation to sex“ (1871) berichtet er Zeller, daß er das Buch gelesen habe, freilich „mit mehr Begierde als Befriedigung“; Stil und Darstellung lassen viel zu wünschen übrig, und das sei, wie ihm die graziosa principessa gesagt habe, Mangel des Originals selber. Haeckels natürliche Schöpfungsgeschichte liest er mit mehr Befriedigung: „wenn Du das bekommen könntest“! schreibt er Rapp, und in einem Brief an Reuschle nennt er sie „das Beste, wie mir scheint.“ Auch mit dem Studium der neueren Philosophie sehen wir ihn seit 1868 eifrig beschäftigt. Dabei geht ihm Zeller mit Rat zur Seite und besorgt ihm die nötigen Bücher. Er studiert Schopenhauer „mit einem Interesse, wie er es lange an keinem Buch systematischer Philosophie gehabt“, und liest auch Gwinners und Frauenstädts Schriften über ihn: „Die könnten einem freilich den Mann gründlich verleiden, wenn einer seine eigenen Schriften nicht gelesen hätte.“ Dagegen kann er sich mit Lotze nicht befreunden: das ist ihm ein unprästierlicher Mensch, in der Wissenschaft das, was man im

[1]) C. G. Reuschle, geb. 1812, Professor der Mathematik in Stuttgart; ein langjähriger Freund von Strauß, Verfasser einer zur Erinnerung an ihn geschriebenen kleinen Schrift „Philosophie und Naturwissenschaft“ (1874).

Leben einen Schwierigkeitsmacher nennt. Womit er Lotze nicht gerade unrecht tut, ihm aber doch auch nicht ganz gerecht geworden ist. Die Äußerung ist aber charakteristisch für Straußens Art zu philosophieren, die mit der subtileren und exakteren Form der Philosophie, wie sie eben in den sechziger Jahren aufkam, sich nicht mehr befreunden konnte. Das verrät auch das Urteil über Langes Geschichte des Materialismus: sie „ist von einem talentvollen philosophischen Kopf und enthält viel Gutes, ohne darum ein eigentlich gutes Buch zu sein; dazu ist es zu ungleich, unfertig, zu oft nur tastend statt wegweisend“; doch gab sie ihm viel Belehrung. Schließlich lernt er auch noch Eduard von Hartmann und seine Philosophie des Unbewußten kennen. Er lobt an ihm „die Gabe der inneren Selbstbeobachtung, der Selbstbelauschung des Geistes über seinem Tun, die Schärfe in der Bildung und die Logik in der Verbindung der Begriffe, und seine hübschen, wenn auch vielleicht nicht ganz zusammenhängenden und nicht gehörig gesichteten naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Aber wie verwildert muß die Philosophie sein, wenn ein solcher Mensch ein so haltloses und auf solche Kruditäten hinauslaufendes Buch schreiben und damit Aufsehen erregen und Beifall finden kann“! Im einzelnen wissen wir jedoch von den Vorstudien gerade zu seinem letzten Buch und von der Ausarbeitung desselben weniger als bei den früheren Schriften. Es hängt dies mit der Verstimmung jener Jahre zusammen, ausdrücklich lehnt er es einmal ab, von seiner Arbeit viel zu sprechen. Im Dezember 1871 sehen wir ihn aber doch mit „einem Werklein“ beschäftigt, „das gewissermaßen das Punctum finale seiner Schriftstellerei werden soll“; der Plan dazu ist fertig, und wie er ihn skizziert, entspricht er durchaus dem Inhalt des Buches. Dann bleibt es aber noch einmal ein ganzes Vierteljahr lang „wegen fehlender Stimmung“ liegen. Erst im Mai 1872 geht es wieder lustig weiter, die Arbeit, mit der er demnächst fertig

zu werden hofft, hat die stockenden Lebensgeister wieder in Fluß gebracht, mutig und froh ruft er: „Und vorderhand nichts mehr vom Tod!“

Und so erschien es denn im Oktober 1872 bei S. Hirzel in Leipzig unter dem schon wiederholt genannten Titel „Der alte und der neue Glaube“, eine Art General-Glaubensbekenntnis, wie er Käferle schreibt und wie es auch der Untertitel „ein Bekenntnis“ ausdrücklich sagt. Tue Rechnung von deinem Haushalt, denn du wirst hinfort nicht lange mehr Haushalter sein: das war der subjektive Rechtsgrund, unter dem er das Büchlein schrieb. Dieses verhält sich zu der christlichen Glaubenslehre genau so, wie das zweite zum ersten Leben Jesu. Auf die Negation sollte auch hier die Position folgen oder vielmehr wie dort mit ihr vereinigt, neben das Nein nun auch das Ja gestellt werden. „Über die eigentliche Polemik sind wir hinaus. Man stellt jetzt die Standpunkte im ganzen und großen einander gegenüber, wovon der eine den andern von selbst ausschließt. Man spricht im Namen der Einverstandenen und läßt die Nichteinverstandenen ihres Weges ziehen“, wie er es in der Glaubenslehre, nur umgekehrt, von den Glaubenden für die Wissenden gefordert hatte. Das Absehen ist also gerichtet auf die Darstellung der — oder richtiger: einer modernen Welt- und Lebensanschauung; einen kurzen Abriß der Glaubens- und Sittenlehre eines modernen Menschen will er den „Einverstandenen“ vorlegen. Ohne Polemik geht es dabei freilich nicht ab. Erst muß das negative Verhältnis der modernen Menschen zum alten Kirchenglauben dargelegt werden, ehe die Grundzüge der neuen Weltanschauung gegeben werden können. So zerfällt das Ganze in zwei Hauptteile, einen negativ polemischen und einen positiv aufbauenden. Jeder dieser Teile zerlegt sich dann wieder in zwei Fragen und deren Beantwortung. Erst negativ: Sind wir noch Christen? und — allerdings schon nicht mehr ganz negativ —: haben wir noch Religion? dann positiv: Wie begreifen wir die Welt? und wie

ordnen wir unser Leben? So sind es vier Abschnitte, denen sich noch zwei „Zugaben“ anschließen: von unseren großen Dichtern die erste, von unsern großen Musikern die zweite.

Sind wir noch Christen? Für Strauß war diese Frage keine neue. In der Schlußabhandlung zum ersten Leben Jesu und in der Glaubenslehre am Schluß der Apologetik sieht man sie eigentlich bereits gestellt. Bestimmter taucht sie dann auf in jenem theologisch-politischen Aufsatz aus dem Jahr 1848 über „den politischen und den theologischen Liberalismus“. Da weist er darauf hin, daß, wenn der Katholizismus ultramontan sei, mit ihm sich auch der Protestantismus von einem religiösen Prinzip abhängig bekenne, das in einem fremden Weltteil, im fernen Asien nicht bloß zufällig seine Heimat habe, sondern wesentlich orientalischer Natur sei; und die Kollisionen dieses asiatischen Prinzips teils mit dem uns gleichfalls eingeimpften europäisch-griechischen, teils mit dem eigentümlich nationalen werden mit jedem Tage häufiger und tiefer. Dagegen helfe nur die Fortbildung des Christentums zum reinen Humanismus oder vielmehr die Herausbildung des letzteren aus dem gesamten Boden der modern-europäischen Kultur, an welchem das Christentum nur einen Bestandteil ausmache; es sei dies zugleich der einzige Weg, um über den Gegensatz von Katholizismus und Protestantismus hinauszukommen. Und fast wie eine Vorwegnahme des positiven Teiles vom alten und neuen Glauben ist es, wenn er schließt: „Gepflanzt im Jugendunterricht, gepflegt im Staatsleben, durch Kunst und Wissenschaft gefördert — wird die Erkenntnis dessen, was der Mensch ist, was ihm geziemt, was ihn glücklich oder unglücklich macht, was er zu tragen und wessen er sich zu getrösten hat, ein nicht verächtlicher Pilot durchs Leben und der des zu sich selbst gekommenen Menschen, des Deutschen einzig würdige sein.“ Ähnlich erklärt er siebzehn Jahre später, am Schluß seiner Streitschrift gegen Schenkel und

Hengstenberg: das Christentum in der Gestalt der Bibel und der Bekenntnisschriften sei mit der Auferstehung Jesu, der ja Geschichts- und Naturwissenschaft gleicherweise die Anerkennung versagen, dahingefallen. Ob mit jener Gestalt und mit der Gesamtheit seiner bisherigen Gestalten das Christentum so verwachsen sei, daß sie aufgeben die Loslösung vom Christentum selber bedeute, das sei freilich zunächst nur ein Streit um Worte und Namen; aber die Entscheidung liege doch hier. Wie aber jetzt im Jahre 1872 diese selbe Frage von Strauß so klipp und klar gestellt wurde, da wirkte sie schreckhaft wie das Haupt der Meduse, schon als Frage wie eine Kriegserklärung und ein unerhörter Angriff. Heute wird diese Frage sogar von Kirchenzeitungen aufgenommen und ventiliert, also als durchaus berechtigt anerkannt. Nur die Antwort freilich — sie fällt in Kirchenzeitungen anders aus als bei Strauß.

Um eine Auseinandersetzung mit dem Christentum handelt es sich also im ersten Abschnitt des Buches, speziell um eine Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben, das Kapitel ist in nuce die Wiederholung seiner christlichen Glaubenslehre. Als Schema benützt er dabei das sogenannte apostolische Symbolum; denn wenn irgendwo, so ist dort der alte Kirchenglaube unverfälscht anzutreffen. Man hat dem entgegengehalten: an dieses apostolische Glaubensbekenntnis glaube ja heute kein Mensch mehr, und so habe sich Strauß die Widerlegung des christlichen Glaubens freilich leicht gemacht. Darauf konnte er antworten und hat er geantwortet: aber dieses Bekenntnis ist noch heute im kirchlichen Gebrauch; in vielen auch protestantischen Kirchen wird es allsonntäglich verlesen, bei der Ordination der Geistlichen in Preußen wird es „in Einmütigkeit des Glaubens mit der gesamten Christenheit“ bekannt und die jungen Theologen damit auf dasselbe verpflichtet. Um so schlimmer, wenn das alles mit dem Hintergedanken geschieht, daß man „eigentlich“ und innerlich nicht mehr glaube, was man so äußerlich mit dem

Munde bekenne. Gerade hierin zeigt sich ja die tiefe Unwahrhaftigkeit, die durch unsere christliche Kirche und damit durch unser christliches Volk hindurchgeht und in diesem dadurch großgezogen wird. Aber Strauß hielt sich ja gar nicht bloß an jenes alte und veraltete Symbol; ausdrücklich erklärte er gleich zu Anfang, daß er es gelegentlich aus späteren Lehrbestimmungen ergänzen und erläutern wolle. Und speziell mit Schleiermacher und dessen Christentum hat er sich wiederholt, nicht erst im zweiten, auch schon im ersten Abschnitt ausdrücklich auseinandergesetzt.

Auf die gestellte Frage aber, ob wir noch Christen seien, antwortet er nun allerdings an der Hand jenes Leitfadens mit einem entschiedenen Nein. Um die Person des Stifters dreht sich hier alles. Denn dieser ist eben nicht nur Stifter, sondern zugleich auch der vornehmste Gegenstand der christlichen Religion. Die auf ihn gegründete Glaubensweise muß daher ihren Boden verlieren, sobald sich ergibt, daß ihm persönlich diejenigen Eigenschaften nicht zukommen, die ein Wesen haben muß, das Gegenstand der Religion sein soll. Ein Gott braucht er dazu allerdings nicht zu sein; es würde genügen, wenn er wäre, was Schleiermacher im richtigen Gefühl des kirchlichen Bedürfnisses und, fügen wir hinzu, was Strauß selbst einst in der schwachen Stunde seiner Friedlichen Blätter aus ihm gemacht hat: ein Mensch, von dessen persönlicher Beschaffenheit die unseres religiösen Lebens noch heute in jedem Augenblick bedingt oder an den die Menschheit zur Vollendung ihres inneren Lebens mehr als an irgendeinen andern gewiesen wäre. Aber woher wissen wir das? Aus den Evangelien. Gut, aber wie steht es mit diesen? Viel stärker als dies bis dahin jemals von Strauß geschehen, namentlich im positiven Teil seines zweiten Lebens Jesu geschehen war, betont er jetzt das ganz Ungenügende unserer Nachrichten über ihn. Ein guter Teil dessen, was die Evangelisten von angeblichen Taten und Schicksalen Jesu erzählen, geht mit dem messianischen

Wundergeflechte, womit sie sein Leben durchziehen, wenn es kritisch wieder ausgezogen wird, verloren. Aber auch bei den Reden und Lehren Jesu, die ihm früher teilweise historisch festzustehen schienen, sind wir auf keinem Punkte sicher, ob wir Worte und Gedanken von ihm selbst oder nur solche vor uns haben, die man in späterer Zeit ihm in den Mund zu legen sich bewogen fand. Darum ist es — damit nimmt Strauß ganz ausdrücklich seinen eigenen Versuch einer Jesusbiographie vom Jahre 1864 zurück, — „es ist ein eitler Wahn, daß aus Lebensnachrichten, die, wie unsere Evangelien, auf ein übermenschliches Wesen angelegt und noch außerdem durch streitende Parteivorstellungen und Interessen in allen Zügen verzerrt sind, sich durch irgendwelche Operationen ein natürliches, in sich zusammenstimmendes Menschen- und Lebensbild herstellen lasse“. Und daraus nun der Schluß: „An wen ich glauben soll, an wen ich mich auch nur als sittliches Vorbild anschließen soll, von dem muß ich vor allem eine bestimmte sichere Vorstellung haben. Ein Wesen, das ich nur in schwankenden Umrissen sehe, das mir in wesentlichen Beziehungen unklar bleibt, kann mich zwar als Aufgabe für die wissenschaftliche Forschung interessieren, aber praktisch im Leben mir nicht weiter helfen. Ein Wesen mit bestimmten Zügen, woran man sich halten kann, ist aber nur der Christus des Glaubens, der Legende, natürlich aber nur für den Gläubigen, der alle Unmöglichkeiten, alle Widersprüche, die in diesem Bilde liegen, in den Kauf nimmt; der Jesus der Geschichte, der Wissenschaft, ist lediglich ein Problem, ein Problem aber kann nicht Gegenstand des Glaubens, nicht Vorbild des Lebens sein.“ So endigt Strauß, nachdem er sich ein ganzes Leben lang abgemüht hatte, ein Leben Jesu zu schreiben, dieser unlösbaren Aufgabe gegenüber in konsequentem Skeptizismus. Was Wrede 1901 vom Standpunkt der Markuspriorität aus getan, das hatte schon dreißig Jahre zuvor Strauß von dem der Matthäuspriorität aus getan:

„die Geschichtlichkeit der bis annoch geltenden Auffassung des Lebens Jesu bestritten“ [1]). Dieser Skeptizismus, den wir bei Strauß langsam haben kommen und wachsen sehen, der also bei ihm nichts Überraschendes oder Sprunghaftes hat, wird heute von vielen Theologen geteilt. Nur die Konsequenz, die er daraus gezogen hat, wollen sie nicht anerkennen.

Aber die Unsicherheit unseres Wissens von Jesus ist nicht die einzige Unterlage für seine Verneinung der Frage, ob wir noch Christen seien. Unter dem, was wir noch verhältnismäßig am sichersten von Jesus wissen, ist etwas, was wir als zweiten und entscheidenden Grund dafür anzusehen haben, warum er, wenn wir der Wissenschaft ihr Recht über ihn lassen, der Menschheit, wie sie unter dem Einfluß der Bildungsmomente der neueren Zeit sich entwickelt hat, als religiöser Führer von Tag zu Tag fremder werden muß: es ist seine Erwartung, zur Eröffnung des von ihm verkündigten Messiasreiches in allernächster Zeit in den Wolken des Himmels zu erscheinen. War er ein bloßer Mensch und hegte als solcher dennoch diese Erwartung, so können wir uns und ihm nicht helfen, so war er nach unsern Begriffen ein Schwärmer. Das ist längst kein Schimpf- und Spottname mehr. Es hat edle, hat geistvolle Schwärmer gegeben, ein Schwärmer kann anregend, erhebend, kann auch historisch sehr nachhaltig wirken; aber zum Lebensführer werden wir ihn nicht wählen wollen; er wird uns auf Abwege führen, wenn wir seinen Einfluß nicht unter die Kontrolle unserer Vernunft stellen. So hat also Strauß den eschatologischen Brocken, den er acht Jahre zuvor nicht hatte hinunterbringen können, nun doch verschluckt. Er steht auf dem Standpunkt, wenn auch nicht einer überhitzten, so doch einer skeptisch moderierten Eschatologie. Allerdings nicht einer konsequenten. Denn

[1]) So Schweitzer a. a. O. S. 327 über Wrede.

das Helle und Humane, das schön Sittliche, das Jesus doch auch gelehrt hat, verflüchtigt sich ihm nicht zu dem unmöglichen Gedanken einer „Interimsethik", sondern er läßt beides, wie man muß, unausgeglichen nebeneinander stehen: gerade weil wahrscheinlich beides in ihm war, bleibt uns Jesus ein Problem.

Aber auch die sittlichen Vorschriften des Christentums, die schönste Zierde und der höchste Ruhm seines Stifters, sind ihm weder ausschließlich eigen, noch fallen sie mit ihm dahin. Vor allem aber, und das ist in diesem Zusammenhang die Hauptsache, sie sind auf dem Boden des Christentums durchaus mit Beschränktheit und Einseitigkeit behaftet. Jener schwärmerische, weltablehnende Zug in Jesus und der Dualismus, der dadurch in das Christentum hereingekommen ist, entwertet alles, was sich der menschlichen Tätigkeit als Ziel und Gegenstand darbieten mag. Das Streben nach irdischen Gütern, der Erwerbstrieb ist in der Lehre Jesu nicht anerkannt, seine Wirksamkeit zur Förderung von Bildung und Humanität nicht verstanden, das Christentum zeigt sich in dieser Hinsicht geradezu als ein kulturfeindliches Prinzip. Darum kann es seinen Bestand unter den heutigen Kultur- und Industrievölkern nur durch Korrekturen fristen, die eine weltliche Vernunftbildung an ihm anbringt, welche ihrerseits großmütig oder schwach und heuchlerisch genug ist, dieselben nicht sich, sondern dem Christentum anzurechnen, dem sie vielmehr entgegen sind. Man hat vielfach geglaubt und glaubt noch, daß der Riß, der zwischen Glauben und Wissen klafft, auf praktischem Gebiete ausgefüllt und auszufüllen sei und daß man daher gut daran tue, an die Stelle eines dogmatischen ein praktisches Christentum zu setzen, über das alles hübsch einig sei. Strauß hat gezeigt, und die Geschichte der christlichen Ethik hat ihm recht gegeben, daß auch hier derselbe Gegensatz vorhanden ist wie dort. Unserer weltbejahenden Lebenspraxis und Kultur steht die weltverneinende Rich-

tung der christlichen Moral diametral gegenüber. Nur dadurch, daß man es hält wie der Vogel Strauß und gegen diese Seite gewaltsam die Augen verschließt, macht man sich den Zwiespalt subjektiv erträglich und tut so, als existiere er nicht. Aber dürfen wir weltbejahenden Menschen und darf unser bis an die Zähne gerüstetes, über Krieg und Sieg sich freuendes und mit weltlicher Arbeit Tag aus Tag ein beschäftigtes Volk sich noch Christen nennen? Strauß hatte den Mut, es zu verneinen. „Meine Überzeugung ist", sagt er, „wenn wir nicht Ausflüchte suchen wollen, wenn wir nicht drehen und deuteln wollen, wenn wir ja ja und nein nein bleiben lassen wollen, kurz, wenn wir als ehrliche, aufrichtige Menschen sprechen wollen, so müssen wir bekennen: Wir sind keine Christen mehr."

In den „Kindern der Welt" vom Jahre 1873 läßt Paul Heyse Lea in ihr Tagebuch die Worte eintragen: „Was haben wir Menschen Befreienderes, Holderes, Tröstlicheres, als die Freude, die Freude an der Schönheit, an der Güte, an der Heiterkeit dieser Welt? und während wir das Neue Testament lesen, wandeln wir immer im Halbdunkel der Erwartung und Hoffnung, das Ewige ist nie erfüllt, sondern soll erst anbrechen, wenn wir uns durch die Zeit hindurchgerungen haben; nie erglänzt ein voller Schein der Fröhlichkeit, kein Scherz, kein Lachen — die Freude dieser Welt ist eitel — wir werden in eine Zukunft verwiesen, die alle Gegenwart wertlos macht und die höchste Erdenwonne, uns in einen reinen, tiefen und liebevollen Gedanken zu versenken, soll uns auch verdächtig werden, da nur derer das Himmelreich sein soll, die arm am Geiste sind. . . Wenn ich Goethes Briefe lese — Schillers enge Häuslichkeit — von Luther und den Seinigen — von Älteren noch bis zu Sokrates' böser Frau — immer spüre ich einen Hauch von dem Mutterboden, aus dem die Pflanze ihres Geistes gewachsen ist, der auch meinen so viel geringeren nährt und trägt. Aber die Weltlosigkeit dieses sanften, gottbewußten

Menschen ängstet und entfremdet mich, und zur Entschuldigung dafür habe ich freilich nicht den guten Glauben, daß das alles, als bei einem Gott, ganz in der Ordnung sei." So dachten und fühlten in den siebziger Jahren, wo wir Deutsche eben anfingen, unser Vaterland nicht mehr in einem idealen Wolkenkuckucksheim, sondern hier auf der wohlgegründeten festen Erde zu suchen und uns in demselben wieder wohl und heimisch zu fühlen, gar viele von uns, für sie war dieses Nein auf die Frage, ob wir noch Christen seien, eine wahre Erlösung und Befreiung. Mit Strauß würden sie aber darum doch nicht haben aufhören müssen, sich Protestanten zu heißen. Denn Luther war ihnen nicht nur ein Reformator, sondern vielmehr der, der den Grund legte zu einem neuen und neuartigen, einem weltförmigen und modernen, einem deutschen, nicht einem „asiatischen" Christentum, der Platz schaffte für die sittlichen Aufgaben unseres modernen Lebens und die vom Christentum entwertete Welt „entprofanisierte". In diesem Sinn kann Protestant bleiben wollen, auch wer aufhört Christ zu sein.

Auf die zweite Frage: haben wir noch Religion? ist „unsere Antwort nicht die rundweg verneinende, wie in dem früheren Fall, sondern wir werden sagen: ja oder nein, je nachdem man es verstehen will". Im alten theistischen Sinn nein; denn an einen persönlichen Gott und an eine persönliche Unsterblichkeit glauben „wir" nicht mehr; auch zu einem solchen Gott beten können und mögen wir nicht mehr. Indem Strauß zunächst auf Feuerbachs Anschauung vom Wesen der Religion als einer Sache der Furcht, des Wahns und des Wunsches zurückgeht, kommt er natürlich zu einem Nein; denn so gefaßt muß die Religion vor der fortschreitenden Bildung immer mehr zurückweichen, schließlich gar verschwinden. Und nicht anders ist es mit den Bildern der religiösen Phantasie im Verhältnis zu der zunehmenden Verstandesbildung der Völker. So „gleicht das religiöse Gebiet in der menschlichen Seele dem Gebiete

der Rothäute in Amerika, das, man mag es beklagen oder mißbilligen, soviel man will, von deren weißhäutigen Nachbarn von Jahr zu Jahr mehr eingeengt wird". Das wäre eine dürftige und niedrige Auffassung von der Religion, wenn das alles und das Ganze wäre. Aber nun tritt ergänzend und vertiefend die Definition Schleiermachers hinzu, daß Religion das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit sei. Und auch das genügt Strauß noch nicht. Dieses Abhängigkeitsgefühl würde den Menschen erdrücken und vernichten, darum muß er sich dagegen wehren, unter dem Druck, der auf ihm lastet, Luft und Spielraum zu gewinnen suchen und sich dieser Abhängigkeit gegenüber in Freiheit setzen: daraus erst entspringt dem Menschen die Religion. Und endlich kommt denen gegenüber, die die Religion in Moral auflösen und untergehen lassen wollen, auch noch der Gedanke, daß die Religion über der Moral stehe, weil sie aus einer noch tieferen Quelle strömt, in einen noch ursprünglicheren Grund zurückgeht. „Vergiß in keinem Augenblick, daß du Mensch und kein bloßes Naturwesen bist, in keinem Augenblick, daß alle anderen gleichfalls Menschen, d. h. bei aller individuellen Verschiedenheit, dasselbe was du, mit den gleichen Bedürfnissen und Ansprüchen wie du sind — das ist der Inbegriff aller Moral. Vergiß in keinem Augenblick, daß du und alles, was du in dir und um dich her wahrnimmst, was dir und andern widerfährt, kein zusammenhangloses Bruchstück, kein wildes Chaos von Atomen oder Zufällen ist, sondern daß es alles nach ewigen Gesetzen aus dem einen Urquell alles Lebens, aller Vernunft und alles Guten hervorgeht — das ist der Inbegriff der Religion." Ob das alles zusammen nicht wirklich den vollen Begriff von Religion im subjektiven Sinne des Worts ergibt? Ich wüßte nicht, was fehlt.

Sich abhängig fühlen ist aber doch in ihr das erste, darin hatte Schleiermacher recht. Abhängig — wovon? Vom Universum, sagt Strauß, wie einst Schleiermacher in

den Reden über die Religion gesagt hatte. Man könnte auch sagen: von Gott, wenn man sich nur immer bewußt bleiben wollte, daß das Persönliche, das uns in ihm entgegenblickt, nur das Spiegelbild des in das Universum Hineinschauenden ist. Darum eben zieht Strauß die Bezeichnung „All“ oder „Universum“ vor, ohne zu übersehen, daß diese die Gefahr mit sich bringt, an die Gesamtheit der Erscheinungen, statt an den einen Inbegriff der sich äußernden Kräfte und sich vollziehenden Gesetze zu denken. Und daß er dieser Gefahr in seinen Ausführungen nicht immer entgangen ist, läßt sich nicht leugnen. Er hat Welt und Weltgrund nicht genügend unterschieden, die freilich eins sind, weil dieser ihr Grund der Welt immanent ist, aber begrifflich doch auseinandergehalten werden können und müssen. Daß er aber den Weltgrund gemeint hat, das zeigt der wiederholt von ihm gebrauchte Ausdruck: „die Urquelle alles Lebens, alles Vernünftigen und Guten“. Als Entschuldigung für diese Unbestimmtheit müssen wir mit ihm und für ihn zugeben, daß wir hier wirklich „an der Grenze unseres Erkennens stehen und in eine Tiefe schauen, die wir nicht mehr durchdringen können“. Indem er dann, im Gegensatz zu Schopenhauers Pessimismus, weiterhin das Universum als die Werkstätte des Vernünftigen und Guten betrachtet, erscheint ihm die Welt zwar nicht mehr als das Werk einer absolut vernünftigen und guten Persönlichkeit und nicht angelegt von einer höchsten Vernunft, wohl aber angelegt auf die höchste Vernunft, mit nichten bloß als rohe Übermacht, der wir mit stummer Resignation uns zu beugen haben, sondern zugleich als Ordnung und Gesetz, als Vernunft und Güte, der wir uns mit liebendem Vertrauen ergeben. Und da wir die Anlage zu dem Vernünftigen und Guten, das wir in dieser Welt zu erkennen glauben, auch in uns selber wahrnehmen und uns als die Wesen finden, von denen es empfunden, erkannt, in denen es persönlich werden soll, so fühlen wir uns demjenigen, wovon wir uns

abhängig finden, zugleich im Innersten verwandt, wir finden uns in der Abhängigkeit zugleich frei, in unserem Gefühl für das Universum mischt sich Stolz und Demut, Freudigkeit und Ergebung.

Das All vernünftig und selbst Vernunft und Güte, das lebens- und vernunftvolle All die höchste Idee — es ist klar, woher das Strauß genommen hat. Es ist nichts anderes als der optimistische Panlogismus Hegels. Wir die Wesen, in denen das Vernünftige persönlich wird, — das klingt wie ein Satz aus der Vorrede zur Phänomenologie, wo es heißt: „Das Wahre ist das Ganze; das Ganze aber ist nur das durch seine Entwicklung sich vollendende Wesen; es ist von dem Absoluten zu sagen, daß es wesentlich Resultat, daß es erst am Ende das ist, was es in Wahrheit ist". Also Strauß ist noch immer soweit Hegelianer, als er es zur Zeit der Glaubenslehre gewesen ist[1]). Indem er aber den Begriff des All durch den der schlechthinigen Abhängigkeit ins Religiöse übersetzt, verknüpft er Schleiermacher mit Hegel und gewinnt dadurch einen Begriff der Religion, der ihn zu dem Worte berechtigt: „Wir fordern für unser Universum dieselbe Pietät, wie der Fromme alten Stils für seinen Gott." Dazu braucht man den Umweg über Schopenhauers Pessimismus und den etwas frostigen Stiftswitz, daß ein Denken, das die Welt für schlecht erklärt, selbst ein schlechtes Denken, also die Welt vielmehr gut sei, nicht mitzumachen; wiewohl er mit dem wiederum Hegelisch klingenden Satz ganz recht hat, daß jede wahre Philosophie notwendig optimistisch sei, weil sie sonst den Baumast absäge, auf dem sie sitzt. Oder wie wir auch sagen könnten: jede Philosophie ist eine Theodizee.

Gefühl für das All: was ist dieses All? Von ihm hat auch Schleiermacher geredet in den Reden über die Religion, wo er Religion als „Anschauung des Universums" bestimmt. Man[2])

---

[1]) Vgl. oben S. 337.

[2]) G. Wehrung, Der geschichtsphilosophische Standpunkt Schleiermachers zur Zeit seiner Freundschaft mit den Romantikern. 1907.

hat neuerdings behauptet, diese Anschauung des Universums sei bei ihm mit Selbst- und Menschheitsanschauung identisch, das Universum also ein Geistiges, der weltumspannende Zusammenhang aller höheren Geisteskräfte. Das ist sicherlich einseitig, ist viel zu eng, so „geschichtsphilosophisch“ dachte Schleiermacher damals noch nicht. Aber daß bei ihm und ebenso bei Hegel das Geistige mit zum Universum gehört und daß dieser letztere, wiederum in der Phänomenologie, zuletzt und zuhöchst an das Geisterreich gedacht hat, aus dessen Kelche dem absoluten Geiste seine Unendlichkeit entgegenschäumt, das allerdings ist richtig. Strauß dagegen denkt bei seinem Universum allzu ausschließlich und jedenfalls zuerst an die Natur; es ist, als ob er über den naturwissenschaftlichen Studien der letzten Jahre der Geschichte vergessen hätte. Er steht in diesem Augenblick Spinoza näher als Hegel. Darum ist ihm, wenn er nun fragt: wie begreifen wir die Welt? diese viel mehr die natura naturans Spinozas als das Geisterreich Hegels. Sein Standpunkt ist dem All gegenüber naturalistisch. Gewiß ist auch in der Natur, weil Gesetz, so Vernunft; und umgekehrt kann einer in der Geschichte nur ein Possenspiel sehen ohne Sinn und Verstand. Aber Strauß kam von Hegel her und hatte von ihm gelernt, daß gerade in dem Geisterreich und seiner Entwicklung das Wirkliche vernünftig sei. Das hat er jetzt, geblendet von dem neuen Licht, das ihm seine naturwissenschaftlichen Studien gaben, vergessen, darum ist seine Betrachtungsweise an diesem Punkte einseitig. Und daher versteht er bei der Beantwortung der Frage: wie begreifen wir die Welt? unter Welt immer nur die Natur als natura naturata. Vom Menschen und den Formen und den Zusammenhängen des Menschenlebens handelt er nicht hier, sondern erst im vierten Abschnitt — nicht sowohl unter dem Gesichtspunkt des Seins und der sittlichen Substanz, als vielmehr unter dem des Sollens, so daß an die Stelle einer Theodizee durch die Geschichte hier eine wesentlich imperativische Gegenwartsmoral tritt.

Und nun also: wie begreifen wir die Welt? Dem eben Gesagten entsprechend antwortet darauf Strauß mit den Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft. Wir begreifen sie im Sinne der sogenannten Kant-Laplaceschen Theorie über die Entstehung des räumlich-körperlichen Universums mit seinen Sonnen, Planeten, Milchstraßen und Nebelflecken. Und wir begreifen sie im Sinn der Darwinschen Theorie über die Entstehung der Lebewesen auf der Erde und der Fülle ihrer Gattungen und Arten. Durch die Theorie von Laplace will Strauß dem Schöpfungswunder entgehen, durch die von Darwin — nach der Zauberformel: kleinste Schritte und größte Zeiträume! — dem Zweckbegriff in der Naturerklärung, diesem Wundermann, der die Welt auf den Kopf stellt, das Hinterste zum Vordersten, die Wirkung zur Ursache macht und dadurch den Naturbegriff geradezu zerstört. „Wir Philosophen und kritischen Theologen haben gut reden gehabt, wenn wir das Wunder in Abgang dekretierten; unser Machtspruch verhallte ohne Wirkung, weil wir es nicht entbehrlich zu machen, keine Naturkraft nachzuweisen wußten, die es an den Stellen, wo es bisher am meisten für unerläßlich galt, ersetzen konnte. Darwin hat diese Naturkraft, dieses Naturverfahren nachgewiesen, er hat die Tür geöffnet, durch welche eine glücklichere Nachwelt das Wunder auf Nimmerwiederkehr hinauswerfen wird. Jeder, der weiß, was am Wunder hängt, wird ihn dafür als einen der größten Wohltäter des menschlichen Geschlechts preisen."

Zwei Punkte in der Entwicklungsreihe der Lebewesen machen aber auch hier noch Schwierigkeiten, der unterste und der oberste. Dort handelt es sich um die Frage der sogenannten generatio aequivoca: ob es möglich sei, daß ein organisches Individuum, wenn auch der unvollkommensten Art, anders als durch seinesgleichen entstehen könne, aus chemischen und morphologischen Prozessen, die nicht im Ei oder im Mutterleib, sondern in Stoffen anderer Art

vor sich gehen. Kant hatte gemeint, man könne zwar wohl sagen: gebt mir Materie, ich will euch zeigen, wie eine Welt daraus entstehen soll, aber nicht: gebt mir Materie, ich will euch zeigen, wie eine Raupe (oder besser: eine organische Zelle) erzeugt werden soll. Und auch Virchow erklärt, wenigstens in gegenwärtiger Zeit spreche alles gegen die spontane Zeugung. Allein was gegenwärtig nicht mehr geschieht, warum sollte das unter ganz ungewöhnlichen Bedingungen, in der Zeit großer Erdrevolutionen nicht doch geschehen sein? Und nun sieht es, meint Strauß, ja so aus, als ob die unterste unvollkommenste Form der Lebewesen in Huxleys Bathybius oder in Haeckels Moneren wirklich gefunden und damit der Übergang vom Unorganischen zum Organischen ohne Wunder vermittelt, die Kluft ausgefüllt sei.

Wie es dann von dieser untersten Form durch Differenzierung aufwärts geht, das glaubt Strauß mit Hilfe des Darwinschen Kampfes ums Dasein, seines Prinzips der natürlichen Zuchtwahl und des Migrationsgesetzes von Moriz Wagner erklären zu können. Aber nun die Vollendung der Reihe zu oberst, der Mensch? Dieser Punkt, die Menschwerdung des Tieres, die Abstammung des Menschen vom Affen, wie man damals sagte, oder von einem affenartigen Wesen, wie wir uns heute vorsichtiger ausdrücken, war im Jahr 1872 ein besonderer Stein des Anstoßes, ein komischer Gedanke für die einen, ein blasphemischer für die andern, oder wie Strauß sagt: „das sauve qui peut nicht nur der rechtgläubigen und der zartfühlenden Welt, sondern auch manches sonst leidlich vorurteilsfreien Mannes“. Natürlich schreckt Strauß vor dieser Konsequenz, an die wir uns inzwischen längst gewöhnt haben, auch seinerseits nicht zurück, um so weniger, als er auch in anderer Hinsicht die Kluft zwischen Mensch und Tier überbrücken zu können glaubt.

An diesem Punkt ist es, wo Strauß die bekannte materialistische Wendung nimmt, indem er bei Mensch und Tier von

dem Gebundensein der geistigen Tätigkeit an das Gehirn ausgeht, mit dessen Wachstum und Ausbildung auch jene sich entfaltet, wie sie später mit dem Dahinschwinden des Gehirns im Alter abnimmt und durch sein Erkranken oder seine Verletzung alteriert wird. Ganz richtig hat er dabei die Bedeutung des nicht gar zu lange vorher von seinem Landsmann Robert Mayer gefundenen Gesetzes von der Erhaltung der Energie gerade auch für das geistige Leben in seinem Verhältnis zum Leibe erkannt. Wir sind gerade durch dieses Gesetz genötigt worden, zu der doch recht bedenklichen Hypothese des psychophysischen Parallelismus unsere Zuflucht zu nehmen. Strauß legt sich das Problem, das ihm gerade an diesem Punkt zum Bewußtsein gekommen ist, so zurecht: „Wenn unter gewissen Bedingungen Bewegung sich in Wärme verwandelt, warum sollte es nicht auch Bedingungen geben, unter denen sie sich in Empfindung verwandelt? Die Bedingungen, den Apparat dazu haben wir im Gehirn und Nervensystem der höheren Tiere und in denjenigen Organen, die bei den niedrigeren Tierordnungen deren Stelle vertreten. Auf der einen Seite wird der Nerv berührt, in innere Bewegung gesetzt, auf der andern spricht eine Empfindung, eine Wahrnehmung an, springt ein Gedanke hervor; und umgekehrt setzt auf dem Wege nach außen die Empfindung und der Gedanke sich in Bewegung der Glieder um."

Das war wirklich der klare, krasse Materialsimus; und Strauß will zunächst gar nichts dagegen sagen, wenn man ihn in diesen Worten ausgesprochen findet. Daher ist es ganz natürlich, daß man angesichts ihrer an Feuerbach erinnert hat, der, wie Strauß und vor ihm, ebenso aus einem Hegelianer ein Sensualist und Materialist geworden sei, und daß man Strauß um dieses zuletzt eingenommenen Standpunktes willen mit Götz von Berlichingen verglichen hat, der den Glanz seines Heldenlebens durch die Übernahme der Führerschaft bei den aufrührerischen Bauern zum Schluß aufs übelste verdunkelt habe. Wie dieser zu den Bauern sei Strauß

von der Philosophie zu den materialistischen Naturforschern übergegangen und habe damit schimpflich mißgehandelt, einen großen Aufwand schmählich vertan. Wie steht es damit? Zunächst meine ich, daß auch der Materialismus eine philosophische Hypothese sei, so berechtigt oder so unberechtigt wie manche andere Art von Metaphysik auch. Materialismus und Idealismus verhalten sich doch nicht zueinander wie falsch oder wahr, wie böse oder gut. Keine der beiden Hypothesen erklärt alles. Wenn also auch die materialistische von den beiden und von den paar möglichen überhaupt die wenigst wahrscheinliche und wenigst befriedigende ist, so ist sie trotz aller Bannsprüche einer philosophia militans darum doch nicht absolut tot. Den Materialismus für alle Zeiten oder auch nur für unsere Gegenwart für völlig beseitigt und abgetan zu halten, wäre eine üble Selbsttäuschung. Er fristet vielmehr noch immer und in den verschiedensten Kreisen sein Dasein. Erstens bei vielen Naturforschern, die so leicht Prinzip ihrer Forschung und allgemeine und allumfassende Welterklärung miteinander verwechseln; denn daß die Naturerklärung so zu verfahren hat, als ob es nur Stoff und Kraft gäbe, der Materialismus also recht hätte, das ist das positive Ergebnis des langen Materialismusstreits. Und so ist derselbe ganz naturgemäß das Kredo vieler Naturforscher, und die Zahl seiner Anhänger heute vielleicht sogar wieder im Wachsen begriffen; nur ist es nicht mehr Sache des guten Geschmacks, davon im Stil derer um Moleschott, Büchner und Vogt viel Aufhebens zu machen oder das Wort auch nur in den Mund zu nehmen. Fürs zweite gibt es eine Menge Halbgebildeter, die, bestochen von der Einfachheit dieser Anschauung, die Schwierigkeiten und Widersprüche, in die sie hineinführt, nicht bemerken und sich nicht zum Bewußtsein bringen, wie schwierig überhaupt diese Probleme sind. Und endlich lebt der Materialismus am kräftigsten in den breiten Schichten der Arbeiterwelt fort, die im alten Glauben eines

der Hauptbollwerke der alten Weltordnung sieht und radikal, wie sie unter dem Einfluß der Sozialdemokratie geworden ist, nach dem radikalsten Gegensatz zu ihm, der materialistischen Weltanschauung greift; zugleich entspricht diese auf der Naturwissenschaft ruhende Anschauung ihrer Beschäftigung, der Bearbeitung des Stoffes durch die Hand, die ihnen die Widerstände, Kräfte und Gesetze der Materie, mit der sie es tagaus tagein zu tun haben, klar und deutlich zum Bewußtsein bringt: für den Handarbeiter ist um deswillen der Materialismus die nächstliegende und einleuchtendste wissenschaftliche Weltanschauung [1]). So steht es heute. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aber, in den Jahrzehnten, da das Straußische Buch geschrieben wurde, da vollends gewann sich unter dem frischen Eindruck des gewaltigen Aufschwungs der Naturwissenschaften und ihres von Triumph zu Triumph forteilenden Siegeslaufs, und im besonderen durch die von Darwin ausgehende Bewegung der Materialismus die Geister und die Köpfe im Sturm, und der Widerstand von seiten der Theologen und der Philosophen erschien als so dilettantisch, daß sie gegen ihn nicht aufkommen konnten, sondern auf der ganzen Linie zum Weichen gebracht wurden. Noch vor Strauß ist daher ein anderer Philosoph, Friedrich Überweg, in das materialistische Lager übergegangen, nur ohne sich offen zu dieser seiner Überzeugung zu bekennen.

Wie stand es aber mit Strauß? War er denn wirklich Materialist? Auch hier gilt: Ja oder nein, je nachdem. An Reuschle schreibt er im Januar 1869, seine Lektüre habe sich „vorzugsweise dem Materialismus und insbesondere Darwinismus zugewandt, weil er überzeugt sei, daß hier hoffnungsvolle Zukunftsfelder für die Wissenschaft seien". Und ebenso heißt es in einem Brief an Professor Bieder-

[1]) Über den Materialismus der fünfziger und sechziger Jahre habe ich eingehend gesprochen in meinem Buch über „Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts", 2. Aufl., 1901, S. 340 ff.

mann in Zürich, der ihm seine Dogmatik übersandt hatte, am 21. Januar 1869: Zu dieser Unfähigkeit (Biedermanns Buch ganz zu verstehen) „hat vielleicht auch beigetragen, daß ich gegen die Sirenenstimmen des Materialismus nicht so wie Sie durch den festen Rückhalt eines philosophischen Systems gesichert war. Als ungedungener Weinbergarbeiter, als unfreiwilliger Bummler bin ich in allerhand Stricke gefallen“. Aber er fügt doch gleich hinzu: „Der Materialismus wollte mir oft als der gleichberechtigte Bruder unseres Hegelschen Idealismus, die Wahrheit nur durch Ineinsbildung beider erreichbar erscheinen.“ Das warf er damals nur so hin. Jetzt im alten und neuen Glauben führt er es näher aus. In dem Augenblick, wo er sich scheinbar zum „klaren, krassen Materialismus“ bekennt, fährt er fort: „In der Tat habe ich den oft mit so vielem Lärm geltend gemachten Gegensatz zwischen Materialismus und Idealismus oder wie man die dem ersteren entgegenstehende Ansicht sonst nennen mag, im stillen immer nur für einen Wortstreit angesehen. Ihren gemeinsamen Gegner haben beide in dem Dualismus, der durch die ganze christliche Zeit herunter herrschenden Weltansicht, die den Menschen in Leib und Seele spaltet, sein Dasein in Zeit und Ewigkeit scheidet, der geschaffenen und vergänglichen Welt einen ewigen Gott-Schöpfer gegenüberstellt. Zu dieser dualistischen Weltanschauung verhalten sich sowohl Materialismus wie Idealismus als Monismus, d. h. sie suchen die Gesamtheit der Erscheinungen aus einem einzigen Prinzip zu erklären, Welt und Leben aus einem Stücke sich zu gestalten. Dabei geht die eine Theorie von oben, die andere von unten aus; diese setzt das Universum aus Atomen und Atomkräften, jene aus Vorstellungen und Vorstellungskräften zusammen. Aber sollen sie ihrer Aufgabe genügen, so muß uns ebensowohl die eine von ihrer Höhe bis zu den untersten Naturkreisen herabführen und zu dem Ende sich durch sorgfältige Be-

obachtung kontrollieren, wie die andere die höchsten geistigen und sittlichen Probleme in Rechnung nehmen und lösen muß. Bald entdecken wir überdies, daß jede dieser Betrachtungsweisen, konsequent durchgesetzt, in die andere hinüberführt." Dafür beruft er sich auf Schopenhauer und Fr. Albert Lange, den Verfasser der Geschichte des Materialismus, und schließt: „Immer bleibt es dabei, daß wir nicht einen Teil der Funktionen unseres Wesens einer physischen, einen andern einer geistigen Ursache zuzuschreiben haben, sondern alle einer und derselben, die sich entweder so oder so betrachten läßt, an seinem einen Ende ein ausgedehntes, am andern ein denkendes Wesen ist."

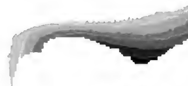
Das ist, wie Lange bei Überweg ausdrücklich konstatiert [1]), nicht Materialismus,, sondern Spinozismus, und führt entweder zum heute beliebten psychophysischen Parallelismus und der auch von Fechner und Paulsen akzeptierten Allbeseelungslehre oder zu irgendeiner Form der Identitätslehre. Strauß ist Monist. Dazu aber gehört, was wir im zweiten Abschnitt seines Buches gehört haben: er sieht im Universum, so naturalistisch er es faßt, mitnichten bloß eine rohe Übermacht, sondern zugleich Ordnung und Gesetz, Vernunft und Güte. In einem solchen lebens- und vernunftvollen All aber steckt noch immer der Logos, ein Ideelles und Geistiges, somit bleibt Strauß auch hier wieder dem Idealismus und Hegelschen Panlogismus treu, bleibt auch als Materialist noch Hegelianer, wie oder mehr noch als Feuerbach in seiner sensualistischen und materialistischen Periode es geblieben ist. Es ist also kein Lapsus, kein rudimentäres Gebilde, wenn er in jenem Brief an Biedermann von „unserem" Hegelschen Idealismus redet. Nur daß diese idealistische und logistische Seite des neuen Glaubens nicht deutlich und stark genug zum Ausdruck gekommen ist,

---

[1]) Fr. A. Lange, Geschichte des Materialismus, 2. Bd., 4, III., Anm. 27.

das freilich ist nicht zu verkennen. Strauß war durch das für ihn neue Licht, das von den Naturwissenschaften ausströmte, geblendet, und darum sah er nur das eine von den beiden Enden hell beleuchtet und klar, das andere dagegen lag für ihn im Schatten und Dunkel. Sein Idealismus war nicht mehr fest genug, um ihn gegen die Sirenenstimmen des Materialismus zu schützen, sein Monismus sah sich an manchen Stellen wirklich wie Materialismus an.

Und auf einer gewissen Blendung beruhte auch seine allzu vertrauensvolle Hingabe an den Darwinismus: nicht nur an die Entwicklungslehre, die sich ja durchaus bestätigt hat und heute Gemeingut aller Naturwissenschaft, das A und das O der Biologie, der Einschlag in aller unserer Wissenschaft und Philosophie geworden ist, sondern er glaubt auch an die beiden Hypothesen Darwins vom Kampf ums Dasein und von der geschlechtlichen Zuchtwahl als Hebel dieser Entwicklung, wodurch das Auseinandergehen des organischen Lebens in verschiedene Arten und Formen, das Entstehen, die Erhaltung und die Steigerung der Abweichungen erklärt werden sollte. Dieser Teil der Darwinschen Lehre, der Darwinismus im engeren Sinn im Unterschied von der Entwicklungslehre im allgemeinen, hat sich inzwischen als ungenügend, sein Weg, die Entstehung der Arten zu erklären, als zu einfach und daher zum mindesten als einseitig herausgestellt. Strauß hat das selbst schon vorausgesehen, wenn er sagt: „auch so ist die Theorie unstreitig noch höchst unvollständig; sie läßt unendlich vieles unerklärt, und zwar nicht bloß Nebensachen, sondern rechte Haupt- und Kardinalpunkte; sie deutet mehr auf künftig mögliche Lösungen hin, als daß sie diese selbst schon gibt“. Deshalb nahm er das Wagnersche Migrationsgesetz hinzu und meinte, dergleichen Mittel und Wege, die die Natur in Anwendung bringt, um sich zu differenzieren, oder subjektiv ausgedrückt, dergleichen Erklärungsgründe für die Mannigfaltigkeit der organischen Formen werde die Naturforschung mit der Zeit



immer mehrere finden: sie schließen sich nicht aus, sondern wirken alle zur Lösung des großen Rätsels zusammen. So war er auch der Lehre Darwins gegenüber kritisch. Aber leugnen läßt sich nicht, daß er, nach dem heutigen Stand unseres Wissens und Erkennens, Darwin und seinen genialen Hypothesen doch immer noch zu viel Vertrauen geschenkt hat; daß ein neuer Vitalismus kommen und vom Sterbelager des Darwinismus her seine Sirenenlieder anstimmen könnte, das hätte er sich nicht träumen lassen. So erweisen sich gerade diese naturwissenschaftlichen Abschnitte seines Buchs teilweise als vergängliche Kinder ihrer Zeit.

Das hängt aber noch mit einem anderen, mit der einen großen Lücke dieses neuen Glaubens zusammen. Wie in dem ersten Leben Jesu die kritische Untersuchung der Quellen, so fehlte diesem seinem letzten Werk eine Untersuchung und Prüfung der menschlichen Vernunft und ihrer Grenzen. Und doch hatte sich zu einer solchen als zu ihrer Hauptaufgabe just zur selben Zeit die deutsche Philosophie angeschickt und sich damit wieder auf ihre Pflicht besonnen. Zurück zu Kant! Gerade zehn Jahre vor dem Erscheinen seines Buchs hat Straußens Freund Zeller in seiner Heidelberger Antrittsvorlesung diesen Ruf erhoben, ein anderer Freund von Strauß, Kuno Fischer, hatte schon vorher durch seine glänzende Darstellung Kants in seiner Geschichte der neueren Philosophie dem vorgearbeitet, und Fr. Albert Lange in seiner Geschichte des Materialismus, Otto Liebmann in seinem „Kant und die Epigonen“ schlossen sich seit Mitte der sechziger Jahre dieser Forderung an, daß in der Philosophie auf Kant zurückgegangen werden müsse. Damit war der Bann, der seit dem Auseinanderfallen und Zusammenbrechen des Hegelschen Systems auf der deutschen Philosophie lag, gebrochen, eine neue Periode des Aufschwungs hatte durch die erkenntnistheoretischen Untersuchungen, in denen sie sich auf sich selbst besann, für sie begonnen. Auch Strauß geht in dem Kapitel: wie begreifen

wir die Welt? auf Kant zurück — auf seine Allgemeine Geschichte und Theorie des Himmels vom Jahr 1755, d. h. auf den vorkritischen Kant, nicht auf den Kant der Kritik der reinen Vernunft vom Jahr 1781. Hier rächt sich die Vernachlässigung Kants in seiner Studienzeit. 1839 in der Abhandlung über Schleiermacher und Daub ist er ihm am nächsten gestanden, aber jedesmal, im Leben Jesu und in der christlichen Glaubenslehre, ist er allzu rasch über ihn hinweg zu Hegel weitergegangen und später kaum mehr zu ihm zurückgekehrt. Infolgedessen macht sein Buch auf uns heute einen dogmatistischen Eindruck. Gewiß kennt auch Strauß die Grenzen menschlicher Erkenntnis: „wir stehen hier an der Grenze unseres Erkennens, wir schauen in eine Tiefe, die wir nicht mehr durchdringen können", heißt es bei der Lehre von Gott; und bei den Gottesbeweisen wendet er, was er von Kant an Kritik dagegen gelernt hat, ganz richtig auch gegen dessen eigenen moralischen Beweis an. Aber an anderen Stellen vergißt er diese kritische Vorsicht und redet wirklich dogmatistisch, sein Buch ist — er sagt es uns ja im Titel selber — zu sehr Glaubenslehre und Bekenntnis, eine zu wenig kritizistisch orientierte Weltanschauung. Oder spitzig ausgedrückt: Strauß ist auch hier, wo er philosophiert, zu sehr Theologe geblieben, und alle Theologie ist dogmatisch und dogmatistisch. Noch anders formuliert, kann man es auch so ausdrücken: Strauß ist mit seinem Buche zu früh und zu spät gekommen. Naturwissenschaftlich zu früh; denn der Darwinismus, den er so gläubig und so hoffnungsvoll aufnahm, mußte erst noch auf seine Probehaltigkeit hin geprüft werden: so unbedingt zustimmen durfte man ihm noch nicht; das hat sein Schicksal von damals bis heute gezeigt. In der Philosophie aber kam das Buch zu spät; denn schon war der Ruf ergangen: zurück zu Kant! Der Materialismus, gegen dessen Sirenenstimmen Strauß zu wenig gefeit war, ist unkritisch, selbst dann, wenn man ihn nur als die eine Seite und Betrachtungsweise

ansieht, und jedenfalls dann, wenn man die andere Seite nicht voran- und mit allem Nachdruck in die erste Reihe stellt. Angesichts des materialistischen Pfaffentums und seines „ungeschlachten Schimpfens auf die Philosophie", das Strauß an den Büchner und Vogt vor Augen hatte und darum mit Ernst und Spott zurückwies, und das wir nicht minder unerfreulich noch heute vor uns haben, kann man geradezu sagen: aller Materialismus ist theologisch. Dann aber mußte Strauß als Antitheologus vor ihm doch mehr auf der Hut sein, als er es gewesen ist. An den Subtilitäten einer an Kant sich orientierenden, aber rasch immer spitzfindiger und scholastischer werdenden Erkenntnistheorie hätte er übrigens keinen Gefallen gefunden und sich damit nicht begnügen mögen. „Schwierigkeitenmacher" hätte er die im Methodologischen stecken bleibenden Philosophen genannt und diesmal doch lieber Lotze zugestimmt, der seinerseits fragt: „Was soll das ewige Messerwetzen, wenn es doch nie zum Schneiden kommen soll?" Dazu war Strauß als alter Hegelianer zu metaphysisch gerichtet im guten Sinne des Wortes.

Vom Zweck in der Natur sollte uns Darwin befreit, die Naturteleologie sollte er beseitigt haben. Als Menschen kommen wir aber jedenfalls über den Zweckgedanken nicht hinaus. An einer Stelle, wo wir es gerade am wenigsten erwarten sollten, stoßen wir auf ihn. Von einem Zweck der Welt im ganzen, so scheint es, kann füglich nur so lange die Rede sein, als ein persönlicher Schöpfer vorausgesetzt und die Erschaffung der Welt als ein freier Akt seines Willens betrachtet wird. Aber — und diesmal ist Strauß doch auf den Spuren Kants und seiner Kritik der Urteilskraft —: wenn wir uns nur bewußt bleiben, daß wir uns lediglich subjektiv ausdrücken — das Kantsche „als ob"! —, so können wir doch nach dem Sinn des Zusammenspiels der in der Welt wirksamen Kräfte fragen. Wenn das letzte die Idee des Universums ist, oder ganz materialistisch der ins Unendliche

bewegte Stoff, der durch Scheidung und Mischung sich zu immer höheren Formen und Funktionen steigert, durch Ausbildung, Rückbildung und Neubildung einen ewigen Kreis beschreibt, so erscheint uns als das, was dabei herauskommt, „im allgemeinen die mannigfachste Bewegung oder die größte Fülle des Lebens, im besonderen diese Bewegung oder dieses Leben moralisch wie physisch als ein sich entwickelndes, sich aus- und emporringendes, und selbst im Niedergang des einzelnen nur ein neues Aufsteigen vorbereitendes“. Natürlich liegt dann die Erreichung des Weltzwecks nicht mehr am Ende der Welt, nicht einmal in etwas, das fortdauern soll, sondern der Zweck der Welt ist in jedem Augenblick ihrer Entwicklungsgeschichte erfüllt.

Über diese Frage nach dem Weltzweck, der uns vor allem doch in seiner Spezialisierung auf die Entwicklung des Menschengeschlechts und dessen, was dabei erreicht wird, interessieren muß, gelangt Strauß ohne irgendwelchen Sprung nun endlich zum letzten Kapitel, das Antwort geben soll auf die Frage: Wie ordnen wir unser Leben? „Banal“ [1]) wird man ihre Formulierung nur dann finden, wenn man übersieht, daß hier das Persönliche der Individualethik und das Substantielle der Sozialethik zusammenzunehmen war: für dieses Doppelte muß die Fassung vielmehr als eine glückliche bezeichnet werden. Die Individualethik geht voran, in ihr handelt es sich zuerst theoretisch um die Grundlagen der Moral. Auch für den Menschen gibt es ein Gesetz der Entwicklung, bei ihm dürfen wir jedenfalls fragen, was dabei herauskommen solle und wirklich herauskommt. Er hat sehr niedrig, tierisch roh angefangen. Aber der Trieb zur Geselligkeit, das Spiel der Kräfte im Gegensatz zwischen seinem sozialen Trieb und seinem Eigenwillen half weiter und führte ihn aus den Tiefen der Natur zwar äußerst lang-

---

[1]) Schweitzer a. a. O. S. 75.

sam, aber doch allmählich immer höher und höher. Dieser Weg nach oben wird beschrieben und seine Etappen am Dekalog des Alten Testaments, an den Sittengeboten Jesu, am naturgemäßen Leben der Stoiker, an Kants kategorischem Imperativ und an Schopenhauers Mitleidsmoral aufgezeigt. Das Wesen des Sittlichen aber findet Strauß in dem Sichbestimmen des einzelnen nach der Idee der Gattung, womit er gewissermaßen konsequent an die Schlußabhandlung des ersten Lebens Jesu anknüpft. Die Idee der Gattung hatte er dort als den Kern in der Gestalt des Menschensohnes gefunden, die Idee der Gattung ist oder soll sein der sittliche Kern in jedem Menschensohne. Wie er das Sittengebot, den Inbegriff aller Moral, formuliert, haben wir oben im Abschnitt über die Religion schon vorweggenommen. Nicht bloß aufwärts hat die Natur im Menschen gewollt, auch über sich selbst hinaus will sie mit ihm. Er soll also nicht bloß wieder ein Tier, er soll mehr und etwas besseres sein, er soll die Natur erkennen, die eben nur in ihm sich erkennen, nach Hegel sich in ihm reflektieren kann, und er soll sie in sich und außer sich beherrschen. Daß er das soll, sagt Strauß in Umkehrung eines Kantischen Satzes, wird dadurch bewiesen, daß er es kann.

Daß diese Ausführungen zur Begründung einer wissenschaftlichen Ethik nicht zureichen und dem Bau gerade hier noch einige kräftige Balken fehlen, vor allem das Zurückgreifen auf das sittliche Werden im Reich der Sitte, das hat Strauß selbst wohl gefühlt; schreibt er doch, als die zweite Auflage in Sicht ist, darüber an Zeller: „Wo ich aber besonders deine Handreichung erwarte, ist im vierten Abschnitt. Der moralische Passus gleich anfangs ist mir am schwersten im ganzen Buch geworden, ich habe ihn dreimal geschrieben, und doch ist er noch nicht, wie er sollte. Hier müßten noch ein paar tüchtige Balken eingezogen werden, und wenn du mir dazu ein paar Eichen- oder auch nur Tannenstämme vors Haus führen möchtest, würdest du meinen

großen Dank verdienen". „Er war eben keine sittliche Natur", klingt es angesichts dieses Eingeständnisses; wie es früher hieß, daß er kein religiöser Mensch gewesen sei. Dagegen hätte er sich auf Kant berufen und fragen können: „wer wollte einen neuen Grundsatz aller Sittlichkeit einführen und diese gleichsam zuerst erfinden? Gleich als ob vor ihm die Welt in dem, was Pflicht sei, unwissend oder in durchgängigem Irrtum gewesen wäre". Nicht um seine persönliche Sittlichkeit, sondern um die Schwierigkeit, Sittlichkeit zu begründen, handelt es sich. Der Vorwurf idealistischer Inkonsequenz aber, den man diesem moralischen Teil vielfach gemacht hat, wäre selbst dann unberechtigt, wenn Strauß wirklich der krasse Materialist gewesen wäre, der er eben nicht war. Die kecke Art, in der sich Lamettrie, dieser „Prügeljunge" des französischen Materialismus, und noch mehr manche seiner deutschen Nachbeter über die Moral ausgelassen und gefallen haben, gehört nicht zum Wesen des Materialismus; man sollte doch nie vergessen, daß der erste große Materialist, der Atomistiker Demokrit, einer der größten Ethiker der Griechen gewesen ist. Aber Strauß war ja kein bloßer Materialist. Zu dem All, das voll ist von Ordnung und Gesetz, von Vernunft und Güte, gehört auch der Mensch; in ihm hat die Natur ein Wesen hervorgebracht, das über sich selbst als bloßes Sinnen- und Naturwesen hinaus soll, jene Vernunft und jene Güte im All sich zum Bewußtsein bringt und im naturgemäßen Leben sich zum Vorbild nimmt und durch sie in und außer sich die Natur beherrscht. Das ist für die idealistische und panlogistische Betrachtungsweise, die bei Strauß neben der materialistischen hergeht, durchaus nicht inkonsequent, hier sind wir eben am oberen, nicht mehr am unteren Ende der Reihe.

Auf diese theoretischen folgen dann die praktischen Ausführungen des vierten Abschnitts. Von Ehe und Ehescheidung, von Monarchie und Republik, von Adel und Bürgerstand, von Arbeiterfrage und Sozialdemokratie,

von allgemeinem Stimmrecht und Todesstrafe, von Staat und Kirche und den Ersatzmitteln für diese ist hier die Rede. Dabei zeigt sich die konservative Natur von Strauß, die wir immer schon und vollends seit seinem politischen Auftreten im Jahre 1848 kennen, und es zeigt sich der in seinen Biographien zutage tretende individualistische Zug seines Wesens. Das Erste, wenn er manches, was uns heute in der Ethik und im praktischen Leben zum Problem geworden ist, hinnimmt, als müßte es so sein und für alle Zeit so bleiben – nach dem Wort seines Meisters Hegel, daß das Wirkliche vernünftig sei, dem übrigens im Sittlichen, wie wir eben gehört haben, auch Kant beistimmt. So tritt er, um nur eines zu erwähnen, entschieden für die monarchische Staatsform ein und sieht in dem Rätselhaften, ja scheinbar Absurden derselben das Geheimnis ihres Vorzugs vor der Republik. Wenn ihm dabei das Wort entschlüpft: „Jedes Mysterium erscheint absurd, und doch ist nichts Tieferes, weder Leben noch Kunst noch Staat, ohne Mysterium", so hat man ihn darauf festnageln und ihn zum unwillkürlichen Zeugen gegen sich selber und für die Mysterien der Religion und ihre Wunder machen wollen: als ob es sich in jenen Worten um etwas anderes handelte als um das Mysterium der Vererbung und der Persönlichkeit und Strauß dieses nicht ohne weiteres auch für den Religionsstifter hätte gelten lassen.

Die individualistische Seite kommt vor allem bei der Besprechung der Arbeiterfrage und in den scharfen Ausfällen gegen die Sozialdemokratie zum Wort. An dieser beklagt er den Mangel an Respekt vor den Großen des Geistes, die Sehnsucht nach allgemeiner Duzbrüderschaft in Hemdärmeln. Und doch, meint er, haben gerade die Ereignisse der letzten Jahre durch diese demokratische Rechnung einen bösen Strich gemacht und die Wahrheit des Hegelschen Satzes dargetan, daß „an der Spitze der welthistorischen Handlungen Individuen stehen als die das Substan-

tielle verwirklichenden Subjektivitäten". An die Stelle eines Goethe oder Humboldt sind jetzt die Bismarck und die Moltke getreten, deren Größe um so weniger zu leugnen ist, als sie auf dem Gebiet der handgreiflichen äußeren Tatsachen hervortritt. „Da müssen nun auch die steifnackigsten und borstigsten unter jenen Gesellen sich bequemen, ein wenig aufwärts zu blicken, um die erhabenen Gestalten wenigstens bis zum Knie in Sicht zu bekommen." Damit suchte er die kollektivistische Geschichtsauffassung sozusagen ad oculos zu widerlegen. Ihm ist die Geschichte eine gute Aristokratin. Auch mit dem Gedanken, daß das erbliche Privateigentum als Grundlage der Familie die Grundlage der Sittlichkeit und der Kultur und die Ungleichheit des Besitzes etwas für den Bildungsfortschritt der Menschheit Unentbehrliches sei, trat er den sozialdemokratischen Tendenzen schroff entgegen. Dabei zeigt er sich, das werden wir heute leicht zugeben können, gegen den vierten Stand und die ganze Arbeiterbewegung wirklich ungerecht, wenn er das Verlangen nach einer verkürzten Arbeitszeit oder nach Schiedsgerichten bei Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern glattweg abweist, die Streiks für „ein Stück von Anarchie mitten im Staat, von Krieg im Frieden, von ungescheut am hellen Tage sich durchführender Verschwörung" erklärt, „deren ungestörte Fortdauer der Regierung und Gesetzgebung, die ihnen tat- und willenlos zuschauen, nicht zur Ehre gereicht", und schließlich die Sozialdemokraten zornig „die Hunnen und Vandalen unserer modernen Kultur" nennt. Das alles ist herausgeschrieben und herauszuverstehen aus der Stimmung zu Anfang der siebziger Jahre, wo viele unter dem frischen Eindruck unserer nationalen Erhebung und Einigung in dieser gegen alles Nationale sich richtenden und es roh verhöhnenden internationalen Bewegung ein absolut Feindliches, Staat und Kultur Bedrohendes sahen, heraus aus einer Stimmung, aus der dann ein paar Jahre später das

Sozialistengesetz mit seinen drakonischen Ausnahmebestimmungen erflossen ist. Diese Stellen des Straußischen Buches sind somit wiederum zeitlich bedingt, Ausdruck des ersten Schreckens und der ersten Empörung eines nationalgesinnten deutschen Patrioten, der sich freute, daß nun endlich erreicht und errungen sei, um was der Deutsche so lange vergeblich gekämpft und gestritten hatte, und der diese Errungenschaften alsbald wieder durch das Hochkommen der Sozialdemokratie in Frage gestellt und sein Volk durch sie in neue, kaum weniger schwere Kämpfe hineingerissen sah. Es waren schließlich ähnliche und aus ähnlichen Erwägungen herausgewachsene Gedanken, wie sie Treitschke drei Jahre später in seiner Streitschrift gegen die sozialistischen Nationalökonomen als die Gönner und Begünstiger des Sozialismus vorgetragen hat. Wir stehen heute auf seiten Schmollers und der Kathedersozialisten, aber wir können den entgegengesetzten Standpunkt von Treitschke und Strauß historisch wohl verstehen, und wenn sich die Genossen gelegentlich gar so steifnackig und borstig anstellen, ihren Zorn auch heute noch nachfühlen. Auf der andern Seite dürfen wir aber zweierlei nicht vergessen. Einmal, Strauß ist einer der allerersten gewesen, der die Gefahr erkannte, an der damals die meisten Liberalen verständnislos und hochmütig vorübergegangen sind. „Ob nicht Zeiten kommen werden, wo das sozialdemokratische Lager im Reichstag sich verstärken und in seiner Koalition mit den Klerikalen der Regierung böse Schwierigkeiten bereiten wird“, diese Frage klingt 1872 doch recht weit ausblickend. Und dann, so verständnislos wie Treitschke ist Strauß der sozialen Frage gegenüber doch nicht gewesen. Schon 1848 hat er, wie wir gesehen haben[1]), auf das Prinzip der Assoziation und auf Hilfskassen für kranke und alte Arbeiter hingewiesen. Und so geht er auch jetzt nicht mit zornig ablehnenden

---

[1]) s. oben S. 431.

Worten, sondern mit einem Zugeständnis an die Erörterung dieser Frage heran: „Bekennen wir vor allem, es ist von der einen Seite viel gefehlt, insbesondere viel unterlassen worden; man hat menschliche Kräfte mitunter rücksichtslos ausgebeutet, ohne weder für das leibliche noch für das sittliche Gedeihen des Arbeiters gehörige Sorge zu tragen.“ Das war ein Anerkenntnis, zu dem auch noch im Jahr 1872 nur ganz wenige auf seiten der Bürgerlichen sich bequemen mochten; noch zehn oder fünfzehn Jahre hat es gedauert, bis diese Anschauung allgemein durchdrang und man sich ethisch und politisch der Pflichten erinnerte, die man dem vierten Stand gegenüber hatte. Auf das Sozialistengesetz von 1878 folgte erst am 17. November 1881 die kaiserliche Botschaft, die an diese Pflichten mahnte. Auch daß aus jener Stelle des Straußischen Buches meine Schrift „Die soziale Frage eine sittliche Frage“ herausgewachsen ist, darf ich in diesem Zusammenhang vielleicht hier zu seinen Gunsten mit erwähnen.

Die obligatorische Zivilehe, die früher als er dachte, durch das Gesetz vom 6. Februar 1875 für das Deutsche Reich gekommen ist, hat Strauß ebenfalls schon gefordert, der Kirche gegenüber vom Staat aber vorerst nicht mehr verlangt als Diogenes von dem großen Alexander. Das Stümpern an der alten Kirche, alle die modernistischen Versuche, „die Weltkultur mit der christlichen Frömmigkeit zu versöhnen“, mißfielen ihm gründlich; denn wenn der alte Glaube absurd war, so ist es, meint er, der modernisierte des Protestantenvereins doppelt und dreifach. Er wollte eben keine Halben und nichts Halbes, die Ganzen und das Ganze sind ihm immer lieber gewesen. So sagte ihm auch das Tun der sogenannten freien Gemeinden wenig zu. Er hatte in Berlin ihren Gottesdiensten beigewohnt und sie entsetzlich trocken und unerquicklich, „trübselig bis zum Schauerlichen“ gefunden. Was würde er erst zu Predigten über Schiller oder über Zarathustra gesagt haben! Entweder ganz oder gar

nicht! So empfand er seinerseits kein Bedürfnis nach einer halben oder auch ganzen Vernunftkirche, in der die Menschen doch wieder nicht ganz frei wären. Als ob man sich nur in einer Kirche sammeln, nur an einer Predigt erbauen könnte.

Und doch sprach auch Strauß im Namen anderer. Wer sind diese anderen, die „Wir", für die er hier das Wort führt? Er hat ausdrücklich darauf geantwortet: „Wir gehören den verschiedensten Berufsarten an, sind keineswegs bloß Gelehrte oder Künstler, sondern Beamte und Militärs, Gewerbetreibende und Gutsbesitzer; auch das weibliche Geschlecht ist unter uns nicht unvertreten; wir sind unser nicht wenige, sondern viele Tausende und nicht die schlechtesten in allen Landen." Es sind mit einem Wort Menschen, wie sein Bruder einer gewesen ist, Menschen, die sich den Sinn möglichst offen zu erhalten suchen für alle höheren Interessen und ihr Genüge finden an den Aufgaben, die das Leben stellt und an den Freuden, die die Erde bietet. Diese finden Ersatz für das, was sonst die Kirche gegeben hat, in geschichtlichen Studien, in Erweiterung ihrer Naturkenntnisse, an den Schriften unserer großen Dichter und bei den Aufführungen der Werke unserer großen Musiker.

Strauß war Aristokrat. Ein Aristokrat der Bildung natürlich. Der Bürgerliche, der sich zu ehren meint, wenn er die Erhebung in den Adelsstand nachsucht oder gar erkauft, schändet sich in seinen Augen; und selbst wenn ein verdienter Mann aus dem Bürgerstande die ihm als Belohnung gebotene Standeserhöhung dankbar annimmt, zuckt er die Achseln als über eine mitleidenswerte Schwäche. Vom „Volk" aber hielt er seit dem Züriputsch von 1839 recht wenig; daß sich die Wissenschaft nach diesen harten Köpfen richten sollte, hielt er, wie er Märklin schrieb,[1]) für verkehrt. Und doch stammt aus jener Zeit eine merk-

---

[1]) Oben S. 334.

würdige Äußerung ganz anderer Art, die Reuschle für der Mühe wert hielt alsbald seiner Braut zu berichten: „Ging letzthin mit Strauß spazieren. Die Rede kam auf die religiösen Wirren, die Mißlichkeit seiner Theologie gegenüber dem Volk. Ich kam dadurch auf die Gefühle, die am Pfingstmorgen der Anblick des zur Kirche gehenden Kutterweibles in mir erregte. Kaum hatte ich „Kutterweible“ und „Kirche“ gesagt, so fiel mir Strauß sogleich ins Wort: ja, dieses Gefühl kenne er, und solche Kutterweible können es vorzüglich erregen; er sei sich in solchen Augenblicken schon oft als ein Verbrecher vorgekommen.“ Ebenso dachte er 1848, wie wir wissen, nicht bloß politisch an die Einheit und Freiheit, sondern auch sozial an das Volk, das hungert und friert und von jeder Art von Not zu Boden gedrückt wird[1]). Und so ist denn auch in seinem letzten Buch das Volk nicht so ganz vergessen, wie es erst scheint. An den Bildungsschätzen können nicht nur die geistig Höchststehenden teilnehmen; auch der schlichte Mann aus dem Volk kann es und soll es. Lessings Nathan oder Goethes Hermann und Dorothea sind nicht schwerer zu verstehen und enthalten nicht weniger Heilswahrheiten, weniger goldene Sprüche als ein paulinischer Brief oder eine Johanneische Christusrede. Darum muß dafür Platz geschafft werden: „wenn künftig auch unsere Bauernkinder in der Dorfschule weniger mit palästinischer Geographie und Judengeschichte, mit unverständlichen Glaubenssätzen und unverdaulichen Sprüchen geplagt werden, wird um so mehr Zeit übrig bleiben, sie zur Teilnahme an dem geistigen Leben des eigenen Volkes, zum Mitschöpfen aus seinen so reichen Kulturquellen heranzubilden!“ Ich wüßte nicht, was dagegen einzuwenden wäre, weiß aber leider wohl, daß diese Forderung unserer modernen Sozialpädagogik auch heute noch bloß Forderung und Wunsch ist.

---

[1]) Oben S. 431.

Man hat den von Strauß proponierten Ersatz für die veralteten und ausgelebten Formen des Kirchentums etwas dünn gefunden, man hat aber dabei — absichtlich oder unabsichtlich — übersehen, daß dem von ihm Genannten noch ein anderes vorangeht: „Wir haben während der letzten Jahre lebendigen Anteil genommen und jeder in seiner Art mitgewirkt an dem großen nationalen Krieg und der Aufrichtung des deutschen Staats, und wir finden uns durch diese so unerwartete als herrliche Wendung der Geschicke unserer vielgeprüften Nation im Innersten erhoben; dem Nachdenken über dasjenige, was den Völkern wie den einzelnen zum Heil oder zum Verderben gereicht, gibt ja dieser Krieg unerschöpflichen Stoff; an sittlichen Lehren war nie eine Zeit reicher als die letzten Jahre." So kommt auch hier zum Individuellen das Gemeinsame, zum Ästhetischen das Sittliche, zum Genießen die soziale Mitarbeit, zur Natur die Geschichte hinzu. Und wenn ich mein eigenes Leben auf dieses Straußische Rezept hin, „wie wir es treiben", ansehe und prüfe, so wüßte ich nicht, was diesem fehlt. Auch ich kann ihm nachsprechen:

So leben wir, so wandeln wir beglückt,

ohne mich eines ruch- und schamlosen Philisteroptimismus schuldig zu wissen. Zum Sittlichen gehört unter anderem auch das, daß man vor der Welt seinen Kopf hoch trägt und seine persönlichen Sorgen und Leiden im Innersten verschließt und damit für sich und mit sich allein fertig wird. Oder nicht?

Strauß aber, dem gerade in diesem Augenblick wieder einmal sein Lebensglück in Scherben vor den Füßen lag, fand in solchen Zeiten bei Poesie und Musik den Frieden und die Erquickung, die ihm die Welt und die Menschen sonst nicht geben konnten; diese beiden drangen ihm am unmittelbarsten ins Herz und wirkten geradezu religiös, erbauend und erhebend auf ihn ein. Darum, wessen das Herz voll ist, des gehet der Mund über. Zu seinem Glaubens-

bekenntnis gehört, zu sagen, wie er die Meister der Poesie gelesen, die Meister der Musik gehört und was er dabei gedacht und empfunden hat. Und so folgen hier ganz sachgemäß die beiden Zugaben von unsern großen Dichtern und von unsern großen Musikern. Die erste ist gewissermaßen ein später Ersatz für das ungeschriebene Buch über unsere sechs Klassiker. Da er aber über Klopstock früher schon geredet hatte, von Wielands Dichtungen ihm nur wenige anziehend waren und er gegen Herder eine Art Idiosynkrasie und starke Antipathie hatte, so beschränkte er sich auf Lessing, Goethe und Schiller. Es genügt, hier zu sagen, daß dieser Abschnitt zum Besten und Schönsten gehört, was über diese drei Größten gesagt worden ist. In der zweiten Zugabe von unseren Musikern kommen alle sechs Klassiker zu Wort, Bach und Händel ganz kurz, dann Gluck, unser musikalischer Lessing, und Haydn, der etwas von Wieland hat, nur daß er ohne Vergleich bedeutender ist, darauf am ausführlichsten natürlich Mozart und Beethoven. Daß der erstere ebenso wie in den Reihen der Dichter Goethe seinem Herzen am nächsten stand, ist leicht zu spüren.

Mit diesen zwei Größten hier, mit Goethe und Schiller dort endigen die beiden Abschnitte, von der Romantik ist nicht die Rede. Zwar die romantischen Poeten hat er wohl zu schätzen gewußt; er wäre ja kein Schwabe, kein Freund von Kerner und Mörike gewesen. So hat er z. B. Heinrich von Kleist voll gewürdigt, wenn er, eben in der Zeit des alten und neuen Glaubens, über seinen „Prinzen von Homburg“ an Rapp schreibt: „Ei, was ist das für ein herrliches Stück! Der Krankheitsstoff, der Kleist sonst immer so viel zu schaffen macht, hat sich hier gleichsam heraus auf die Haut geworfen. Nur die erste Szene, und als ihr Widerschein die letzte, ist phantastisch-somnambulistisch. Alles andere kerngesund, und das einzige, was man in dieser Hinsicht beanstanden könnte, der allzu tiefe Fall des Helden in maßlose Todesangst, wird gerade durch das Träumerische, das

ihm von der ersten Szene her anklebt, gut gemacht. Das ganze Heldenleben ist unter die Beleuchtung des Gedankens „das Leben ein Traum“ gesetzt.“ Aber, man sieht es auch hier: weil ihm mit Goethe das Romantische „das Kranke“ war, so hielt er es auch in der Poesie lieber mit dem Klassischen, sein Geschmack war an den Alten gebildet und darum durchaus neuhumanistisch im Sinne Lessings und Schillers und Goethes. Ganz puristisch und streng konservativ aber, um nicht zu sagen: ganz orthodox, war Strauß auf dem Gebiete der Musik. Schon bei Beethoven macht er trotz aller Bewunderung für seine Größe und titanischen Gewalt allerlei Einschränkungen, die ja schon früher, in dem musikalischen Brief eines beschränkten Kopfes über die neunte Symphonie, zum Ausdruck gekommen waren und hier, verstärkt, wiederholt werden. Beethoven war ihm ein Übergang vom Klassischen zum Romantischen, und diesen Schritt machte er nicht gerne mit. Vergebens hatte sein Freund Kauffmann versucht, ihn für Schumann zu gewinnen; und nun gar Richard Wagner! Seinen Namen hatte er in der unbehaglichen Zeit seines Weimarer Aufenthalts in dem ihm wenig sympathischen Lisztschen Kreise zuerst nennen hören; seither war er ihm verdächtig und bald ebenso unsympathisch wie jener. Wagner war ein Neuerer, ein Revolutionär in seiner Kunst, Strauß war auch hier konservativ. Als er im Winter 1867 auf 1868 in München war, erlebte er dort die Kämpfe um Wagner und die wachsende Hochflut der Wagnerbegeisterung, deren Opfer sein Freund Lachner geworden ist. Deswegen abonniert er sich bei den großen Konzerten nicht, weil ihm zu viel „zukunftsmusikalisches Wildwasser“ darein eingedrungen ist; Lachner gab ja seine Entlassung als Generalmusikdirektor eben deshalb, weil er, wie er ihm sagte, „in die Länge mit dem Wagnerspack unmöglich an einem Strang ziehen könne“; und dann „gute Nacht Haydn und Mozart!“ So verhärtete sich Strauß in diesen Zeiten des Kampfes und der Agitation, die auf seiten der fanatischen Wagnerianer

oft recht häßliche Formen annahm, immer mehr gegen den Meister; seine Briefe geben dieser Antipathie drastischen Ausdruck [1]). Früher hatte er daran gedacht, zusammen mit Kauffmann eine Broschüre gegen Wagner zu schreiben. Er hat es aber schließlich aufgegeben und sich in der Öffentlichkeit, soviel ich sehe, nur einmal zu einem freilich sehr heftigen Ausfall gegen die Zukunftsmusik hinreißen lassen — an einem Ort, wo man es kaum suchen würde, in dem Christus des Glaubens und dem Jesus der Geschichte, wo er das Eintreten für die Priorität des Markusevangeliums für einen „Zeitschwindel“ erklärt, „wie die Zukunftsmusik oder die Agitation gegen die Kuhpockenimpfung“! Im alten und neuen Glauben hat er sich jedes Angriffs auf Wagner und seine Richtung enthalten; er hat ihn — das war für die Wagnerianer freilich noch kränkender — überhaupt nicht genannt. Denn wenn er am Schluß sagt: „Raum für neuere muß ja werden“, so hat er dabei an Schubert oder Mendelssohn, ganz gewiß nicht an Wagner gedacht. Mit Goethe und Schiller, mit Mozart und Beethoven hörte für ihn seine Welt der Dichter und der Musiker auf.

Noch ein Wort über die äußere Form des Buches. Um nicht wieder in den Fehler „gelehrter Schwerfälligkeit“ zu fallen, wie beim zweiten Leben Jesu, hatte er diesmal ganz aus freier Hand, gleichsam ohne Zirkel und Winkelmaß gearbeitet und wirklich alle Grazie darüber ausgebreitet, deren seine biegsame Feder fähig war. An die Stelle der Gelehrsamkeit trat die Kunst, es war durch Stil und Form ein wirkliches Kunstwerk, das als solches nach Zellers Urteil „auf gleicher Höhe mit dem Voltaire stand und auch der gleichen Stilgattung angehörte“. Ich denke im ganzen ebenso darüber — mit einem kleinen Vorbehalt. An einigen Stellen will es mir vorkommen, als ob eine gewisse Steifig-

[1]) In den „Ausgew. Briefen“ findet sich auf S. 575 ein Beispiel davon; in den ungedruckten klingt es noch weit schärfer.

keit und Umständlichkeit im Ausdruck sich zeige oder zu zeigen anfange. Man redet von Goethes „Altersstil". Ein solcher ist auch hier im alten und neuen Glauben — nicht vorhanden, das wäre zu viel gesagt, aber er ist im Anzug; für den, der für den Stil Straußens das Ohr hat, sind leise Anzeichen von Verkalkung oder Versteinerung ab und zu einmal herauszuhören. Im übrigen ist es, wie er selbst sagt, eine „leichtgeschürzte", eine anmutige und graziöse Schrift.

Es ist aber mehr als das, hinter der leichten Form birgt sich tiefer Ernst und ein ganz gewaltiger Kern. Es ist viel Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, viel Helligkeit und Klarheit, viel Schönheit und Freiheit in dem Buch. Und was er damit wollte, ist etwas ganz Richtiges und etwas ganz Notwendiges. Im achtzehnten Jahrhundert hatte die Menschheit eine einfache und geschlossene Weltanschauung; mit den Gedanken: Gott, Tugend und Unsterblichkeit hat das Aufklärungszeitalter — sparsam, aber es hat anständig damit gewirtschaftet, es ist ehrlich damit ausgekommen. Durch die Romantik ist der Haushalt des deutschen Volkes unendlich viel reicher und feiner und ästhetischer geworden; aber das Helle und Klare, das Einfache und Einheitliche ging verloren, die Weihrauchwolken stiegen wieder auf und nahmen der Sonne ihren Schein und der Luft ihre Reinheit; wir leben seither in Dumpfheit und Verworrenheit, im Clairobscur. Nun kam der Aufschwung der Naturwissenschaften und brachte Licht, viel Licht in die Welt. Allein dadurch wurde unser Leben und unsere Weltanschauung erst recht zwiespältig, romantisch und modern zugleich. Man darf ja nur an unseren höheren Schulen hintereinander einer Religionsstunde und dem naturwissenschaftlichen Unterricht beiwohnen. Uns von dieser Zwiespältigkeit zu befreien, den romantischen Nebel zu zerstreuen und uns eine einheitliche und einfache Weltanschauung zu schaffen, die wirklich modern gedacht ist, ich denke, das ist ein durchaus berechtigter Versuch. Strauß hat ihn gemacht,

darin liegt das große Verdienst des alten und des neuen Glaubens; daß sich das nicht auf einen Schlag erreichen ließ, das wußte er selbst am besten. Einer nur erst abgesteckten Eisenbahn verglich er sein Buch. „Welche Abgründe sind noch auszufüllen oder zu überbrücken, welche Berge zu durchgraben; wie manches Jahr wird noch verfließen, ehe der Zug reiselustige Menschen schnell und bequem da hinaus befördert; aber man sieht doch die Richtung, dahin wird und muß es gehen, wo die Fähnlein lustig im Winde flattern!"

Daß es ihm mit seiner Trassierung nicht durchaus gelungen ist, haben wir mit unseren kritischen Bemerkungen bereits angedeutet. Zwei Schwierigkeiten hat er unterschätzt. Die eine können wir am besten mit den Worten Wallensteins ausdrücken:

Du willst die Macht,
Die ruhig, sicher thronende, erschüttern,
Die in verjährt geheiligtem Besitz,
In der Gewohnheit festgegründet ruht,
Die an der Völker frommem Kinderglauben
Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt. ...
Nicht was lebendig, kraftvoll sich verkündigt
Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
Was immer war und immer wiederkehrt
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten.

Strauß hat die Macht der Tradition und des auch in der religiösen Tradition liegenden sozialen Faktors zu gering geachtet: darin zeigt er sich uns immer wieder als den Individualisten, der er war. Und er hat — darin offenbart sich eine andere Schranke seines Wesens — die Grenzen menschlicher Erkenntnis nicht genügend erwogen: darum ließ er sich allzusehr blenden vom naturwissenschaftlichen Licht, sein Buch wurde infolge davon zu naturalistisch, der Geist mit seinen Ansprüchen kam zu kurz, und wo diesem Genüge getan werden sollte, wie im vierten Kapitel, da war er umgekehrt zu konservativ, zu sehr Hegelianer, der das

Problematische im Wirklichen und Geltenden, das er auf religiösem Gebiete gesehen hat wie keiner, im übrigen doch nicht in seiner ganzen Schwere und Tiefe erkannte. Aber was ihm damals nicht voll gelungen ist, wem ist es denn seither gelungen? Hat die Philosophie mit ihren subtilen Untersuchungen über die Grenzen unseres Erkennens, mit ihrem Zurückgehen auf Kant oder neuerdings gar auf Fichte ein Haus gebaut, in dem die Menschen sich so wohl und so behaglich fühlen können, wie die des Aufklärungszeitalters in ihrer nüchternen, aber hellen Wohnstube? Oder hat von der anderen Seite her Haeckel die Welträtsel gelöst und sind die Monisten auch nur unter sich in etwas anderem einig als im Negieren? Eine Weltanschauung für das Volk derer, die von der christlichen sich nicht mehr befriedigt fühlen — wir brauchen sie heute dringender noch als vor sechsunddreißig Jahren. Strauß hat sie schaffen wollen. Wir können seinen Versuch nicht als einen durchweg gelungenen anerkennen, er ist vor allem ergänzungsbedürftig. Aber wenn irgendwo, so muß hier das in magnis voluisse sat est gelten.

Doch nun noch die andere Frage: wie hat das Buch gewirkt? wie wurde es aufgenommen? Es ist heute üblich, recht geringschätzig von dem alten und neuen Glauben zu reden. Schweitzer z. B. tut es kurz ab mit dem Worte: „Es war ein totes Buch trotz der vielen Auflagen, die es erlebte, und das Geschrei, das Freund und Feind darum erhoben, war das Geschrei um einen Toten“ [1]). Wer die Wirkung damals miterlebt hat, wie ich, der kann so nicht reden. Das Buch schlug ein wie ein Funke ins Pulverfaß, und von mir wenigstens kann ich bezeugen, daß mich in meinen jungen Jahren kein Buch so erregt hat wie dieses, daß eine

---

[1]) Schweitzer a. a. O. S. 75. „Totenhaft“ sagt Goethe vom Système de la nature, aber Goethe drückt sich bescheidener aus als Schweitzer: „Es kam uns so grau, so cimmerisch, so totenhaft vor“; und geschaudert hat's ihn doch davor, wie vor einem Gespenst.

große, befreiende Wirkung von ihm auf mich ausgegangen ist. Aber allerdings die Wirkung in der Öffentlichkeit, in der Presse war eine ganz andere. Wenn Strauß auf ein mächtiges Echo von den vielen Tausenden seiner „Wir" gehofft hatte, so sah er sich darin getäuscht; dieses Echo blieb aus, dafür kamen von seiten der Kritik die schrillsten Töne, die schroffsten Absagen. Er tröstete sich freilich damit, daß die Einverstandenen sich in solchem Fall mit stiller Zustimmung zu begnügen pflegen, namentlich hier, wo es nicht ohne Gefahr war, sein Einverständnis offen einzubekennen [2]). Aber item, die Nichteinverstandenen hatten das Wort, und was sie sagten, klang böse, bitterböse. Strauß mußte die Erfahrung machen, daß in Deutschland alterworbener Schriftstellerruhm — alt? es war noch keine zwei Jahre her, daß man ihm ob seiner Renanbriefe allgemein zugejubelt hatte — gegen die Anwürfe einer respektlosen Kritik nicht schützt; je jünger die Rezensenten sind, desto frecher pflegen sie sich bekanntlich zu gebärden, und gerade auf einen nicht Unbekannten um so derber und kecker loszuschlagen, je mehr sie merken, daß die allgemeine Stimmung diesmal gegen ihn ist; und je unbedeutender sie selber sind, desto wohler tut es ihnen, auch einmal „mit fadenscheinigem Bettlerstolz die Miene geringschätziger Überlegenheit gegen einen Riesen am Geiste annehmen" zu können.

Dabei übersah die Kritik fast durchweg eines, daß es sich um ein „Bekenntnis" handle, um einen neuen „Glauben", den Strauß dem alten gegenüberstellte. Zu glauben und ein Glaubensbekenntnis abzulegen nach seiner Façon, dazu sollte doch jeder das Recht haben; und wenn es ein Mann wie Strauß tut und damit gewissermaßen der Welt sein Testament übergibt, so hätte man ihn auf alle Fälle mit Respekt reden lassen und anhören sollen. Allein Strauß

---

[2]) Wie Recht er damit hatte, habe ich im ersten Teil, S. 232 an meiner persönlichen Erfahrung in Württemberg gezeigt.

hatte es, wie er selber ironisch meint, diesmal auch gar zu ungeschickt angegriffen. Zunächst hatte er zum Teil doch recht spitze und starke Worte gebraucht. Wenn er von dem alten persönlichen Gott, an den er ja nicht mehr glaubte, im Sinne von Giordano Bruno sagte, durch die Erkenntnis von der Unendlichkeit der Welt sei an ihn „gleichsam die Wohnungsnot herangetreten", oder anderswo die Geschichte von der Auferstehung Jesu als einen „weltgeschichtlichen Humbug" bezeichnete, so wirkte das auf viele wie eine Blasphemie und war unnötig herausfordernd und verletzend. Wir wissen, wie er dazu kam. Er kam von Voltaire her, dessen Art zu sprechen hatte auf ihn abgefärbt. Aber was die Menschen der Aufklärung ruhig hinnahmen, das ertrug man im Jahrhundert der Romantik, im Reich der Zusammengehörigkeit von Thron und Altar und in den Zeiten eines sich immer mehr ausbreitenden Cant nicht mehr in derselben Weise. Daß hinter dieser Schärfe sich noch anderes, Persönliches verbarg, das wußte damals ohnedies niemand; keiner ahnte, daß der Mann, der so munter philosophierte und so heiter das

So leben wir, so wandeln wir beglückt

auf sich anwandte, ein Schmerzensreich war, dem soeben die letzte Hoffnung auf Glück in die Brüche gegangen war. Die Weiber und die Theologen hatten sein Leben verpfuscht. Was Wunder, wenn am neuen der alte Groll wieder aufwachte und sich gelegentlich den letzteren zu spüren gab, weil er es just mit ihnen zu tun hatte.

Aber noch schlimmer war das andere, daß er es mit allen Parteien verdarb und sich dem Kreuzfeuer der Orthodoxen und der Fortschrittstheologen, der Konservativen und der Sozialdemokraten ohne alle Deckung aussetzte. Da war der Apostel Paulus, meint er selbst, ein anderer Stratege, als er vor dem hohen Rat in Jerusalem die bedrohliche Koalition der Pharisäer und Sadduzäer durch das Hineinspielen der Auferstehungsfrage zu trennen und die Pharisäer auf seine Seite zu bringen wußte. Auch hier wieder

zeigte sich Strauß als den Mann rücksichtsloser, unerbittlicher Wahrhaftigkeit, der allen die Wahrheit, so wie er sie sah, ins Gesicht sagte, ohne die Folgen ängstlich zuvor zu erwägen.

Verdorben hatte er es wieder einmal gründlich mit aller Theologie. Es war natürlich nur ein theologisches Späßchen, wenn Nippold [1]) meinte, seine Bundesgenossen finden sich „fast nur im Lager der verschiedenen klerikalen Orthodoxien". Wohl wiesen die auf der Rechten schadenfroh hin auf das, was Strauß über ihre liberalen Gegner sagte, und sahen in seinem neuen Glauben nur die Konsequenz dessen, was diese nur halb gedacht oder nur halb zu sagen gewagt hatten. Im übrigen war ihnen das Buch natürlich ein Greuel. Aber allerdings, ganz besonders empört waren die Männer des Protestantenvereins, und sie hatten auch allen Grund dazu. Doppelt und dreifach absurd hatte Strauß ihren modernisierten Glauben genannt: der alte widerspreche doch nur der Vernunft, der ihrige sich selbst in allen Teilen, wie könnte er da mit der Vernunft stimmen? Und gewiß hat Strauß die Verdienste, die sich die freisinnigen Theologen in einer Zeit des Übergangs um die allmähliche Umbildung und Überführung des alten Glaubens in ein Neues und damit um unser Volkstum erworben haben und noch erwerben, verkannt. Aber seine Mission war eben eine andere, seiner Natur war nun einmal alles Halbe und alles Vermittelnde, das ihm stets als ein Unehrliches erschienen ist, aufs äußerste zuwider. Dazu sah er an der Spitze des Protestantenvereins Bluntschli und Schenkel, die zwei Schweizer, die so merkwürdig aus konservativen Politikern und Theologen zu Führern des kirchlichen Liberalismus in Baden geworden waren: sie zu lieben oder auch nur zu achten hatte er am allerwenigsten Grund. Diese Gefühle übertrug er

[1]) D. Fr. Strauß' alter und neuer Glaube und seine literarischen Ergebnisse. Zwei kritische Abhandlungen von L. W. E. Rauwenhoff und Fr. Nippold. 1873.



dann auf die Bewegung selber, an deren Spitze sie standen. Umgekehrt fühlten sich auch die Männer des Protestantenvereins persönlich von Strauß gekränkt. Mit einigen von ihnen, dem Dogmatiker Biedermann und dem Pfarrer Heinrich Lang in Zürich, hatte er vom Bodensee her, wo er in den letzten Jahren einige Sommerwochen zu verbringen pflegte, Beziehungen angeknüpft und freundschaftlich Besuche und Briefe getauscht. Da glaubten sie ihn, obwohl er gerade ihnen gegenüber auf die „Sirenenstimmen des Materialismus“ hingewiesen und den Unterschied der Anschauungen freundlich, aber bestimmt betont hatte, fast gar als einen der Ihrigen ansehen zu dürfen. Wie sich nun im alten und neuen Glauben das Hagelwetter besonders schwer über die liberale Theologie entlud, so kam ihnen das vor wie ein Verrat an der Freundschaft und wie ein persönlicher Bruch mit ihnen: das hatten sie nicht von Strauß erwartet, das glaubten sie nicht um ihn verdient zu haben. Und so war allerdings von dieser Seite her Abwehr und Kritik am schärfsten. Ich selbst habe von Heinrich Lang im Winter 1872/1873 in Winterthur einen Vortrag gegen den alten und neuen Glauben gehört, der im höchsten Maße gereizt und leidenschaftlich, wirklich wie in Gift und Galle getaucht war. Ganz verstanden habe ich diesen Zorn erst jetzt, wo mir die Briefe von Strauß an Biedermann zugänglich geworden sind. Der letzte, der für schöne in Zürich und auf dem Zürchersee zugebrachte Stunden dankt, ist vom 24. Juli 1872 und schließt mit den Worten: „Wenn ich Sie für heuer nicht mehr sehen sollte, so leben Sie wohl, teurer Freund, und seien mit Ihrer lieben Frau und Tochter, wie auch der Familie Lang, von Herzen gegrüßt.“ Kurz darauf schrieb Biedermann an Vatke: „Ich gäbe einen Finger meiner rechten Hand darum, Strauß hätte das ominöse Buch nicht geschrieben“. Strauß erwartete von ihm sogar ein offenes Sendschreiben gegen sein Buch; aber erst nach seinem Tod, in seiner Rektoratsrede von 1875 hat er, soviel ich weiß, öffentlich

Stellung dagegen genommen. Sie mußten ihn eben, nachdem sie sich persönlich mit ihm eingelassen und „an ihm schwarz gemacht“ hatten, im Interesse ihrer Sache von den Rockschößen schütteln und den Gegnern zur Rechten die unbequeme Waffe aus der Hand zu schlagen suchen, wenn diese sagten: Seht, dahin führt die schiefe Ebene, auf der ihr alle steht. Selbst die scheinbar ganz Freien, die sogenannten freireligiösen Gemeinden und ihre Wortführer, schlossen sich dem allgemeinen Verdammungsurteil an. Sie hatte Strauß gegen sich aufgebracht, weil er ihre Gottesdienste „trübselig“ genannt hatte „bis zum Schauerlichen“.

Auch mit den Philosophen hatte er es verdorben. In erster Linie mit denen um Schopenhauer und Eduard v. Hartmann. Schopenhauers pessimistisch grobe Reden von Gott und Welt hatte er für Phantasiespiele eines Philosophen erklärt, der beim Niederschreiben solcher Sätze nicht bei Trost gewesen sei; und den Grundgedanken von Eduard v. Hartmanns Philosophie des Unbewußten nannte er gar einen bloßen „Einfall“. Anderen galt der Darwinismus, zu dem sich Strauß mit allen seinen Konsequenzen, auch der der Abstammung des Menschen vom Affen, bekannte, für schlechthin materialistisch; daher legten, ohne zu untersuchen, ob Strauß auch wirklich Materialist sei, die alten Materialistentöter Ulrici und Carrière ihre stumpfen Lanzen gegen ihn ein und suchten ihn auf Widersprüchen aller Art zu ertappen.

Aber auch mit den Politikern ging es ihm nicht besser. Der Materialismus war als das Glaubensbekenntnis der Sozialdemokraten bei allen konservativ denkenden Menschen verpönt. Daß Strauß selbst konservativ dachte, das erschien als eine wunderliche Inkonsequenz, die ihm nicht viel half. Umgekehrt freuten sich die Sozialdemokraten über den kritischen und philosophischen Teil des Buches; aber gerade ihnen, und den Demokraten überhaupt, war er im

vierten Abschnitt so derb entgegengetreten, daß sie von dem Buch als ganzem doch nichts wissen wollten.

Und wenn ihm Helmholtz zu seiner Freude privatim wenigstens mitteilen ließ, daß die naturwissenschaftlichen Partien durchaus korrekt seien, so zögerten doch auch auf naturwissenschaftlicher Seite viele, mit ihm die letzten Konsequenzen zu ziehen und ihm in Fragen, die mehr philosophisch als naturwissenschaftlich waren, offen zuzustimmen. Immerhin fand er für diese Abschnitte in Semper, Seidlitz und Moriz Wagner sachkundige Verteidiger. Aber abgesehen davon konnte Nippold 1873 doch mit Recht sagen: neben der protestantischen Theologie haben „Naturwissenschaft und Philosophie, Nationalökonomie und Staatswissenschaft, Kunst- und Kultur- und Literaturgeschichte, Judentum, freie Gemeinden und Altkatholizismus — sie haben insgesamt ihre Vertreter ausgeschickt, um den neuen Glauben auf der ganzen Linie zurückzuweisen". Also Feinde ringsum! Strauß konnte wieder wie im Jahre 1835 fragen: bin ich denn ganz allein? Die beiden Freunde, die die nächsten dazu gewesen wären, sich seiner anzunehmen, Eduard Zeller und Kuno Fischer, schwiegen. Sie waren mit dem Inhalt nicht durchweg einverstanden, und das wollten sie in einem Augenblick, wo alle Welt auf Strauß und sein Buch einschlug, nicht in der Öffentlichkeit sagen, um dadurch den Gegnern nicht Wasser auf ihre Mühle zu liefern. Privatim haben sie sich mit ihm durchaus freundlich, aber nicht ohne ihren abweichenden Standpunkt zu betonen, darüber ausgesprochen, und Strauß hat ihnen das nicht übel genommen.

Nur einer trat rückhaltlos für ihn ein, das war ich — in einer Serie von Artikeln in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung in der Form einer Antikritik gegen den altkatholischen Professor Johannes Huber in München. Ich muß davon reden, weil ich weiß, eine wie große Freude das für Strauß gewesen ist, ein wirklicher Trost in jenen bösen Tagen, wo es von allen Seiten hieß: Philister über dir, Simson!

Strauß hatte sich natürlich darauf gefaßt gemacht, Anstoß zu erregen und Widerspruch zu erfahren. Aber daß es so toll kommen, daß der Widerspruch so allseitig sein und man — sogar in den Reihen der gebildeten Mittelparteien — den Ton des gesellschaftlichen Anstandes gegen ihn so völlig außer acht lassen werde, das hatte er nicht erwartet von seinen

Landsleuten, deutschen, werten,
Die stets ihn freundlich ehrten,
Sich jüngst die Bäuche hielten,
Als Buben nach ihm zielten,
Ihn von den Stühlen rissen
Und in die Gosse schmissen.

Da verfuhren Fremde weit glimpflicher mit ihm, so Gladstone, der ihn in einer Rede in Liverpool ausführlich bekämpfte, aber dabei nicht aufhörte wie ein Gentleman von ihm zu sprechen, oder Renan, der auch dieses Buch von Strauß „grand, noble, élevé" genannt hat.

Im Sturme hatte er angefangen, im Sturme sollte er enden. Aber jetzt war er dem Sturme nicht mehr gewachsen wie vor 37 Jahren, er war weniger widerstandsfähig, war älter, war auch — wir werden es hören — nicht mehr ganz gesund und überdies verwöhnt von der Aufnahme seines Voltaire und der Renanbriefe; und ein empfindlicher Schwabe war er ohnedies. So traf ihn die vielfach so persönliche, so gehässige und auch in der Form so verletzende Kritik noch einmal tief ins Herz.

In dieser Situation erschien meine „Kritik gegen Kritik" — etwas verspätet, weil mein erster Aufsatz über das Buch, für den Württembergischen Staatsanzeiger bestimmt und dort auch bereits gesetzt, auf höhere Weisung kassiert worden war; womit sich die württembergische Regierung in ihrem Verhalten gegen Strauß ja nur bis zum Schluß treu geblieben ist. Freilich auch die Allgemeine Zeitung hat mit der Annahme lange gezögert. Was in den Artikeln stand, ist Neben-

sache; Nippold meint, ich sei damit, „an der Theologie irre geworden, mit fliegenden Haaren [1]) ins Lager der Naturwissenschaft geflüchtet“. Ich hatte nicht den Eindruck und habe ihn noch heute nicht, daß ich mich damals auf der Flucht befunden habe; und in dem Lager der Naturwissenschaft bin ich ja bis zur Stunde noch nicht angekommen; wohl aber hatte ich, und habe noch, die Meinung, daß die Philosophie wohl daran tut, sich mit den Ergebnissen und auch mit den wohl fundierten Hypothesen der Naturwissenschaft in Einklang zu halten. Strauß aber hat, wie schon gesagt — und darüber bin ich heute noch froh und darauf bin ich heute noch stolz — dieses mein Eintreten für ihn in jenem Augenblick sehr wohltuend empfunden. „Sie haben mir“, schrieb er mir am 5. Januar 1873, „durch den Mut, im bedenklichsten Augenblick des Kampfes sich mir zur Seite zu stellen, nicht bloß nach außen, dem Publikum gegenüber, sondern auch rein für mich selbst einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Ich war doch in Gefahr, nicht an mir selbst, wohl aber an der Zeit und den Zeitgenossen irre zu werden, wenn mein aus innerstem Bedürfnis hervorgegegangener Ruf keinen anderen als höhnischen Widerhall gefunden hätte. Aber auch die Ehre der deutschen Journalistik haben Sie retten helfen, die sich bis dahin in der Sache — ich darf es gewiß ohne Anmaßung sagen — geradezu

---

[1]) Meine fliegenden Haare — eheu fugaces! Übrigens ist dies der zweite Haarmythus, dem wir begegnen: erst die roten Haare von Strauß, nun die fliegenden von mir. Man kann daran wirklich Wesen und Ursprung des Mythus, wie ihn Strauß bestimmt hat, studieren. Die roten Haare gehen auf den Verräter Judas zurück, der in der Kunst vielfach mit solchem Haar dargestellt wird; die fliegenden sollen an den Knaben Absalom erinnern, der mit seinen langen Haaren an einer Eiche hängen blieb und dem dann zum Lohn für seinen Aufruhr Joab drei Spieße ins Herz stieß. So nicht ohne Tendenz erfunden, sind sie natürlich von ihren Urhebern selbst geglaubt worden; und der Glaube an das rote Haar von Strauß wird sich wohl nie mehr ganz verlieren.

schmählich benommen hatte.“ Und daß das nicht bloß ein höflicher Dank an den jungen Kampfgenossen war, zeigen die Worte darüber an die Schwägerin: „Das Jahr hat für mich noch freundlicher geschlossen, als es die Zeit her den Anschein hatte. Die unverschämten Angriffe auf mein Buch hatten mich doch düster gestimmt, bis ich selbst die Feder in die Hand nahm, ihnen zu begegnen. Und nun kommt ja auch von außen Sukkurs; ich habe das Gefühl, daß ein günstiger Wendepunkt eingetreten ist.“

Die Schrift, zu der er, wie er hier andeutet, selber die Feder in die Hand nahm, um „den unverschämten Angriffen“ zu begegnen, war „Ein Nachwort als Vorwort zu den neuen Auflagen meiner Schrift: Der alte und der neue Glaube“. Ich habe sie zugleich mit jenem Brief vom 5. Januar 1873 von ihm zugeschickt bekommen, datiert ist sie vom letzten Tag des Jahres 1872. Als man hörte, Strauß werde seinen Kritikern antworten, machte man sich auf eine neue Serie von Streitschriften und auf eine Abwehr im schärfsten Ton gefaßt. In dieser — Hoffnung oder Furcht sah man sich getäuscht. Gegen diejenigen Gegner, die sich am weitesten vorgewagt hatten, brachte das Schriftchen allerdings ab und zu ein energisches Wort und einen scharfen Ausfall. So gegen den „hoffnungsvollen jungen Mann, der das Steuer der Zeitschrift „Im neuen Reich“ [1]) so munter handhabte“,

[1]) Diese Zeitschrift erschien bei S. Hirzel in Leipzig, dem Verleger des alten und des neuen Glaubens. Strauß war mit Recht empört, daß gerade hier, wenn man ihn nicht loben wollte, man ihn nicht wenigstens mit Anstand und Rücksicht behandelte. Daher übergab er „Ein Nachwort als Vorwort“ seinem Neffen Emil Strauß in Verlag und, als Hirzel dadurch beleidigt ihm das Buch zu freier Verfügung stellte, ebenso von der vierten Auflage an auch den alten und den neuen Glauben selber. Dem dabei etwas ängstlich gewordenen Neffen schrieb er das rührende Wort: „Ihr müsset eben vorsichtig sein. Ihr könnet Euren Onkel lieb und in Ehren halten, ohne seine religiösen Meinungen als Kokarde auf den Hut zu stecken.“

gegen Alfred Dove. Dieser hatte, weil er sich einmal auf seine (Straußens) Kosten in guten Humor gesetzt, es sich ja nicht verkneifen können, spöttisch von dessen Reverenzen vor Lessing oder von Jesu hoffnungsloser Unfähigkeit zum Börsengeschäft zu reden. Und ebenso energisch wandte sich Strauß gegen den altkatholischen Professor der Philosophie in München, Johannes Huber, wenn dieser ihm gegenüber in denselben Ton fiel und dem geächteten Widersacher auch die abgeschmacktesten Konsequenzen zuzuschieben für erlaubt hielt. Sachlich hatte man ihm vielfach einen inzwischen erschienenen Vortrag von Du Bois-Reymond „über die Grenzen des Naturerkennens" mit seinem vielzitierten Ignorabimus entgegengehalten, Dove hatte mit Beziehung darauf seiner Kritik geradezu die Überschrift gegeben: Bekenntnis oder Bescheidung? gleich als wollte er sagen: „Da sehet auf der einen Seite einen großen Naturforscher, der sich bescheidet, nur bis zu einem gewissen Punkte hin etwas zu wissen, der also jenseits dieses Punktes euch glauben läßt, was ihr wollet; und auf der andern Seite einen vermeintlichen Philosophen, der uneingedenk jener Schranken, auch über sie hinaus euch sein ungläubiges Bekenntnis aufdrängen will." Mit Recht weist Strauß den Versuch ab, sich dabei auf Kant zu berufen und seine kritische Eingrenzung des Vernunftgebrauchs nur deshalb willkommen zu heißen, um jenseits dieser Grenze um so ungestörter allen Spuk des alten Glaubens und Aberglaubens forttreiben zu können. Dagegen zitiert er aus der Schrift von Du Bois-Reymond seinerseits Sätze, aus denen klar hervorging, wie wenig Grund seine Gegner hatten, sich gerade auf diesen Naturforscher zu berufen. So die Äußerung, daß „die Seele als allmähliches Ergebnis gewisser materieller Kombinationen entstanden und vielleicht gleich anderen erblichen, im Kampf ums Dasein dem einzelnen nützlichen Gaben durch eine zahllose Reihe von Geschlechtern sich gesteigert und vervollkommnet habe"; oder noch deutlicher die andere: „Was wäre dem Naturforscher zu erwiderr, wenn er, bevor er in die Annahme einer Weltseele

willigte, verlangte, daß ihm irgendwo in der Welt, in Neuroglia gebettet und mit warmem, arteriellem Blut unter richtigem Druck gespeist, ein dem geistigen Vermögen solcher Seele an Umfang entsprechendes Konvolut von Ganglienkugeln und Nervenröhren gezeigt würde?“ Die Meinung eines Forschers, der so sprach, konnte unmöglich sein, sagt Strauß, „hinter den von ihm abgesteckten Grenzen unseres exakten Naturerkennens veraltete Hypothesen und abgestorbene Dogmen sich von neuem ansiedeln zu lassen“. Vielleicht freilich haben damals Feind und Freund das mehr aus rhetorischen als aus kritischen Bedürfnissen entsprungene „Ignorabimus“ des berühmten Vortrags überhaupt zu ernst und zu hoch genommen.

Im übrigen aber war der Ton der kleinen Straußischen Schrift weit weniger streitbar, als man erwartet hatte. Sie machte, fast wie einst die Friedlichen Blätter, eher einen elegischen Eindruck, als ob ihr Verfasser bei allem Festhalten an seinem Standpunkt vielmehr nach einer Verständigung suchte und tastete. Ausdrücklich heißt es: „kein Streit mit Andersdenkenden, nur Verständigung mit Gleichgesinnten war die Absicht“. Einzig das Recht dazu, daß eine Anzahl von Staatsbürgern überhaupt keiner Kirche mehr auch nur äußerlich angehöre, habe er durch sein Bekenntnis in Anspruch nehmen wollen; und davon bleibe er trotz aller Schmähungen überzeugt, daß er damit ein gutes Werk getan und sich den Dank einer minder befangenen Zukunft verdient habe. „Die Zeit der Verständigung wird kommen“, mit diesen Worten schließt er, „wie sie für das Leben Jesu gekommen ist: nur daß ich sie diesmal nicht mehr erleben werde.“

Ob er mit dem Ausblick in eine ihm günstigere Zukunft recht gehabt hat, lassen wir dahingestellt; das gehört nicht mehr in die Lebensgeschichte von Strauß. Aber damit hatte er sicher recht, daß er die Zeit der Verständigung nicht mehr erleben werde. Der Wendepunkt war Ende 1872

doch noch nicht eingetreten, der Kampf gegen sein Buch ging weiter, die Schmähungen hörten nicht auf, das Schlimmste sollte sogar erst noch kommen. Allein für ihn persönlich war der Streit zu Ende, jene Schlußworte waren aus einer Todesahnung herausgeschrieben, die sich nur zu rasch erfüllen sollte. Bald tönte das Kampfgetöse nur noch dumpf und leise herein in das Zimmer eines Sterbenden.

Dreizehntes Kapitel.

Das Ende.

Der alte und der neue Glaube war noch in Darmstadt zu Ende gebracht worden. Aber wir wissen bereits, daß ihn dort nichts mehr hielt. Ohne Arbeit zu bleiben, wäre ihm unmöglich gewesen. Auch lag Darmstadt zu weit ab von seinen beiden Kindern, Georgine war in Bonn, Fritz in Stuttgart: was war natürlicher, als daß er in die Nähe des einen oder des andern zog? Am Niederrhein hatte er schon einmal gelebt, ohne sich dort behaglich zu fühlen, und so begnügte er sich, alljährlich mit der Tochter in Biebrich oder am Bodensee schöne Wochen zu verbringen. Er war ein Schwabe, in diese seine Heimat gehörte er, dorthin zogen ihn Jugenderinnerungen und Jugendfreunde, dorthin nun auch der Sohn. Und die Luft war ja frei, seit Agnes Schebest in Stuttgart gestorben war. Die Wahl war nur, ob Stuttgart oder Ludwigsburg? Eine passende Wohnung, die sich zufällig fand, entschied für das letztere, für seine Geburtsstadt Ludwigsburg. Von dort führte die Bahn in 20 Minuten den Sohn und die Freunde herüber, unter diesen vor allem Rapp, der seit 1867 als Pensionär in Stuttgart wohnte. Zum Leben freilich wäre Ludwigsburg für Strauß bald zu einsam geworden, zum Sterben aber war es ihm eben recht.

Als er im November 1872 in Ludwigsburg einzog, fand er, daß der Tausch mit Darmstadt sehr seine zwei Seiten habe, zumal die Jahreszeit eine solche war, in der Ludwigsburg seine Vorzüge nur sehr unvollständig zur Gel-

tung bringen konnte. Doch machte er sich die Spaziergänge nach Möglichkeit zunutze und fand sie selbst bei dem feuchten Novemberwetter recht gangbar. Dagegen wirkten die Erinnerungen, die sich ihm auf Schritt und Tritt darboten, so teuer sie ihm waren, im ganzen doch mehr schmerzlich als erfreulich, weil sie sich durchaus an Verstorbene knüpften. Ludwigsburg war für ihn eine wahre Totenstadt. Außer mit dem ihm verwandten Ruoffschen Hause knüpfte er keine Verbindungen an. Dem Prälaten Hauber, seinem um eine Promotion älteren Konkurrenten von Tübingen her [1]), begegnete er zuweilen auf Spaziergängen, man begrüßte sich freundlich und ging wohl auch eine Strecke zusammen. Den klugen Prälaten mochte es reizen, dem einsamen Strauß gegenüber unterwegs den Unbefangenen und Großmütigen zu spielen. Ein Verkehr war das natürlich nicht. Seinem ohnehin schwachen Trieb, sich anzuschließen, und den guten Vorsätzen, mit denen er gekommen war, wirkte überdies der üble Eindruck entgegen, den er sein Buch überall machen sah. Aber gerade, daß er niemand zu besuchen hatte und von niemand besucht wurde, daß er nach Herzenslust allein sein konnte, behagte ihm in dieser menschenscheuen, menschenüberdrüssigen Stimmung doch. Und die alte Karoline hatte zu seiner Bedienung eine recht ordentliche Person ausfindig gemacht und sah ja, am Orte gegenwärtig, treulich sorgend selber nach dem Rechten. Nur die Wohnung war nicht gut gelegen, so nüchtern und prosaisch, so stil- und stimmungslos, wie sie uns heute anmutet, war sie schon damals. Übrigens dachte er auch an neue Arbeit, die ihn am besten aus der Verstimmung herausgerissen hätte. Er fing bereits wieder an, Steine zu brechen und Stämme zu fällen. Ich traf ihn im Dezember 1872 beim Studium von Zellers Geschichte der deutschen Philosophie. Auf ein Opus philosophicum weisen auch sonst Andeutungen hin: vielleicht wollte er den früheren

---

[1]) Siehe Band I, S. 52.

Plan einer Geschichte der Moral wieder aufnehmen. Gelegentlich klingt es auch so, als ob es sich um ein Buch über Lessing handelte. Aber über die allerersten Vorarbeiten ist er jedenfalls nicht hinausgekommen; denn nun kam ein anderes, — zuerst die Krankheit, dann der Tod.

Noch im März 1873 schreibt er: „wenigstens bin ich gesund". Allein schon am 3. April klingt es anders: „Meine Gesundheit hat einen Puff bekommen." Strauß war bis dahin nie eigentlich krank gewesen, nur von Katarrh und Grippe, seltener von Magenverstimmung ist in den Briefen gelegentlich die Rede. Jetzt, beinahe genau mit dem 65. Geburtstag, verließ ihn seine bisherige Gesundheit, er sah einem durch tiefe Körperleiden getrübten Lebensabend entgegen. Der Versuch mit einer Kur in Karlsbad verlief resultatlos. Im Juni entdeckten die Ärzte, sein Sohn Fritz und Obermedizinalrat Elsässer in Stuttgart, eine Geschwulst im Darmkanal. Man dachte natürlich an Krebs; es war aber, wie ein später vorgenommener Probestich durch Professor Simon aus Heidelberg ergab, ein Abszeß harmloserer Art, eine Blutzyste, die allmählich in Verjauchung überging [1]. Schon vorher, gleich nach der Rückkehr aus Karlsbad, war starke Abmagerung und rasches Schwinden der Kräfte eingetreten, was die Ärzte auch von einer eigentlichen Operation absehen ließ. Dazu stellten sich heftige und immer heftiger werdende Schmerzen ein, die kaum durch Narkotika in erträglichen Maßen zu halten waren. Es war ein langes, schweres Krankenlager, waren Tage und Wochen und Monate voll körperlicher und geistiger Schwäche und voll fürchterlicher Schmerzen. Und es war fast von Anfang an ein Krankenlager ohne Hoffnung, namentlich bei dem Kranken selber.

Da berührte ihn, was von außen kam, nicht allzuviel mehr. Den literarischen Verdrießlichkeiten des vergangenen

[1]) So nach einem mir vorliegenden Brief von Professor Simon an den Sohn.

Winters schrieb er teilweise die Schuld an der Widerstandslosigkeit und dem Schwinden seiner Kräfte zu. Also galt es sie sich vom Leibe zu halten. Ausdrücklich bittet er Rapp:

Tu mir nichts davon zu wissen,
Laß mich ruh'n auf meinem Kissen.
Kann ich mich nicht ferner wehren,
Mag ich auch nichts weiter hören.

Nur das angekündigte Sendschreiben von Biedermann in Zürich hätte ihn interessiert. Und doch kamen noch zwei schlimme Attacken. Zunächst eine von befreundeter Seite. Vischer wollte schon im Januar 1873 öffentlich über den alten und den neuen Glauben das Wort ergreifen, und zwar — als Gegner des Buches; dann glaubte er sich auf eine private Admonition beschränken zu können und schickte Strauß das Paket mit seinen Bemerkungen zu, obwohl ihn dieser hatte bitten lassen, damit zu warten, bis er mit wiedergewonnener Ruhe und innerer Klarheit seine Arbeit von neuem vornehmen könne. Aber Vischer drängte es zu reden, zu streiten, recht zu behalten; und so erschien in den „kritischen Gängen" im August 1873 ein Artikel gegen den alten und den neuen Glauben: — „also richtig!" wie Strauß an Rapp seufzend schreibt. Das war in diesem Augenblick zu viel. Als Vischer einige Zeit nachher ihn besuchen wollte, wandte sich Strauß wortlos von ihm ab, das Band zwischen den beiden war, wie schon so manchesmal, zerschnitten, nur konnte es diesmal im Leben nicht mehr wieder angeknüpft werden.

Die zweite Attacke ging von Nietzsche aus. Im Herbst 1873 erhielt Strauß das erste Stück von dessen „Unzeitgemäßen Betrachtungen. David Strauß, der Bekenner und Schriftsteller." Auf den Inhalt komme ich nachher noch mit einem Wort zurück. Hier handelt es sich nur um den Eindruck, den das Pamphlet auf Strauß gemacht hat. „Der Nietzsche", schreibt er am 19. Dezember an Rapp, „hat es

ja den Leuten förmlich angetan. Es ging mir hier, wie es in der Entführung heißt:

Erst geköpft und dann gehangen...

Freilich, wenn es ihm gelungen ist, einen schon Geköpften auch noch zu hängen, so war das Aufsehen, das er machte, nicht unverdient! Ihr seht übrigens, wie vergeblich eure Bemühungen sind, einen schon zweifach Getöteten wieder zu beleben. Auch wäre es kaum wünschenswert; denn in der Entführung heißt es weiter:

Dann gespießt auf heiße Stangen, —

was ja noch schmerzhafter als Hängen und Köpfen sein muß. Mir ist an dem Patron nur das psychologische Problem merkwürdig, wie man zu einer solchen Wut kommen kann gegen einen Menschen, der einem nie ins Gehege gekommen, — kurz das eigentliche Motiv seines leidenschaftlichen Hasses begreife ich nicht [1]). Doch lassen wir die Fratzen und wenden

[1]) Wir begreifen das heute natürlich besser. Abgesehen von ganz Persönlichem, dem Neid des Stilisten Nietzsche auf den Stilisten Strauß, wovon noch die Rede sein soll, war es die „Wut" des Wagnerianers gegen den musikalischen Klassizisten, der von Wagner nichts wissen wollte, die Verachtung des Pessimisten gegen den „ruchlosen" Optimismus von Strauß und die Empörung über dessen Kritik an Schopenhauer, der damals noch Nietzsches anderer Meister war. Seit dem Erscheinen des Buches von Bernoulli, Overbeck und Nietzsche, wissen wir aber auch, wer hinter diesem Haß gestanden, ihn angefacht und geschürt hat: es war der Theologe Overbeck, der eben damals eine höchst merkwürdige „Streit- und Friedensschrift" („Über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie" 1873) hatte erscheinen lassen, in der auch er sich mit dem Buch von Strauß auseinandersetzte. So steckt theologische Antipathie, theologisches Ressentiment auch in dem Nietzscheschen Angriff auf Strauß. — Die Verständnislosigkeit und Brutalität der Schwester, die uns in ihrer Biographie des Bruders II, S. 135 berichtet, wie diesem sein Pamphlet nachträglich habe leid tun wollen, als er hörte, daß Strauß ein Kranker und Sterbender sei, dann aber ihrerseits auf Grund des oben mitgeteilten Briefes von Strauß ihn einen selbstgefälligen Satisfait nennt, der kein Mitleid verdiene und „nicht an gebrochenem Herzen gestorben

uns den Musterbildern des Schönen und Guten zu." Im übrigen hielt er sich die nicht endenwollende Flut der Streitschriftenliteratur um sein Buch her möglichst vom Leib. Auch meine Schrift „In Sachen des Straußischen Buches", in der ich den Kampf gegen Johannes Huber fortsetzte, hat er zwar in den ersten Tagen des Jahres 1874 noch erhalten, sie aber eben nur noch gesehen, nicht mehr gelesen.

Sonst ermüdete sein Geist bis gegen das Ende hin nicht. Nicht nur für leichte Arbeit und allerlei Lektüre hielt er stand, auch zum Briefeschreiben raffte sich Strauß auf, so schwer es ihm mehr und mehr auch fiel. Namentlich zwischen Rapp und ihm flogen Briefe und Billette hin und her: aus dem Jahre 1873 sind noch 72, aus dem Januar 1874 noch 7 Briefe von Strauß an ihn erhalten. Und darin wird nicht nur über sein Befinden berichtet, sondern allerlei Ernsthaftes besprochen: über Treitschkes Stil und Justis Winckelmann, über Zellers Vorlesungen über Staat und Kirche, über Schopenhauer und Platon, über Mörike und Hermann Kurz, über Paulis englische Geschichte oder über ein Bild von Kaulbach, über Cornelius Nepos' Atticus und den Unterschied von

---

sei", soll hier nur niedriger gehängt, keines Wortes der Zurückweisung gewürdigt werden. Strauß ein Satisfait! Du lieber Gott! Wenn Nietzsche im „Ecce homo" S. 70 ff. seine Beschimpfungen wiederholt und Strauß noch einmal einen Bildungsphilister und Satisfait nennt, ihn zu den unverbesserlichen Flachköpfen und Hanswürsten rechnet und dieses schwäbische Wundertier komisch findet, so mag man das dem Geisteskranken zugute halten. Die Schwester hat diese Entschuldigung nicht. — Sehr merkwürdig ist die Darstellung des uns hier nicht weiter berührenden Verhältnisses von Nietzsche und Strauß in der Naumannschen Patria von 1909, S. 210 ff., die für Nietzsche gegen Strauß Partei nimmt und in einem Hymnus auf die frohe Botschaft des Patrioten Nietzsche endigt. Sollte die Aufnahme des Artikels auch hier auf frühere theologische Antipathien zurückzuführen sein? oder ist sie ein Zeichen einer beginnenden Rückwärtsentwicklung: erst von Stöcker bis ganz nahe heran an die Sozialdemokratie und nun zurück über den Block zu Nietzsche, der antisozial, antidemokratisch, antiliberal war „bis zur Bosheit"? Wer will das sagen?

Catull und Horaz. Auch scherzen kann er noch, so wenn er Freund Rapp über die Schreibung des Namens Darwin belehrt: „Was würde die Nachwelt, was würden auch im Elysium die seligen Schatten, so gutherzig wir uns auch diese vorzustellen haben mögen, von mir sagen, wenn sich zeigte, daß ich, l benslänglich ein Schulmeister, nicht einmal so viel Beruf dazu gehabt, um meinem vertrautesten Freund auch nur den Namen eines Mannes, um den sich in der letzten Zeit unsere Verhandlungen so oft gedreht, richtig beizubringen!“ Und neben den Briefen die Besuche. Von Stuttgart kam ihm der Sohn nur nicht oft genug, Rapp so häufig als möglich, öfter auch Gustav Binder, Professor Reuschle u. a. Aus Heidelberg Kuno Fischer, über dessen Zurückversetzung auf den alten Boden als über einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit Strauß sich ganz besonders freute; Fischer, rühmt er, war bei seinem Besuch unendlich teilnehmend und gab, für einen so strammen Mann, seinem Schmerz einen leidenschaftlichen Ausdruck. Auch mit Zeller hatte er noch einmal „eine recht schöne Stunde“; „auch er gehört zu den Freunden, deren Liebe mich beschämt.“ Selbst von Fremderen drangen teilnehmende Stimmen in das Krankenzimmer, unter denen natürlich auch die der beiden fürstlichen Frauen in Darmstadt und Berlin nicht fehlten.

Und wie dankbar er für all' das war! Namentlich Rapp dankt er immer wieder für seine fast täglichen Briefe, durch die er ihm gar wohl tut, und überhaupt für alle Freundschaft und Liebe, die er für ihn hat und ein Leben lang gehabt hat:

O Freund, laß andere sich um ihre Ehre zanken,
Die niemand anzutasten strebt;
Du labe ferner mit gelindem Wort den Kranken,
Dieweil er atmet, weil er lebt.
Laß ihn im Frieden zu der dunkeln Pforte schwanken,
Die schon sich in den Angeln hebt;
Du siehst ihn mit der Hand Dir noch von ferne danken,
Indes zum Schatten er verschwebt.

Aber auch ein anderer Sonnenstrahl fiel noch herein in die immer dunkler werdende Kammer. Georgine konnte nicht kommen, dafür überraschte sie Anfang Oktober den Vater mit der Nachricht von der Ankunft eines Zwillingspärchens. Anfangs erschrak er zwar über den Doppelsegen, da schon drei ältere Enkelkinder da waren, zumal er eben einen recht schlechten Tag hatte, als das Telegramm kam. Aber bald nahm er die Sache von der heiteren Seite und bedauerte nur, daß er die beiden „Ferkelchen“ nicht sehen konnte; besonders im Badezüberchen stellte er sie sich gerne vor. Zierlich und lustig scherzt er im Anklang an ein Mörikesches Gedicht:

Ja die Störche, ja die Störche,
In der Kammer wie im Pferche
Können einen Mann erschrecken,
Wenn sie ihn zu zweien wecken.

Und die Frau, wofern sie klug ist,
Weiß, daß eins gerade gnug ist;
Wenn dann Zwillinge erscheinen,
Fragt sie: lachen oder weinen?

Auch der Großpapa, der alte,
Auf der Stirne manche Falte,
Seufzet in den schlanken Beutel:
Alles eitel! alles eitel!

Ein anderes Mal tröstet er die Eltern:

Einst mit eurem Zwillingsschrecken
Werdet ihr euch selber necken,
An Geburts- und Jubeltagen
Fröhlich euren Gästen sagen:

Unsere großen Drei in Ehren;
Doch was würden wir entbehren,
Hätten wir die Zwillingsrangen
Nicht als Nachtisch noch empfangen!

Und ebenso stellt er sich zur Taufe im November mit Versen ein, weil er auch dabei sein will, wie

Aus den beiden kleinen Heiden
Macht man jetzt zwei kleine Christen.

Aber nun die Hauptfrage, wie hat sich der neue Glaube im Leiden und Sterben an ihm bewährt? Auch darüber geben uns Briefe und vor allem Verse Aufschluß. Daß Strauß die Schmerzen trug wie ein Held, darüber war seine Umgebung einig; nur Rapp wußte, wie er litt. „Er klagte nicht,“ erzählt Binder; als dieser ihn einmal fragte, ob er schwer leide, erwiderte er fast streng: „So dürfen wir nicht sprechen, wir müssen tragen, was der Lauf der Natur uns bringt.“

Religion ist Gefühl schlechthiriger Abhängigkeit vom Universum, vom Lauf der Natur: so hatte er im alten und neuen Glauben gelehrt. Diese Abhängigkeit brachte ihm der Leidensweg, auf dem ihm keine Station erlassen wurde, ganz persönlich zum Bewußtsein; und dieses Gefühl der Abhängigkeit und Ergebung in den Lauf der Natur brachte er nun auch in Versen vom Kranken- und Sterbelager aus schön und rein und fromm zum Ausdruck.

Aus den letzten Monaten stammen die beiden Suspirien:

Könnt' ich denn empfangen haben,
O Natur, aus deinen Händen
Diese schönen, reichen Spenden
Und nicht auch Vertrau'n auf dich?
Große Geberin der Gaben,
Seufz' ich dann in meiner Kammer,
Nur mit allzu schwerem Jammer,
Gütige, verschone mich.

Und das andere:

Stund' um Stunde fühl' ich meine Kräfte schwinden,
Sich die Bande lösen, die mich hier noch binden;
Wenig Monde noch, so ist von diesen Resten,
Die jetzt mich bedeuten, keiner mehr zu finden.
Ew'ge Kraft der Welten, hilf der müden Seele
Diese letzten Qualen standhaft überwinden!
Ja, in Ruhestunden spür' ich schon ein Säuseln,
Wie von Siegeslüften, kühlenden, gelinden.
Doch nicht Lorbeer, nur der Liebe Kranz begehr' ich
Mir im Sarg die bleichen Locken zu umwinden.

Und endlich das letzte vom 29. Dezember 1873 an Frieda Boger:

Wem ich dieses klage,
Weiß, ich klage nicht;
Der ich dieses sage,
Fühlt, ich zage nicht.

Heute heißt's: verglimmen,
Wie ein Licht verglimmt,
In die Luft verschwimmen,
Wie ein Ton verschwimmt.

Möge schwach wie immer,
Aber hell und rein,
Dieser letzte Schimmer,
Dieser Ton nur sein.

Wer so stirbt, der stirbt wohl. Was Strauß dem Bruder zehn Jahre vorher nachgerühmt hatte: „Du hast selbst in solchen Augenblicken, wo jede Lebenshoffnung erloschen war, niemals der Versuchung nachgegeben, durch Anleihen beim Jenseits dich zu täuschen“, das gilt nun von ihm selber. Die Flügel, die immer schon seine Prosa beflügelt hatten, sie haben ihn in diesen letzten schweren Wochen vom Boden aufwärts gehoben und ihn zu jenen reinsten und höchsten Höhen geführt, über die einst der sterbende Sokrates im Gefängnis und beim Schierlingsbecher gewandert war. Als ein weiser und als ein frommer Mann ist David Friedrich Strauß gestorben. Damit hat er den vorwitzigen Fragern, ob er auch fromm genug gewesen sei, um über religiöse Dinge mitzusprechen, die einzig mögliche Antwort gegeben. Und in dieser seiner Religion war alles: Abhängigkeitsgefühl und fromme Ergebung, Vertrauen und Glauben, Erhebung und inneres Freigewordensein — dem unerbittlichen Gang der Natur gegenüber Ergebung, Glauben an die Vernunft und Güte des Weltlaufs und damit zugleich das Triumphgefühl des Menschen gegenüber Schicksal und Natur, das ihn in Leiden und Sterben rufen läßt: Schmerz, wo ist dein Stachel? Tod, wo ist dein Sieg? Es war die Frömmigkeit eines Pantheisten, wie sie ähnlich so etwa auch Goethe in sich getragen haben mag.

Auch noch ein anderes hat Strauß in dieser letzten Zeit mehr und mehr abgestreift, jenes Individualistische, soweit es ein Egoistisches war oder zu werden drohte. Ein guter Deutscher ist Strauß immer gewesen. In den Kriegen von 1866 und noch mehr in dem von 1870 hat er über dem Kampf und Sieg seines Volkes die eigene Not und das eigene Glück oder Unglück mehr und mehr vergessen. In diesem letzten schweren Jahr aber wandte er sich vollends angeekelt von jenen „Fratzen“ eines kleinlichen persönlichen Gezänkes den Musterbildern des Guten und Schönen, von dem Gedanken an sich den Gedanken an sein Volk und dessen große Schick-

sale zu. Am 10. November 1873 freut er sich in trefflichen Distichen der zwei mächtigen Treffer, die uns dieser Tag gebracht hat, Luthers und Schillers. In einem Epigramm jubiliert er über die Antwort Kaiser Wilhelms I. auf die Anmaßung Pio Nonos, der in einem Schreiben vom 7. August 1873 alle Getauften für sich in Anspruch genommen hatte:

Das alte Waschweib dort mit dreigestufter Haube
Was schreit es aus dem Vatikan? —
Die Antwort gibt ihm schon, gekrönt mit deutschem Laube,
Ein kaiserlicher Mann.

Und in seinem letzten Brief an Rapp vom 4. Februar 1874 — es sind die letzten Worte, die er überhaupt geschrieben, — da heißt es: „Glückauf für morgen zur Reichstagseröffnung! Das sind Hauptsachen, wogegen unsere kleinen Schmerzen verschwinden". So kommt zum Schluß neben Gott-Natur auch Gott in der Geschichte noch zu seinem Recht.

Am 8. Februar 1874 ist er mit frommer Ergebung in den Naturlauf und mit einem Herzen voll Liebe für Vaterland und Freunde, für Kinder und Enkel gestorben.

Am 11. Februar haben wir ihn begraben. „Es war ein kalter, schöner Wintertag: hell und klar schien die Sonne, fast als wollte sie zeigen, daß hier ein Mann zur Erde bestattet werde, der es an Klarheit ihr gleich zu tun versucht hatte. Es war ein stattlicher Zug, der sich durch die mehr als sonst belebten Straßen seiner Vaterstadt dem Friedhof zu bewegte; und so wehmütig es mir ums Herz war, so freute ich mich doch, daß heute so manche sich zu Strauß bekannten, sei's nur mit dem Kopf oder auch mit dem Herzen. Zugleich aber fühlte ich mich und fühlten sich viele mit mir gehoben durch den Anblick, der uns vorher noch zuteil geworden war. Wir hatten den Toten noch einmal gesehen, noch einmal die Denkerstirne, die so frei und fest die geschlossenen Augen überragte, noch einmal den Mund, der von Leiden zeugte und doch von Freundlichkeit und Frieden umspielt war, geschaut. So lag er inmitten seiner Bücher

gebettet in herrlichstes Grün: es war ein Anblick, in aller Einfachheit schön und groß, wie ich noch nie etwas gesehen hatte.“ So schrieb ich unter dem Eindruck dieses Erlebnisses in der „Gegenwart“ vom 21. März 1874. Glockengeläute hatte sich Strauß ausdrücklich verbeten, auch kein Geistlicher sollte an seinem Grabe sprechen. Damit war sein Freund Rapp ausgeschlossen, der wohl auch zu ergriffen gewesen wäre, es zu tun. Am nächsten standen dann die drei, Vischer, Zeller und Kuno Fischer. Aber der erste konnte und durfte nicht. Er selbst hat noch, als er zehn Jahre später bei der Feier der Enthüllung einer Gedenktafel am Geburtshaus von Strauß die Rede hielt, gesagt: „Ein Schatten schien sich mir zwischen mich und den Entschluß zu stellen, ein Schatten mit Geistermienen, die mich als Sprecher nicht willkommen hießen.“ 1874 jedenfalls war der Schatten noch zu tief, der Bruch noch zu neu. Zeller war krank. Warum Kuno Fischer, der darum gebeten wurde, es nicht übernommen hat, weiß ich nicht. In dieser Not bot sich ein anderer von den Getreuesten, Gustav Binder, damals Direktor des Studienrats in Stuttgart, an. Sohn und Tochter waren damit einverstanden. Neben ihm kamen noch Professor Reuschle und ein Verwandter, Dr. Ruoff von Ludwigsburg, zu Wort. Reuschle feierte Strauß etwas pathetisch als den Lessing des 19. Jahrhunderts[1]). Ruoff dankte in warmen, würdigen Worten dem Verstorbenen für die Freund-

---

[1]) Über diesen Vergleich hat Strauß früher einmal an Reuschle geschrieben: „Ich leugne nicht, daß ich in Stunden gehobenen Selbstgefühls mir zuweilen geschmeichelt habe, es sei von Lessings Mantel ein Stückchen, groß genug, mir eine Jacke daraus zu machen, auf mich gefallen; was aber die Vergleichung betrifft, gedenke ich des Spruches:

Aber mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch!

oder genauer, ich weiß, daß jenes das Zeitalter der Halbgötter war, das jetzige das der οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν ist.

lichkeit und eingehende Teilnahme, die er den Angelegenheiten der Familie stets erwiesen habe und dafür, daß er den Seinigen ein Führer zur Wahrheit gewesen sei. Die Rede Binders aber lautete wie folgt:

Hochgeehrte Trauerversammlung!

Ein alter Freund des Dahingeschiedenen, wenn auch seit unserer gemeinschaftlich verlebten Jugend nur selten seines näheren Umgangs teilhaftig geworden, wage ich es, zum Abschied auf immer von ihm ein paar Worte an Sie zu richten. Ich gedenke seiner, wie er als ein zarter, schmächtiger Knabe mit großem dunklem Auge im Jahre 1821 mit uns in das niedere Seminar kam; daß er dereinst den ersten Platz unter allen einnehmen werde, weissagte schon damals sein Lehrer, der Rektor der hiesigen Lateinschule. Er hatte ein lebhaftes Bedürfnis, sich an wenige Freunde enger anzuschließen, war heiter und fröhlich in der Gesellschaft, dabei aber stets maßvoll und züchtig, jeder Unanständigkeit und Ausgelassenheit abgeneigt und seinen Studien mit Fleiß und Eifer hingegeben. Und so ist er geblieben in den akademischen Jahren und sein ganzes Leben lang, einfach und schlicht, als sein Ruhm schon durch alle Lande ging, in seiner eigenen äußeren Erscheinung und seiner Umgebung; außer dem Nötigsten (dazu gehörte aber für ihn eine stetige geistige Beschäftigung) bedürfnislos und im edelsten Sinn bürgerlich; sittenrein war sein Gespräch und sein ganzes Tun, und wenn er auch zuweilen gegen Freund und Feind um seiner Überzeugung willen hart und zurückstoßend sich ausließ, wer wird das nicht zurechtzulegen wissen, wenn er gedenkt, auf welchem Wege und mit welch unerschrockenem Mute er sich seine Überzeugung erstritten und gegen welcherlei Anfechtungen er sie zu verteidigen hatte! Denn wahrlich, sein Lebenslos ist ihm nicht aufs lieblichste gefallen; er, der in seinen besten Jahren so sehr ein ständiges Amt, und wenn auch nur, wie er mir einmal bekannte, eine beschei-

dene Lehrstelle sich wünschte, und der bereits eine akademische Wirksamkeit, für die er ganz geschaffen war, mit schönstem Erfolge begonnen hatte, sah zweimal sich aus dieser Laufbahn hinausgedrängt und zu einem unruhigen Wanderleben verurteilt, bis er endlich nach häufigem Wechsel seines Wohnsitzes in seine Vaterstadt zurückkehrte, welche ihm und welcher er fast gänzlich fremd geworden war und die nun eben nur die Stätte seines letzten Leidens und seines Endes werden sollte. Doch er hat sein Schicksal mit stets ungebeugtem Mute hingenommen, hat an jedem seiner Wohnorte bei den wenigen, an die er sich näher anschloß, ein reiches Angedenken sich gestiftet und das schreckliche, geheimnisvolle Übel, das ihm tödlich geworden ist, mit klageloser Standhaftigkeit ertragen. Ruhe sanft, lieber Freund, ruhe sanft, dein Volk wird deiner eingedenk sein, und die Jugend deines Volkes wird dich nicht vergessen.“

Männergesang umrahmte die würdige Feier, von der wir Teilnehmer tief ergriffen und erbaut davongegangen sind. Aber es war noch nicht zu Ende. Für das „Leichensägerkapitel“, wie Strauß solche Nachspiele in seinen Biographien nannte, sorgten bei ihm seine alten Feinde, die schwäbischen Pietisten. Über dem Grab des streitbaren Mannes klirrten noch einmal friedlos die Waffen, wie sie zu Lebzeiten so oft um ihn geklirrt hatten. Am 12. März 1874 erschien im Schwäbischen Merkur, mit 214 Unterschriften bedeckt, folgende Erklärung: „Nach dem Schwäbischen Merkur vom 12. Februar hat am Grabe des Dr. Strauß, dieses entschiedenen Gottesleugners, Herr Direktor v. Binder, der an der Spitze unseres gelehrten Schulwesens und auch der Behörde steht, welcher unsere evangelisch-theologischen Seminarien unterstellt sind, eine Rede zur Verherrlichung dieses Mannes gehalten und mit folgenden Worten geschlossen: das deutsche Volk wird deiner eingedenk sein, die deutsche Jugend wird dich nicht vergessen. Wir finden uns in unserem Gewissen gedrungen,

zu erklären, daß durch solches Auftreten dem christlichen Bewußtsein unseres Volkes ein schwerer Anstoß gegeben wird, und machen auch darauf aufmerksam, daß die Straußischen Lehren schließlich auf die Zerstörung der einzig wahren Grundlagen von Staat, Familie und Sittlichkeit hinführen und folglich nur dem Sozialismus in die Hände arbeiten. Wir bleiben bei dem apostolischen Worte: Wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben; wer den Sohn Gottes nicht hat, der hat das Leben nicht." Daß der eigentliche Anstifter dieser denunziatorischen Erklärung, Prälat Kapff in Stuttgart, nachher meinem Schwiegervater gegenüber seine Hände heuchlerisch in Unschuld waschen wollte, nach dem Rezept: Si fecisti, nega, das gehört zum Treppenwitz dieser kläglichen Geschichte,

Man begreift heute nur schwer, wie die schlichten Freundesworte Binders Anlaß zu diesem Protest haben geben können [1]); oder man begreift es nach dem alten Theologenwort: Haereticis fides non est habenda. Nicht einmal am Grab sollte der Freund menschlich sich zum Freunde bekennen dürfen, weil dieser ein „Gottesleugner und Atheist" gewesen war. Ob die Stuttgarter Pietisten ihr Ziel gegen Binder erreicht und den ihnen um seines Freisinns willen längst schon verhaßten Mann aus seinem Amte verdrängt hätten, wenn nicht das Hohngelächter, das darüber durch ganz Deutschland ging, Gegenerklärungen im Merkur, die kaum weniger Unterschriften fanden, und scharfe Artikel von Männern wie Eduard Zeller und Vischer den König Karl und seinen Minister v. Geßler davon zurückgehalten hätten, weiß ich nicht. Immerhin war Binder von da an Persona minus grata. Wir aber kehren von solchen „Fratzen" noch einmal zu Strauß zurück.

---

[1]) Man begreift es heute so wenig mehr, daß, wie ich höre, in Württemberg die Sage verbreitet ist, Binder habe in seiner Rede vom Dogma als einem systematisierten Wahn gesprochen. Daß die Rede genau so gehalten worden ist, wie ich sie oben wiedergegeben habe, kann ich als Ohrenzeuge verbürgen; jene Behauptung ist also nicht wahr.

Schluß.

Strauß war Schriftsteller, das war sein Beruf. Am Schriftsteller ist das Erste und Wichtigste die Art, wie er schreibt, sein Stil. Le style c'est l'homme: also beantworten wir mit der Frage nach seinem Stil zugleich auch die andere, was für ein Mensch er gewesen sei?

Es gibt bei uns in Deutschland drei Stilarten, man kann sie am besten nach ihren typischen Vertretern den Treitschke-, den Nietzsche- und den Straußstil nennen. Über den ersten hat sich Strauß selber in einem Brief an Rapp so ausgesprochen: „Allen Respekt vor Treitschke, seinem ausgebreiteten Wissen, seiner tiefen Einsicht, gediegenen Gesinnung, hinreißenden Darstellung. Von allem dem trägt der Leser reiche Ausbeute davon, aber am Ende doch auch einen eingenommenen Kopf. Woher das? Weil des Mannes Grundstimmung Pathos ist, und das taugt nichts, am wenigsten bei einem Historiker... Es ist das Stück Fichte, das in ihm steckt... Wenn Du erkennen willst, wie weit dieses Pathos von Treitschke das rechte ist, so darfst Du nur darauf merken, wie alle seine Aufsätze aus dem gleichen Tone gehen. Der sollte aber doch billig variieren nach den Gegenständen; und wenn auch derselbe Verfasser einige Gleichheit des Grundtons mit sich bringen wird, so sollte doch auch der Verfasser, wenn er gehörig beweglichen Geistes ist, zu verschiedenen Zeiten verschieden aufgelegt sein? Wo aber triffst Du bei Treitschke je ein Fünklein Humors? Wie tritt auch nur die epische Betrachtung der Dinge gegen den ewigen kategorischen Imperativ zurück!"

Das Pathos also, die Gleichheit des Tons, auf den alles gestimmt war, und der Mangel an Humor — das war es, was ihm am Treitschkestil mißfiel.

Über den Stil Nietzsches finden wir keine Äußerung von Strauß, um so besser wissen wir, was Nietzsche am Stil von „David Strauß, dem Schriftsteller" auszusetzen hatte: er hat es uns in seiner ersten „Unzeitgemäßen" laut genug in die Ohren geschrien. Zuerst eine kleine Blumenlese daraus! Zwar der „Bildungsphilister" gilt mehr dem Bekenner als dem Schriftsteller, ebenso die Vulgarität der Gesinnung und die klassische Philisterfeigheit. Aber die Impotenz und der Lumpenjargon, der nichtswürdige Stilist und Skribler, das stilistische Pachyderma (sic!) und das Sudlergesindel, der Tintenkleckser und der Flickschneider — diese Schimpfworte sollen den schlechten Schriftsteller treffen, der Strauß in Nietzsches Augen war. Ich denke, dieses kleine Verzeichnis genügt, um die Maßlosigkeit und die Ungerechtigkeit dieses Angriffs für jeden, der etwas Geschriebenes von Strauß kennt, ohne weiteres darzutun. Diese erste Unzeitgemäße ist darum heute selbst vielen Nietzscheanern eine arge Verlegenheit; denn sie ist töricht und sie ist bösartig. Und auch die Art, wie Nietzsche seine Schimpfereien zu beweisen sucht, macht ihm wenig Ehre. Nirgends ist Nietzsche kleinlicher gewesen als hier, wo er sich mit Grimms Wörterbuch bewaffnet, soweit es bis dahin erschienen war [1]), niedersetzt und den alten und den neuen Glauben mit roter Tinte wie einen Schüleraufsatz durchkorrigiert. Von solchen Übertreibungen ist für uns also nichts zu holen, keine Kenntnis

[1]) Das hat Gustav Binder (der Sohn des Studienratsdirektors) in einer Serie von Artikeln in der „Gegenwart", IV, 1873, nachgewiesen. Die Invektiven des oben genannten Patria-Aufsatzes gegen meinen verstorbenen Schwager gehen weit über das Maß dessen hinaus, was Nietzsche selbst im Ecce homo darüber sagt: er nennt (S. 71) diese schwäbische Erwiderung „so bieder und grob, als er's irgendwie wünschen konnte". Ich denke über die Artikel Binders natürlich anders.

und kein Verständnis des Straußischen Stils. Wir müssen es anders angreifen, müssen ihn umgekehrt unsererseits mit dem von Nietzsche vergleichen. Nietzsche ist, darüber kann natürlich kein Streit sein, einer unserer glänzendsten Schriftsteller: nirgends toter Buchstabe, überall lebendige Rede voll Wohllaut und Musik, sein Stil ist wirklich Stil, stilisierte Rede, ein geistreiches Aphorismengefunkel, das glüht und leuchtet, das unruhig flimmert und flackert; er ist auch als Stilist mit einem Wort dionysisch. Zum Wesen des Dionysischen aber gehört, daß es leidenschaftlich und unduldsam keine andern Götter neben sich haben will und daß ihm das Apollinische als Ausdruck einer affektierten Mäßigung verächtlich erscheint.

Der Straußische Stil dagegen ist einfach und schlicht, ungesucht und ungekünstelt, maßvoll und ruhig, hell und klar. Nirgends stört ein falsches oder auch nur ein lautes Pathos, nirgends Pose oder Haschen nach Effekt. Sein Stil ist eben im Gegensatz zu dem von Nietzsche apollinisch; und so stoßen hier zwei Stilrichtungen in aller Gegensätzlichkeit und Schärfe gegeneinander. Wie er Treitschkes Pathos oder Rankes allzu elegante und geleckte, „höllisch noble" Art von Geschichtschreibung ablehnte, so hätte er auch Nietzsches Stil nur ablehnen können. Und doch hat jeder von den Dreien in seiner Art recht. Treitschkes Pathos riß uns in den großen Stunden der deutschen Geschichte begeisternd mit, Nietzsches blitzende Diamanten faszinieren uns mit ihren Pointen und Schlagern im Spiel geistreicher Unterhaltung, Straußens einfach-schöne Prosa dagegen können wir in allen Lebenslagen genießen und uns ohne Aufregung oder mise en scène in aller Ruhe ihrer in jedem Augenblick freuen. Sie belehrt uns, ohne uns überreden zu wollen, sie tut uns wohl, ohne uns zu blenden, weil sie nicht allein das Wort haben will, sondern dialektisch und dialogisch das Hin und Her, das Für und Wider objektiv mit uns erörtert. Daher schalten ihn dann freilich Nietzsche und

Treitschke einen Philister, und der Nietzscheaner Schweitzer nennt ihn einen Schulmeister. In diesem Sinn hatte nach Nietzsche auch Goethe etwas vom Philister an sich, und für Schweitzer müßte auch Lessing ein Schulmeister sein.

Jene Vorzüge des Straußischen Stiles, die wir aller solcher Verkleinerung gegenüber empfinden und anerkennen, treten vielleicht nirgends so klar zutage wie in seinen Briefen. Wenn er an Treitschke die Einförmigkeit des Tones rügt und ihn tadelt, daß er nicht wenigstens zu verschiedenen Zeiten verschieden aufgelegt sei und dann auch verschieden schreibe, so besaß recht im Gegensatz dazu Strauß die Gabe, allen, mit denen er sich brieflich unterhielt, alles, d. h. jedem ein anderer zu sein. Es ist ein Individualisieren von unnachahmlichem Reiz, je nachdem er an Rapp oder Märklin, an Kauffmann oder Vischer, an Zeller oder Kuno Fischer schreibt; und er schreibt heute anders als morgen, seine Briefe sind aus der Stimmung herausgeboren und spiegeln die Stimmung des Augenblicks unverkennbar wider. Auch der Humor, von dem er bei Treitschke mit Recht jede Spur vermißt hat, ihm steht er im brieflichen Verkehr, doch nicht in diesem allein, ausgiebig zu Gebote.

Aber in den Briefen zeigt sich noch eines. Dieses unvergleichliche Stilgefühl ist nicht von Anfang an da. Wie er sich als Charakter erst durchgerungen hat zum Weisen, der er schließlich war, so muß er auch das Briefschreiben erst lernen: die frühesten Briefe haben noch etwas Steifes und Unfreies, erst allmädlich wird er der Virtuose des Briefstils, als den ihn auch die Welt aus den „ausgewählten Briefen“ kennen gelernt hat. Und dasselbe gilt von seinen Büchern. Der Stil des ersten Lebens Jesu ist gewiß nicht einförmig oder langweilig, der Ton seiner Streitschriften ist gewiß kriegerisch und lebendig. Aber erst in der christlichen Glaubenslehre ist sein wissenschaftlicher Stil ausgebildet, es ist ein glänzend geschriebenes Werk; und in „den Halben und den Ganzen“ klirren die Waffen doch

noch ganz anders, die Hiebe sind eleganter und wuchtiger, der Schlachtruf heller und fröhlicher als in der Schrift gegen Steudel oder Menzel; gerade über jene ist bei aller göttlichen Grobheit eine wahrhaft hellenische Heiterkeit ausgebreitet. Dieser stilistische Aufstieg geht immer so fort, bis er im Voltaire, diesem Schmuckstück unserer Literatur, seinen Höhepunkt erreicht. Ihm gleich steht der Art nach der alte und der neue Glaube, aber doch mit leiser Ankündigung eines Altersstils, so daß sich die Kurve eben jetzt senken zu wollen scheint; zum wirklichen Abstieg hat es der frühe Tod glücklicherweise nicht kommen lassen. Die ersten Anzeichen davon hat vielleicht der feinhörige Nietzsche mit seiner Goldschmiedekunst und -kennerschaft des Worts doch schon herausgespürt und mit seiner Neigung, alles ins Maßlose zu übertreiben und zu verzerren, schonungslos herausgestellt. Als Karikatur bekommt das üble Pamphlet wenigstens einen Schein von Recht.

Und wie die Briefe, so zeigen auch die Bücher von Strauß jene Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit, die auf seiner Kunst des Individualisierens ruht. In den wissenschaftlichen Werken ist die Schreibweise breit ausladend, er sagt nicht zu viel, aber er läßt sich Zeit, alles zu sagen, was er zu sagen hat. Dabei vermeidet er auch lange Perioden nicht. Die Biographien sind fein ausgefeilt, grazil und graziös, die Sätze werden kürzer, die Kunst wird sichtbarer, aber nie aufdringlich. Und endlich, wo es not tut, ohne Pathos doch eine Kraft und eine Wucht, die sieghaft den Gegner überwältigt und den zu Überzeugenden in seine Bahnen zwingt: so in der Vorrede zu den Huttengesprächen oder in den Briefen an Renan. Auf dem Krankenbett hat er die letzteren einmal wieder gelesen, da haben sie ihre Macht an ihm selbst bezeugt, ohne alle Ruhmredigkeit hat er von ihnen sagen dürfen: „Wem die Natur auch nur einmal so die Zunge gelöst hat, der gehört nicht zu ihren Stiefkindern, und den wird sie, auch wenn's mit ihm selbst Ernst wird, nicht verlassen."

Zu seinem Stil gehört — das wissen wir längst — auch sein Reichtum an Bildern. Diese Gabe der Metapher schrieb er dem Stück vom Poeten zu, das in ihm war. Das war der Schwingenschlag des Straußes, der seinen Gang beflügelte. In der Wahl seiner Bilder ist er — wir haben davon Beispiele genug kennen gelernt — überaus glücklich und mannigfaltig, nirgends gesucht und überladen. Nur S. Eck [1]) blieb es vorbehalten, zu finden, daß die Bilder von Strauß an die schwäbische Kleinstadt gemahnen. Es ist wahr, von Berliner Nachtcafés oder von der Friedrichstraße, von Hofkirchen oder Siegesalleen hat er sie nirgends hergenommen; aber kleinstädtisch sind sie darum nicht, und auch ein spezifisch Schwäbisches findet sich nur selten. Auch tut er sie meist nicht mit zwei Worten ab, sondern er führt sie aus und durch, soweit es die Sache fordert und die Ähnlichkeit erlaubt: so wirken sie anschaulich und werden doch nie zu Tode gehetzt. Daß ihm dabei gelegentlich auch eine Katachrese mit unterläuft, ist selbstverständlich. Mit der Scharfäugigkeit des Korrektors und der Vergrößerungsbrille des Neides hat hier Nietzsche manchen Fehler entdeckt und dann über solchen lapsus calami ein Siegesgeschrei erhoben, wie Jungen beim Indianerspiel über den erbeuteten Skalp eines erlegten Feindes. Strauß hätte darauf sagen können, was Goethe von dem aufgefundenen siebenfüßigen Hexameter in Hermann und Dorothea gesagt hat: „Laßt den Racker stehen!“

Doch jenes Stück von einem Poeten trug ihn noch weiter. „Verse machen wird mir schwer, es bedarf daher eines sehr starken Anstoßes von der Seite des Gefühls, in Lust oder Schmerz, Liebe oder Haß, um die Schwierigkeiten überwinden zu helfen“: so hat er selber über sein Dichten geurteilt. Da nun aber in seinem Leben wiederholt solche starken Anstöße in Lust und Schmerz,

---

[1]) S. Eck a. a. O. S. 200.

in Liebe und Haß gekommen sind, so hat er doch recht viel gedichtet. Von diesem Vielen kennt die Welt nur einen ganz kleinen Ausschnitt, „das poetische Gedenkbuch", für die Freunde ausgewählt vom Sohn, und dasselbe in wenig veränderter Zusammenstellung im zwölften Band der gesammelten Werke. Ich habe in meinem Buche mit Versproben nicht gekargt, so daß sich meine Leser, auch ohne zu jenen Sammlungen greifen zu müssen, ein Bild auch von dem Poeten Strauß machen können.

Dabei darf eines nicht übersehen werden: Strauß hat nicht an die Veröffentlichung seiner Gedichte gedacht Als im Jahr 1849 sein Freund Käferle ohne sein Wissen in einem schwäbischen Lokalblatt das Gedicht „Duldung", dem das Motto dieses zweiten Bandes meiner Biographie entnommen ist, drucken ließ, ist er recht ungehalten darüber gewesen. Nur zuletzt noch hat er auf Befragen erklärt, daß er nichts dagegen einwenden wolle, wenn nach seinem Tode seine Angehörigen Proben davon auch weiteren Kreisen mitteilen. So gehören diese stillen Verse nicht in die Literaturgeschichte, sondern ausschließlich nur in die Lebensgeschichte dessen, der sie gedichtet hat. Darum ist Rapp zeitweise das einzige Publikum dafür gewesen, denn der sollte ihn ganz kennen, und dazu dienten diese documents humains. Daher nimmt er es auch übel, wenn andere darüber spotten; sie lachen ja damit ihn und seine Schmerzen aus. Denn wie eine leise, wenig aufdringliche Musik begleiten diese Verse sein Leben vor allem dann, wenn es dramatisch bewegt und sein Schifflein von Wellenbergen hoch gehoben oder in ein Wellental tief hinabgeschleudert wird. Deshalb sind sie wie Schneeflocken zahlreich in den Jahren nach dem Zusammenbruch seiner Ehe: die Poesie sollte ihm die Stöße der Wirklichkeit aushalten helfen, hier kamen Schmerz und Jammer und Groll darüber zu Wort; sie sollte ihm Trost gewähren, daher die Epigramme aus der Glyptothek und die musikalischen Sonette, weil er wie Saul vor den schönen stillen

Bildern der Antike oder bei den Klängen der Zauberflöte und des Fidelio Beruhigung und Frieden fand. Selbst die scheinbar lustigen Strophen auf „Kellner und Kellnerinnen“ sind nur aus seinem Elend heraus richtig zu verstehen. Das waren in jener Zeit oft wochenlang die einzigen Menschen, mit denen er reden konnte. Da fühlte er sich teilnehmend in sie hinein, fühlte sein Los als das eines Ausgestoßenen und Gemiedenen dem ihrigen verwandt und verstand aus sich und seinem Schicksal heraus auch ihre Menschlichkeit. Ihre Heimatlosigkeit und seine Bedürftigkeit, sich viel vergeben zu lassen, nachdem auch er durch Schuld und Reue hatte hindurchgehen müssen, läßt ihn den Kellner mit Ahasver vergleichen:

Was er war? ob Schuster? Schneider?
Pharisäer oder Zöllner?
Weit gefehlt! Der ew'ge Jude
War vielmehr ein Oberkellner;

und die Kellnerin mit jener Magdalena des Neuen Testamentes, der viel erlassen wurde, weil sie viel geliebt:

War der ew'ge Jud' ein Kellner,
So ist die, von der wir lesen,
Daß den Herrn ihr Weinen rührte,
Sicher Kellnerin gewesen.

Und wenn die Vermutung richtig ist, daß auch „die Mohrenfürstin“ eine solche war, so würde das Nebeneinanderstehen dieser drei Gedichte im „poetischen Gedenkbuch“ vollends ganz erklärlich sein. Eine zweite Welle für seinen Drang, sich in Versen auszusprechen, kommt dann in Darmstadt in der Zeit von 1866 bis 1870, wo noch einmal das Glück des Gefundenhabens in hellen Tönen ausströmt. Und endlich die dritte und letzte — aus dem Krankenzimmer die verhaltenen Schmerzenslaute, die Suspirien und Gebete zur großen Geberin der Gaben, zur ewigen Kraft der Welten, hell und rein, wie er selbst sagt, fromm und tief, wie wir hinzufügen. Daß auch seine Arbeiten und ihre Erfolge,

gute und böse, von solchen Versen begleitet werden, Selbstkritik und Kritik fremder Kritik darin zum Ausdruck kommt, haben wir ebenfalls des öfteren gesehen.

Hermann Fischer[1]) hat an den Gedichten die „Unmittelbarkeit und sprudelnde Fülle“ vermißt. Die letztere mit Recht, obgleich er gesteht, durch den Reichtum von Formen und Stimmungen bei Strauß überrascht zu sein. Strauß ging es beim Dichten wie Lessing, es sprudelte nicht von selber, es mußte mit Pumpen und Röhren aus der Tiefe, meist aus der Tiefe des Schmerzes heraufgeholt werden. Aber Unmittelbarkeit —! Nein, diese fehlt der Straußischen Lyrik so wenig, daß darin vielmehr ihr literarischer Mangel gefunden werden kann. Die Verse sind zu unmittelbar, zu subjektiv und individuell, ihr Anlaß und die Stimmung, die sie hervorgerufen hat, sind noch zu nah und darum noch zu deutlich sichtbar. Deshalb sind manche seiner Gedichte nicht weit genug hinaufgehoben in das Universelle und allgemein Menschliche. Strauß dichtet eben nur für sich und für den Hausbrauch, für seine Stimmung und für seine Befreiung von allerlei Verstimmungen. Darin ist er wirklich ganz Stimmungsmensch. Auch die Epigramme aus der Glyptothek wollen nicht „einen schönen Gedanken, eine feine Empfindung, eine treffende Kritik in der gebildetsten, wie aus edlem Metall gegossenen Form“ rein

---

[1]) In seinem Artikel „Zum hundertsten Gedächtnistag seiner Geburt“, Deutsche Rundschau, Januarheft 1908. Leider hat Fischer es sich nicht versagen mögen, Strauß mit Vischer, seine Gedichte mit dessen „Lyrischen Gängen“ zu vergleichen, die von Vischer selber dem Druck übergeben worden sind. Dieser wollte also ein Dichter sein, Strauß nicht. Ein solches Hinüberschielen auf den ästhetischen Freund hat übrigens Strauß selbst einmal seinem Bruder fast zornig verwiesen. Und ich meine, wir Schwaben haben allen Grund, uns zu freuen, daß wir beide haben, und sollten daher jeden in seiner Art gelten lassen, wie er ist. Daß dem Literarhistoriker Fischer Fr. Th. Vischer näher und höher steht als Strauß, ist ja natürlich; auf Allgemeingültigkeit kann ein solches Urteil natürlich keinen Anspruch erheben.

objektiv darstellen, sondern es sind Trostgedichte aus tiefer Not und Pein heraus. Aber allerdings, die gebildete, edle und feine Form —: das ist's doch, was ihnen allen wenigstens die Form der Allgemeingültigkeit gibt. Der Goethesche Einfluß auf Strauß ist ja ohnedies klar. Aber auch durch die Schule der Alten ist er gegangen. Daher sind ihm antike Formen, vor allem natürlich die des Distichons, so geläufig und handhabt er sie so meisterlich. Von A. W. Schlegel, den er in seinem Essay auch nach der formellen Seite hin fein charakterisiert hat, hat er sich Strenge und Feinheit in Metrum und Maß zur Regel machen lassen, und an Platen, den er sonst nicht liebt, hat er ein Muster und Vorbild, wie weit es auch hierin die deutsche Sprache bringen kann. Nur im Reim dürfte er strenger sein. Durch diese Achtsamkeit auf die Form erheben sich die Gedichte über die nächste Unmittelbarkeit in das Reich des Allgemeinen und Idealen und machen einen so durchaus „gleichmäßigen" Eindruck.

Noch eines, ein Doppeltes sogar tritt uns in den Gedichten entgegen, etwas, was fehlt, und etwas, was da ist. Jenes ist der Mangel an Natursinn. Die Gestalten der Glyptothek, die Töne der Musik versetzen Strauß in dichterische Stimmung, die Schönheit der Natur kaum je. Auch in seinen Briefen wird weder von der Schönheit des Meeres in Venedig, noch von der Großartigkeit der Alpenwelt, durch die er nach Italien fährt, weder von den Reizen Lichtenthals und Badens, noch von der Romantik Heidelbergs und des Rheins viel Aufhebens gemacht. Äußerungen derart fehlen nicht, aber sie sind selten. An Blumen hatte er Freude und zum Spazierengehen brauchte er Natur — das ist alles. Teilweise lag das wohl an seiner Kurzsichtigkeit, die das Sehen in die Ferne und Weite von Anfang an erschwert, später ganz unmöglich gemacht hat. Es lag aber auch an seinem Durchgang durch die Philosophie Hegels. Dieser hatte der Naturphilosophie Schellings eine Philosophie des Geistes als das

Höhere gegenübergestellt, und in der Ästhetik machte ihm und seinen Schülern die Einreihung des Naturschönen als eines gleichwertigen Faktors im System neben dem Kunstschönen am meisten Schwierigkeit. So interessiert sich auch Strauß als Hegelianer nur für das Schöne in der Kunst, in der Natur nahm er es ohne viel Reden hin. Oder mit einem Wort gesagt: Strauß verhielt sich zur Natur naiv, nicht sentimentalisch. Das andere, was im Gegensatz dazu in seinen Gedichten vorhanden ist, ist der Humor. In seinen Gedichten, aber auch in seinen Briefen und selbst in seinen Schriften fehlt er nicht. Wenn der Humor das Oszillieren zwischen Idealismus und Wirklichkeitssinn ist, so mußte Strauß, dieser kühl beobachtende Kritiker mit dem Schwingenschlag des Poeten, Humor haben. Und es war die spezifisch schwäbische Form dieser Göttergabe: das zeigt sich vor allem im Kreise der Genossen, wenn er in der Gräßlesgesellschaft seine munteren Toaste hält, seinem Freund Vischer, dem Kritiker und Reformator der Mode, das Lied vom „ewigen Schneider" singt oder Eduard Zeller durch den Papierreisenden Künzel das Semikolon zur Aufbesserung seines taillenlosen Stils empfehlen läßt. Und auch sich selber verschont er nicht damit, wenn er dem Bauern, der ihn in „Wassersnot" am ausgetretenen Bodensee durchs Wasser trägt, als „Antichristophorus" dafür dankt. Aber dieser Humor, der dem an den Kerkerstäben des Daseins rüttelnden Menschen die Gitter vergoldet und das Leben im Käfig erträglich macht, war bei Strauß nicht der leichte, sonnige, der mit seinem Idealismus und mit seinem Glauben an die Welt und die Menschen alles überglänzt, bei ihm war viel Bitterkeit und Grimm mit zugemischt, und der theoretische Optimismus, der freilich nicht vergaß, welche „gewaltige Rolle Schmerz und Übel in der Welt spielen", mußte in praxi oft dem Pessimismus weichen. Der Humor war bei Strauß wie die Sonne, die am wolkenzerrissenen Himmel nur ab und zu einmal durchbricht, aber dann

der Landschaft eine um so wirkungsvollere, ahnungsreichere Beleuchtung verleiht.

Damit sind wir vom Dichter unmerklich zum Menschen hinübergeführt, und es wäre nun unsere Aufgabe, zum Schluß noch zusammenfassend zu sagen, wer Strauß gewesen und was er der Welt der anderen geworden ist. Aber ob man das so einfach kann? Ob sich ein Mensch, wenn er kein ganz unbedeutendes und alltägliches Oberflächenwesen ist, überhaupt je auf eine kurze Formel bringen läßt? Und können wir im Ozean noch die Wasser des Stromes nachweisen, wenn dieser längst schon in ihn eingemündet ist und die Strömungen und Wirbel, die er hervorgerufen hat, mit tausend anderen sich vermischt haben? Strauß aber ist um so schwerer zu fassen, da er ein so komplizierter, oder sagen wir es offen heraus: ein aus so widersprechenden Elementen sich zusammensetzender Mensch gewesen ist. Stellen wir — nicht um sie zu erschöpfen, sondern nur um das Gesagte mit Beispielen zu belegen, ein paar von diesen Gegensätzen nebeneinander, wie sie uns sofort bei ihm ins Auge fallen. Ein kühler Verstandesmensch, so erschien er den Fernerstehenden beim persönlichen Begegnen und so erscheint er beim Lesen seiner Schriften noch immer den meisten; und hell und klar und verstandesscharf war sein Denken gewiß; aber sein Herz war weich und teilnehmend, das erfuhren seine Kinder und seine Freunde, Stimmungen nur konnten seine Gedanken in Bewegung setzen und gaben ihnen oft genug die Richtung, und sein Temperament verbarg sich z. B. in seinen Streitschriften niemals. Leidenschaftlich war er und zornmütig, aber der Grundton seines Wesens war doch nicht cholerisch, sondern melancholisch, lang nachhallten Stimmungen und Verstimmungen in diesem reizbaren Gemüte fort. Ein Revolutionär ist er gewesen, so daß durch ihn das Jahr 1835 zum großen Revolutionsjahr für die Theologie geworden ist, und ein Vorkämpfer der Freiheit, wo immer er eingriff; und daneben doch

konservativ bis in die Knochen, in der Politik und noch mehr in der Moral; von einer neuen Ethik und dem Recht des Individuums sich auszuleben wollte er nichts wissen. Und doch war er Individualist und Ästhet; aber die großen nationalen und an der Peripherie auch schon die großen sozialen Fragen standen ihm höher als die kleinen Leiden und Freuden des einzelnen. Ein Mann der Wissenschaft war er und ein Dichter, ein Kritiker und ein Künstler zugleich: wo jener zersetzte, da baute dieser auf und schuf Kunstwerke, wie der Hutten und vor allem der Voltaire eines gewesen ist. Und ein schneidiger Kritiker war er, der verwundete und weh tat; für sich aber mimosenhaft empfindlich und innerlich wehrlos wie gegen die Nadelstiche so gegen die Keulenschläge anderer. Auch von seinem Herzen gilt, daß es ein trotziges und verzagtes Ding gewesen. Eine gesellige Natur voll Menschenhunger war Strauß, heiter und witzig im Kreise der Genossen, kein Spielverderber, ein guter Kamerad auch hier; und daneben ein armer Einsiedler, der sich vor den Menschen fürchtete und schüchtern und scheu zurückzog und am liebsten für sich allein blieb bei seinen Büchern oder bei seinen Gedanken. Stolz war er und bescheiden zugleich; ein innerlich reinlicher und keuscher, am Rande des Genußlebens zaghaft sich haltender, ein geistig sublimierter, fast naturloser Mensch; und doch voll Freude an der robusten Sinnlichkeit anderer, wenn sie ihm nur als natürliche entgegentrat, der verständnisvolle Schilderer von wilden oder gar wüsten Menschen, wie Schubart und Frischlin gewesen sind. Selber ein Kopf, aber ein Freund von Charakteren wie Märklin, von Lebenskünstlern wie Ludwig Bauer oder von sinnigen, träumerischen Naturen wie Rapp. Optimist und Pessimist zugleich, ein Schmerzensreich, ein Glückloser, vom Schicksal Verfolgter, der die Zähne zusammenbiß und jubelte: So leben wir, so wandeln wir beglückt.

Woher diese Gegensätze und Widersprüche, deren sich noch weit mehrere aufzählen ließen, als hier geschehen? Wer will das sagen, wer kann das bestimmen? Das ist das

Mysterium der Persönlichkeit, das er selbst für Könige und Religionsstifter anerkannt hat und daher gewiß auch sich selber zugebilligt hätte. Diese Widersprüche lagen in seiner Natur, sie waren Sache der Vererbung, aber auch Folge seiner Erziehung, zu Haus durch zwei so entgegengesetzte Menschen wie Vater und Mutter es gewesen, und nachher im weltfremd machenden Seminar und Stift. Und auch das Schicksal war schuld, das durch die Hand der Theologen und der Frauen ihn so unbarmherzig traf.

Aber so voll von Widersprüchen er war und so schwer er unter der Zwiespältigkeit seiner Natur gelitten hat, er war doch ein Mann aus einem Guß. Hatte ihn die Natur zwiespältig geformt, so machte er daraus mit eisernem Willen ein Ganzes. Wenn er als ein weiser und als ein frommer Mann gestorben ist, so hat er das in schwerem Ringen seiner Natur abgekämpft, und was die Erziehung an ihm gefehlt hat, die Selbstzucht hat es gut gemacht. Doch auch hier noch einmal ein Merkwürdiges. Der Charakterkopf mit den scharfen Zügen war zugleich eine schöne Seele, ein durch und durch ästhetischer, künstlerisch empfindender Mensch. Weil aber in seinem Begriff der Schönheit das hellenische Element des Maßes und des Maßhaltens obenan stand, so war Charakter und Schönheit doch wieder eins. Die Tugend der Sophrosyne war der Reif, der das Gegensätzliche in ihm zusammenband und was uns alle bändigt, das Gemeine, in Schranken hielt und niederzwang.

Nur von einer Eigenschaft haben wir noch besonders zu reden, weil sie ihm von allen Seiten und immer wieder vorgehalten wird, von Treitschke und Nietzsche, von Hausrath und Schweitzer: Strauß sei ein Philister gewesen, ja geradezu der Häuptling aller Philister, der klassische Typus eines deutschen Bildungsphilisters. Zuerst von diesem. Gewiß, Strauß war nach 1870 Optimist, wir waren es damals fast alle. Aus der freudigen politischen Stimmung dieser Kriegsjahre heraus hat Strauß den alten und den neuen Glauben

geschrieben. Großes war für Deutschland erreicht, der Sieg und mit ihm die Einheit waren erstritten, wir hatten Kaiser und Reich. Die junge Generation weiß nicht, wie uns, die wir die kaiserlose, die schreckliche Zeit noch erlebt haben, in jenen Tagen das Herz weit aufging, wie uns ein Glücksgefühl erfüllte, so stark und froh wie seitdem nie wieder. Das ist der große Schatz von Idealismus, den wir Älteren vor der Jugend von heute voraus haben. Das war nicht, wie Nietzsche meinte, philisterhafte Anbetung des Erfolgs, war auch nicht bloß der Triumph des Erreichthabens, sondern es war zugleich ein Gefühl der Hoffnung und frohen Erwartung: wie nach den Perserkriegen, dachten wir, müsse nun auch bei uns die Ära eines perikleischen Kulturideals anbrechen. Nietzsche aber war kein Politiker und lebte damals in der Schweiz, wo man nicht eben freundlich von unserem Sieg dachte und redete: so ist ihm jenes Glücksgefühl fremd geblieben oder hat sich doch nicht groß und frei in ihm entwickeln können. An die Stelle der Hoffnung trat bei ihm von vorn herein die Sorge, ob sich aus dem deutschen Sieg und der politischen Einigung eine einheitliche deutsche Kultur herausentwickeln werde. Ich bin heute geneigt, dieser Sorge Nietzsches mehr recht zu geben als meiner damaligen Vertrauensseligkeit, das perikleische Zeitalter ist nicht gekommen, ist heute noch nicht da, und auch politisch haben wir nicht gehalten, was wir damals uns und anderen versprochen haben. Aber dennoch schäme ich mich des Frohgefühls jener Jahre nicht und möchte es in meiner Lebensentwicklung nicht missen, es hat mir bis heute viel Mut und Kraft und Glauben gegeben. Und so komme ich mir darum auch nicht als Bildungsphilister vor, weder in der Erinnerung damals noch in meinem nachwirkenden Optimismus heute. Was ich aber von mir sage, das gilt auch von Strauß. Weil er sich der politischen Errungenschaften freute und sich durch unsere Kulturgüter in Wissenschaft und Kunst beglückt fühlte, deshalb war er noch lange

kein Bildungsphilister. Wenn aber dieser Begriff gar vollends den Vorwurf des Herdentieres und des Feiglings mit einschließt: der alte und der neue Glaube, gegen den sich dieser Vorwurf zunächst gerichtet hat, widersprach ja vielmehr allen Instinkten der Herde und aller Bequemlichkeit des Philisters und stieß darum bei diesem auf einen geradezu empörten Widerspruch und Widerstand. Und ein Werk der Feigheit! — Nietzsche hat es behauptet, aber geglaubt hat es ihm keiner, der Strauß kennt. In der Stunde der Gefahr, im Jahre 1848, als fast alle Welt den Mut verloren hatte, hat ihm sein sonst nicht eben wohlaffektionierter König, Wilhelm I. von Württemberg, bezeugt, daß er „Courage habe“. Courage hat er auch im alten und neuen Glauben gezeigt, ein Feigling ist er nie, tapfer ist er immer gewesen.

Aber ein Philister könnte er darum doch gewesen sein. Und wirklich ist etwas daran. Vielleicht liegt das im schwäbischen Charakter; denn seltsam! alle unsere großen Schwaben, kaum von dem größten, von Schiller, abgesehen, die Dichter wie Uhland und Justinus Kerner, Hermann Kurz und Mörike, und die Gelehrten ohnedies, allen voran Hegel, dann Baur und Zeller, auch Vischer nicht ausgenommen — sie alle haben einen Stich ins Philisterhafte und Philiströse, was natürlich mit der Enge des Schwabenlandes und mit der Verknopftheit des schwäbischen Volkscharakters zusammenhängt. Bei Strauß aber kam dazu noch seine Herkunft aus dem alten, ordnungsliebenden und peinlicher Ordnung benötigten Kaufmannshause. Wie er seine Bilder gerne vom Stand und vom Geschäft des Vaters hernimmt, so hat er auch zeitlebens festgehalten an Pünktlichkeit und Genauigkeit wie im Großen seiner Arbeit, so im Kleinen und Kleinsten seiner Lebensführung und Finanzgebarung. Das widerspricht nun freilich der Vorstellung, die sich der Deutsche seit den Tagen der Sturm- und Drangperiode vom Genie und von genialen Menschen zu machen pflegt. Wenn es in Kopf und Busen braust und gärt, so soll auch

die Lebenshaltung eine wilde, eine maß- und zügellose sein. Und gar vollends, wenn einer ein Revolutionär und ein Freigeist ist, dann soll er womöglich auch ein freies Leben führen wie Schillers Räuber und losgebunden frei sich zeigen auch von der Sitte und dem Sittengesetz. Diesem üblichen Bild des genialen Menschen entsprach Strauß nicht. Schon seine einfach schlichte, gut bürgerliche Erscheinung, die ruhige, zugeknöpfte Haltung und Weise sich zu geben, sein Sorgen um geordnete Verhältnisse und theoretisch sein Festhalten an der alten Ethik, die sich für ihn als oberes Stockwerk stets von selbst verstand: — das hat ihm den Ruf eines Philisters eingetragen. Daß ihm jedes Pathos und jedes geistreiche Sichaufspielen, Blenden und Posieren widerwärtig war und er es gar noch verhöhnte, die schlichte Schönheit seiner Sprache, die logisch saubere Gliederung seiner Gedanken und die unerbittliche Dialektik seiner Beweisführung, das alles mißfiel und mißfällt noch heute unseren lauten Patrioten und unsern geistreich sein wollenden Ästheten. Auch einen Schulmeister haben ihn Hausrath und Schweitzer deshalb genannt. Es ist bezeichnend, daß gerade von theologischer Seite das als Scheltwort kommt, bezeichnend für die geringe Achtung unserer heutigen Theologenwelt vor dem Stand des Schulmeisters, der ihnen das dann natürlich mit zorniger Entrüstung heimzahlt. Aber es ist wahr, Strauß hat etwas Schulmeisterliches, besser gesagt: etwas Lehrhaftes. Um so schlimmer, daß ihn die Theologen gehindert haben, zu werden, was er darnach hätte werden sollen: ein rechter Hochschulmeister, wofür er sich ja so glänzend ausgewiesen hatte. Etwas „Schulmeisterhaftes" hatte auch Sokrates, diese Ähnlichkeit hat Nietzsche ganz richtig herausgefühlt. Ihm war auch Sokrates ein Bildungsphilister. Und wirklich, an ihn erinnert Strauß in der Kunst der dialektischen Gesprächsführung, in dem Zug von Ironie und Humor, der seine Gestalt umwittert und ihn der Welt der Philister so unheimlich und so gefährlich erscheinen ließ, und

endlich in der Gemeinsamkeit des Schicksals, nur daß man heute die Menschen, die man vergiften möchte, nicht mehr vergiften darf. Und auch gestorben sind sie beide als tapfere und als fromme Männer.

Damit wären wir bei dem, was Strauß geleistet hat und was er uns anderen gewesen ist. Vom ersteren hat aber ja mein ganzes Buch gehandelt das brauche ich hier nicht zu wiederholen; und ein Buch über die geistigen Strömungen, die von ihm ausgehen oder mit ihm zusammenhängen, wollte ich nicht schreiben. Strauß war ein Wahrheitsucher und ein Wahrheitslehrer. Das Eigenste, was ihm gehört, den Sinn für Wahrhaftigkeit, wollte er die Welt lehren, und dadurch Klarheit und Helligkeit, Licht und Heiterkeit in sie hineintragen, und ihr zugleich eine Fülle von Schönheit, wirkliche Kunstwerke schenken, an denen sich auch die, die sonst seine Gegner sind, erfreuen und erbauen können; und endlich auch ein gut Teil echten schlichten Patriotismus, der ihn in einer großen Stunde zum sieghaften Wortführer seines Volks hat werden lassen, gehört mit dazu. Er selber mochte verstimmt von sich und seinem Schaffen sagen, „der Baum habe weder die Höhe erreicht noch die vollendete Form erhalten, die ihm bestimmt schien, und mache schließlich doch den Eindruck eines verkümmerten Gewächses"; wir wenden auf ihn und sein Werk lieber das Wort Goethes an:

Wir haben alle segenreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt.

Ein Lehrer und Erzieher zur Wahrhaftigkeit ist uns Strauß gewesen, ein Lichtbringer und Aufklärer, wie Lessing für uns Deutsche, wie Voltaire für Frankreich. Und da nach dem Bibelwort nur die Wahrheit freimachen kann, war er selbst ein Freier und für andere ein Befreier. Wie viele sich in diesem Sinn von ihm freimachen lassen wollen, in wie vielen oder in wie wenigen der Same aufgeht, das hängt ja nicht vom Sämann allein ab, der ihn ausstreut. Nur von mir kann ich es bestimmt wissen und bekennen, daß er es ge-

wesen ist, der mich freigemacht und mir den Mut und die Kraft gegeben hat in meinem Leben, mich in den Dienst der Freiheit und der Wahrhaftigkeit zu stellen. In diesem Sinn ist mein Buch, wie ich im Vorwort gesagt habe, gedacht als ein Akt der Pietät und als ein Zeichen der Dankbarkeit für das, was er mir gewesen ist. Ich kann über niemand schreiben, den ich nicht liebe: über Strauß habe ich schreiben können, denn ich liebe ihn und schulde ihm viel.

Nachwort.

In der Vorrede habe ich versprochen, hier noch über das Material Rechenschaft zu geben, aus dem das Buch herausgearbeitet ist. Meine Hauptquellen sind die Werke von Strauß, darunter für das Biographische der Christian Märklin und die literarischen Denkwürdigkeiten von besonderer Wichtigkeit, seine Briefe, gedruckte und ungedruckte, und sonst noch allerlei Ungedrucktes. Was über ihn gedruckt ist, habe ich in meinem Artikel „Strauß" im 19. Band der Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 3. Auflage, verzeichnet. Inzwischen ist namentlich aus Anlaß der Feier seines hundertjährigen Geburtstags ein wahrer Schneeflockenfall von Festartikeln niedergegangen, die ich mir möglichst vollständig zu verschaffen gesucht habe; sie aber hier einzeln zu nennen, hat keinen Wert. Wo ich etwas davon benützt habe, ist in den Anmerkungen darauf verwiesen. Wohl aber habe ich hier Grund, das ungedruckte Material zu verzeichnen, um dafür zu danken. An die Spitze stelle ich die Mitteilungen von der Familie, dem inzwischen verstorbenen Sohn, Herrn Generaloberarzt Dr. Fr. Strauß, und seiner Schwester Frau Geh. Bergrat Georgine Heusler, geb. Strauß; und nicht minder wichtig die mir rückhaltlos zur Verfügung gestellten Briefe an den Bruder Wilhelm, an die Schwägerin Frau Amalie Strauß und an deren Sohn, den bekannten Buchhändler Emil Strauß. In zweiter Linie gebührt mein Dank Frau Professor Märklin, Frau Direktor v. Rapp und Frau Professor Teichmann in Stuttgart und Herrn Professor Kauffmann in Tübingen für die Überlassung der Briefe an die Freunde Märklin, Rapp, Schnitzer und Kauffmann. Weiter danke ich meinem Vetter Professor Hermann Fischer in Ludwigsburg, der mir ebenso bereitwillig die Briefe an seinen Vater, Stadtpfarrer Fischer in Öhringen, zur Benützung hat zukommen lassen; und endlich Herrn Dr. Wilhelm Lang für die Überlassung der wertvollen und interessanten Briefe von Strauß an ihn. Straußens Briefe an Professor Biedermann in Zürich verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Websky in Berlin, der sie mir aus seinem Besitze freundwillig abgetreten hat. Der Bindersche Nachlaß stand mir natürlich ohnedies zu Gebot. Dazu kamen dann Briefe auf den Bibliotheken in Straßburg und Stuttgart und ganz

besonders zahlreich im Jahre der Strauß-Ausstellung im Schillermuseum zu Marbach; auch die Briefe von Strauß an das Stuttgarter Archiv wegen des Frischlin durfte ich einsehen. Den Verwaltungen aller dieser Anstalten statte ich für ihre Dienstwilligkeit auch hier geziemenden Dank ab. Ebenso den Redaktionen des Schwäbischen Merkur und des Beobachters in Stuttgart. Weiteres Material verschaffte mir vor allem mein Freund Dr. A. Bacmeister, Dekan in Ludwigsburg: so oft ich mit meinen teilweise recht weitgehenden Fragen und Wünschen an ihn kam, fand ich bei ihm immer ein offenes Ohr und bereitwilligste Unterstützung. In Tübingen bin ich vor allem dem Ephorus des Stifts, Herrn Professor v. Buder, und Herrn Professor Belser als Dekan der katholisch-theologischen Fakultät zu lebhaftem Dank verpflichtet; sie haben rückhaltlos und in zuvorkommendster Weise mir Einsichtnahme in ihre Akten gestattet und meine Fragen beantwortet; ebenso seinerzeit der Senior des Repetentenkollegiums im Stift, Herr Dr. Karl Hartmann. Auch der philosophischen Fakultät in Tübingen bin ich für die Zusendung des gewünschten Aktenmaterials Dank schuldig. Ganz besonders verpflichtet aber bin ich dem württembergischen Kultusminister, Exzellenz von Fleischhauer, der mir auf mein Ersuchen wertvolles Material zukommen ließ, ohne irgendwelche Bedingung daran zu knüpfen: ich weiß dieses Vertrauen und diesen Akt unbefangener Großherzigkeit in seinem ganzen Werte zu schätzen und spreche ihm auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank aus. Endlich durfte ich meinen Freund, Herrn Oberstudienrat Dr. Julius v. Hartmann, den bewährten Kenner von Württembergica, in allerlei Verlegenheiten und Nöten um Rat und Hilfe angehen. — Ohne solche Unterstützung von vielen Seiten hätte ich mein Buch nicht schreiben können.

Mit einzelnen Kritikern des ersten Bandes dieser Biographie mich hier auseinanderzusetzen, dazu sehe ich keinen Grund und habe ich in diesem Augenblick keine Zeit. Wenn derselbe eine zweite Auflage erlebt, soll es an mir nicht fehlen.

Nachzutragen habe ich zum ersten Bande dreierlei: 1. zu dem im Vorwort S. X Gesagten, daß ich auch fünf Jahre (1871—1876) im Kanton Zürich gelebt und hier nicht nur den Schauplatz, auf dem sich der Züriputsch abspielte, sondern auch eine Reihe von Mitspielern bei diesem Drama persönlich kennen gelernt habe; 2. zu S. 46 werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß der jüngere Bengel, zu Straußens Zeit das Haupt der alten Tübinger Schule, nicht der Sohn, sondern der Enkel des berühmten Johann Albrecht Bengel gewesen ist. Und endlich lasse ich 3. zu dem auf S. 227 und 264 erwähnten Versuch von Strauß, nach dem Erscheinen des Lebens Jesu an der Hochschule in Heidelberg anzukommen, folgenden inzwischen in der Frankfurter Zeitung veröffentlichten Brief von ihm an Daub hier im Wortlaut folgen:

Hochwürdiger Herr geheimer Kirchenrat!

Es sind eigentümliche Gefühle, mit denen ich nach so langem Stillschweigen wiederum die Feder ergreife und zu einem Schreiben an Sie in Bewegung setze. Denn so sehr ich mich noch immer im Geist mit Euer Hochwürden einig weiß, so gewiß glaube ich zu wissen, daß ich durch meine Schrift über das Leben Jesu, sofern Sie von derselben Einsicht genommen haben sollten, Ihr Mißfallen mir zugezogen habe. Leicht kann freilich eine Kritik, wie ich in der gedachten Schrift sie übe, als untheologische und profane erscheinen: aber für mich ist sie nur der Weg zur spekulativen Dogmatik, die dialektische Vermittlung, durch welche die biblische Vorstellung hindurch muß, um zum Begriff zu werden; ich sehe kein Auferstehen der Idee, wenn nicht die Historie zu Grunde geht. Ich weiß wohl, daß mir dieß von Seiten der Schule, zu welcher ich übrigens mich rechnen zu dürfen die Ehre habe, als Rückfall in den Kantischen Standpunkt, wo die Idee nicht zugleich schon Wirklichkeit ist, zum Vorwurf gemacht werden wird, aber ich bin so kühn zu behaupten, daß dieses Geltendmachen der Negativität gegen die religiöse Vorstellung ein ebenso nothwendiger Durchgangsprozeß ist, um zum christlich-theologischen Absoluten zu gelangen, als seiner Zeit die Phänomenologie nötig war, um das Absolute der Schellingschen Philosophie wissenschaftlich zu vermitteln, — wobei ich jedoch, wie sich von selbst versteht, nur den in meiner Schrift betretenen Weg im Allgemeinen im Auge habe, die Ausführung im Einzelnen mit der der Phänomenologie auch nicht von fern zu vergleichen die Anmaßung haben kann.

Doch wozu alle diese Reflexionen, die Euer Hochwürden entweder selbst schon gemacht haben oder, wenn ich sie auch hier vortrage, deßwegen doch nicht geneigter sein werden, sie einzuräumen? Ehrlich gesagt, weil mir in gegenwärtigem Augenblick besonders viel daran liegen muß, Euer Hochwürden in keinem zu ungünstigen Lichte zu erscheinen. Ich habe nämlich infolge der Herausgabe meiner Schrift meine Stelle als Repetent am hiesigen Seminar, welche mir zugleich das Halten von Vorlesungen an der Universität möglich machte, verloren, und bin an ein Lyceum als Hülfslehrer versetzt worden, — eine Stelle, die meinen Bestrebungen ganz entgegen ist und die ich im nächsten Herbst antreten soll.

Natürlich denke ich nun an ein Unterkommen an einer auswärtigen Universität, und zuerst muß mir da Heidelberg einfallen, wo ich in der Person des Herrn Geheimen Kirchenrats Daub sonst einen Gönner hatte — ob noch jetzt, das kann ich freilich nicht wissen. Aber ich will es einmal versuchen und sehen, wie ich noch vor Ihr Angesicht kommen darf. Sind Ihnen die Grundsätze meiner Schrift (welche aber hier nur

nach ihren gleichsam untersten Teilen erscheinen, während sie nach oben in ein Gebiet sich verlaufen, welches mir mit Euer Hochwürden gemeinschaftlich ist) nicht zu sehr entgegen, so werden Sie gewiß, dieß läßt mich Ihre mir immer bewiesene Güte hoffen, sofern sich in Heidelberg eine anständige Stellung für mich finden ließe, mir gütigst Auskunft erteilen und Ihren Einfluß zu meinen Gunsten verwenden. An Herrn Geh. Kirchenrat Paulus, der meine Schrift nachsichtig beurteilt hat, lasse ich zugleich ein Schreiben in derselben Angelegenheit abgehen.

Entschuldigen Sie nur die Freiheit, die ich mir genommen, durch das unbegrenzte Zutrauen, das mir Ihre väterliche Güte gegen mich eingeflößt hat, und genehmigen Sie die Versicherung unveränderter Ehrfurcht, mit welcher ich bleibe

Euer Hochwürden

ergebenster

Dr. Strauß.

Tübingen, 11. August 1835.

Das dem ersten Band vorangestellte Bild stammt aus dem Jahre 1837: es war für die „Europa" bestimmt. Über das Bild vor dem zweiten Band gibt ein Brief von Strauß an Ernst Haeckel vom 24. August 1873 Aufschluß. Die Stelle ist zugleich für Straußens Stellung in seiner Heimat so charakteristisch, daß sie hier nicht fehlen darf. „Besonders zu danken habe ich Ihnen noch für die Beigabe Ihrer Photographie", schreibt er, „die mir hoch willkommen ist; aber was werden Sie sagen, wenn ich Ihren Wunsch, dagegen die meinige zu bekommen, nicht erfüllen kann? Am besten, Sie lachen darüber, wie ich selbst; in ganz Stuttgart — wo ich, da mein Vorrat erschöpft ist, meinen Sohn beauftragte in den Kunsthandlungen nachzufragen — ist eine Photographie von mir nicht zu finden. Sie sehen, der so manchen Bibelspruch wankend gemacht hat, muß doch den vom Propheten, der in der Heimat nichts gilt, bestätigen. Zum Teil bin ich wohl selbst schuldig, da ich mich im Grunde nur einmal habe photographieren lassen, nämlich vor acht Jahren bei dem Hofphotographen Günther in Berlin, an den ich nun auch Sie verweisen muß. Verlangen Sie die Aufnahme mit dem Buch — die halten meine Freunde für die bessere." Für die Reproduktion schien mir und meinem Herrn Verleger das gleichzeitig entstandene Bild ohne Buch geeigneter.

Straßburg, am 10. November 1908.

Theobald Ziegler.

Namenregister.

Aus dem Verlag von

Karl J. Trübner in Straßburg

mdccccviii



Durch die meisten Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Schlagwörterbuch

Ein Versuch

von

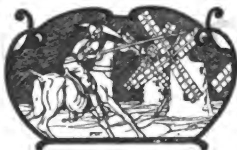
Otto Ladendorf.

8°. XXIV, 365 Seiten. 1906. Geheftet ℳ 6.—, gebunden ℳ 7.—.

„Die Ergebnisse der Schlagwortforschung, dieses jüngsten Zweiges der deutschen Wortforschung, der nicht älter ist als unser Jahrhundert, hat Otto Ladendorf in dem Versuch seines Historischen Schlagwörterbuches zusammengefaßt. Der Verfasser hat sein fleißiges Werk selbst bescheiden als Versuch bezeichnet, und in der Tat, es wäre gewagt, nach so kurzer Zeit des Sammelns mehr bieten zu wollen. Ist doch das Reich der Schlagworte ein weites, unbegrenztes, wie das der verwandten Modewörter und geflügelten Worte, welch letzteres Büchmann und seine Nachfolger nach mehr als 40 jähriger Arbeit noch nicht völlig erforscht haben und nie völlig erforschen werden. Derartige Arbeiten können nie abschließend vollendet werden, so wenig die lebende Sprache einen Abschluß kennt — es sind immer nur einzelne Abschnitte, die nach bienenfleißigem Sammeln und Schaffen zu einer annähernden Vollendung gelangen. — . . . . . Welch eine Fülle von Witz und Geist, von Liebe und Haß, von Kämpfen, Streben und Hoffen kommt in diesen Schlagworten zum Ausdruck! Welch buntes, belustigendes, anregendes Bilderbuch, das man nicht aus der Hand legt, ehe man es ganz durchblättert, durchlesen hat! — Das meiste, was Ladendorf bietet, entstammt dem 19. Jahrhundert, auch die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts ist stark von ihm berücksichtigt worden, aber daß auch die Deutschen vor 1750 in den Zeiten Gottscheds, der Sprachreiniger, des Dreißigjährigen Krieges, der Reformation, der Humanisten Schlagworte kannten, lehrt sein dankenswertes Buch nicht. Da dehnen sich noch weite, fast ganz unerforschte Gebiete, die zu den künftigen Auflagen des „Ladendorf" viel beisteuern werden! — Zur Mitarbeit an diesem Werke, das als würdiges Gegenstück zu Büchmanns Geflügelten Worten bezeichnet werden kann, ist jeder berufen — jeden noch so kleinen Beitrag wird die Verlagsbuchhandlung dankend für den Verfasser entgegennehmen!"

Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 4. Februar 1906 (Nr. 28).

Verlag von KARL J. TRÜBNER in Straßburg und Berlin.



Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha

von **Miguel de Cervantes Saavedra.**

Uebersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von

Ludwig Braunfels.

Neue revidierte Jubiläumsausgabe

Vier Bände. Jeder Band ca. 400 Seiten. 1905.

Preis pro Band geheftet ℳ 2.50, in Leinwand gebunden ℳ 3.50.

Eine würdige, gediegene Bibliotheksausgabe von Cervantes, Don Quijote, fehlte bisher im deutschen Buchhandel. Das 300jährige Jubiläum dieses klassischen Meisterwerkes der Weltliteratur war eine passende Gelegenheit, dieses Bedürfnis zu befriedigen.

„... So war es denn ein vortrefflicher Gedanke, gerade dieser ausgezeichneten Übersetzer-Arbeit ein fröhliches Auferstehen in verjüngter und verbesserter Gestalt zu schaffen ....

Mit dieser Neuausgabe ist keines Geringeren Namen verbunden als der Prof. Heinrich Morfs in Frankfurt a. M. ... Man darf sich aufrichtig freuen, daß eine so feine, taktvolle Hand über dieser Revision gewaltet hat, zugleich die Hand eines anerkannten Fachmanns, dem man sich überall sicher und vertrauensvoll überlassen kann.

Braunfels steht als Don Quijote-Übersetzer weit über allen deutschen Vorgängern in seiner Verbindung von kenntnisreicher Sorgfalt und künstlerischem Nachempfinden. Er allein hat uns eine im Wortsinn und Ton treue Umschrift geliefert.."

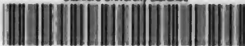
Neue Züricher Zeitung, Erste Beilage zu Nr. 159, 1905.

Die große Gemeinde der Cervantesverehrer, die der unsterbliche Spanier auch bei uns besitzt, wird es dem hervorragenden Frankfurter Philologen Dank wissen, daß er sich herbeigelassen hat, zum Don Quijote-Jubiläum eine revidierte Ausgabe von Braunfels' Übersetzung zu geben, die, in der Kollektion Spemann veröffentlicht, leider viel zu wenig Beachtung im gebildeten Publikum gefunden hat.

Deutsche Literaturzeitung 1905 Nr. 31.

Verlag von KARL J. TRÜBNER in Straßburg und Berlin.




Stanford University Libraries
3 6105 024 613 601